Oecon
2437

Tante Elise
J. Nisle inv.
A. Gnauth sc.

[illegible]

[illegible]

ihrem Leben [illegible]

[illegible]

Frauen und Töchter.

Von der Verfaſſerin des armen Martins.

Mit zwei Kupfern.

Pforzheim,
Flammer und Hoffmann.
1847.

Oecon
2437 b

Tante Elise
J. Nisle inv.
A. Gnauth sc.

Maria Werner.

Die mutterloſe Jungfrau

in

ihrem Leben und ihrer Haushaltung.

Ein

unterhaltendes und wirthſchaftliches Bildungsbuch

für

Frauen und Töchter.

Von der Verfaſſerin des armen Martins.

Mit zwei Kupfern.

Pforzheim,

Flammer und Hoffmann.

1847.

Bayerische Staatsbibliothek München

gd/48/4353

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorwort.

Nicht ohne Schüchternheit wagt es die Verfaſſerin, dieſe einfachen Blätter in die Welt hinauszuſenden. Sie enthalten nichts, das noch nie geſehen, noch nie gehört worden wäre; ſie ſind vielmehr ein ſchwacher Verſuch, längſt bekannten und erprobten Wahrheiten willigen Eingang bei Denen zu verſchaffen, für welche ſie vorzugsweiſe ihre Beſtimmung haben und für welche ſie von entſchiedenem Nutzen ſein können.

Nur zu bekannt iſt, daß beſonders in gegenwärtigen Zeiten ſo vielfache Abwege das junge Mädchen vom Pfad anſpruchsloſer Häuslichkeit zu verlocken ſuchen. Von großem Werthe muß es daher ſein, die weibliche Wirkſamkeit, die ſo vielfach verkannt und durch ihre Folgenreihe bis in die kleinſten Einzelnheiten doch ſo unendlich wichtig iſt, der heranwachſenden Jungfrau beachtenswerth und anziehend zu machen. Die Verfaſſerin würde ſich glücklich ſchätzen, dürfte ſie der Hoffnung Raum geben, durch ihre Blätter zur Erreichung dieſes Zweckes etwas beitragen zu können.

Indem ſie den Gang und die Vorkommniſſe eines einfachen bürgerlichen Hausweſens erzählt, hatte ſie dabei beſonders den traurigen Fall vor Augen, wo der frühe Tod einer Mutter oder ſonſtige Verhältniſſe dieſer es unmöglich machen, ihre Tochter ſelbſt in die Oekonomie einzuleiten.

Dieſen Gedanken feſthaltend war es ihr Bemühen, nicht nur allgemeine Winke über die Führung eines guten Haushalts zu geben, ſondern auch durch die genaueſte Angabe der häuslichen Geſchäfte überhaupt, und namentlich der einfachſten Speiſebereitungen, die man gewöhnlich in den Kochbüchern nicht findet, ſo wie durch Darſtellung der Behandlung des Küchen- und Blumengartens einer alſo verwaisten Jungfrau nützlich an die Hand zu gehen.

Möge ſie die freudige Ueberzeugung gewinnen dürfen, daß ihr guter Wille nicht verkannt würde und daß ihre Arbeit keine vergebliche geweſen ſei!

Stuttgart, im Juli 1847.

Die Verfaſſerin.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Es war am erſten Sonntag des ſchönen Maimonats, als die Juſtizräthin Werner ſehr frühe erwachte.

Dank und Freude waren die Empfindungen, mit welchen ſie den Tag begrüßte, und die Worte des Pſalmiſten: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat,“ klangen laut im Innerſten ihrer Seele nach.

Schnell erhob ſie ſich von ihrem Lager und eilte hinaus, um mit ihrem vollen Herzen in der ſchönen Natur allein mit ihrem Gott zu ſein. Ja, voll von unausſprechlichen, von heiligen Muttergefühlen war ihr Herz, heute, an dem Tag, an welchem ihr erſtgebornes, ihr über alles geliebtes Kind Maria das Gelübde unverbrüchlicher Treue, das vor fünfzehn Jahren bei der heiligen Taufe Andere im Namen der Unmündigen abgelegt hatten, nun ſelbſt ſeinem himmliſchen Vater wiederholen ſollte.

Die Juſtizräthin trat in den Garten. Ein köſtlicher Morgen! Eben war die Sonne aufgegangen und nun in voller Pracht an dem tiefblauen, wolkenloſen Himmel ſtehend, ſandte ſie ihre Strahlen auf die ganze jugendlich frohe Natur und verlieh ihr Licht und Wärme, dem Chriſten gleich,

der ſeinen Blick unverrückt der Ewigkeit zuwendet und während er nur dies eine erhabene Ziel zu erſtreben ſucht, faſt unbewußt unter ſeinen Umgebungen in engern oder weitern Kreiſen Segen verbreitet.

Die Juſtizräthin war eine jener weichen Seelen, welche die Fähigkeit ſehr glücklich und ſehr unglücklich zu ſein, in ausgezeichnet hohem Grad beſitzen. Da es nun aber der Dornen, die uns verwunden, im menſchlichen Leben gar manche giebt, ja, dieſe gewöhnlich viel häufiger als die Roſen ſind, ſo würde ihr Lebensgang ein ziemlich trüber genannt werden dürfen, hätte ſie nicht Quellen der Freude gekannt, bleibende, unverſiegbare Quellen, aus denen ſie ſtets ſchöpfen durfte und auch da noch ſchöpfte, als ſie die meiſten ihrer irdiſchen Hoffnungen zu Grabe getragen glaubte. Eine tiefe Religioſität, ein lebendiges Bewußtſein, bis auf die kleinſten Einzelheiten der Führung und Leitung eines allmächtigen und alliebenden Vaters anvertraut zu ſein, und eine aus dieſer Ueberzeugung entſpringende vollkommene und unbedingte Hingabe in den Willen Gottes: das waren die Hauptquellen, die ihr immer wieder neuen Troſt und Erfriſchung zufließen ließen. Sie wußte, ſie fühlte, daß ſie ein Kind Gottes ſei! Dieſer beſeligende Gedanke füllte ihr Herz aus, wenn es unter den Menſchen Mangel litt; aber er ſchuf auch eine Heiterkeit und eine Liebe in ihr, die auf alle ihre Umgebungen einen mächtigen Zauber ausübten.

Leonore, ſo hieß die Juſtizräthin, war von ihrer erſten Kindheit an durch eine harte Schule gegangen. Früh, noch ehe ſie zu denken vermochte, hatte ſie das Unglück, den

Vater zu verlieren, und eine zweite Heirath ihrer Mutter erſetzte ihr dieſen Verluſt um ſo weniger, als ihr Stiefvater einen rauhen, unfreundlichen, ja herben Charakter beſaß, unter dem ihre gute Mutter ſelbſt ſchwer ſeufzte. Kaum der erſten Kindheit entwachſen, ward ſie die Vertraute der Mutter, und alle häusliche Sorge und Noth, ſo wie der ſtille Gram ihrer Mutter laſteten ſchwer auf dem zärtlich liebenden Gemüthe der jungen Leonore. Schon in ihren frühen Kindertagen, wenn ſie eben mit ſorgloſer Heiterkeit den harmloſen Vergnügungen und Ergötzungen ihrer Geſpielinnen ſich hingeben wollte, ergriff ſie zuweilen plötzlich der Gedanke: „Ach, wie ſteht es jetzt zu Haus, wie ergeht es vielleicht meiner armen Mutter?“ und verſchwunden war alle Luſt und Heiterkeit des armen Kindes. Gelang es ihr auch einmal, dieſes ſie ſtets verfolgende Geſpenſt von ſich zu verbannen und auf kurze Stunden ihres jungen Daſeins ſich zu erfreuen, ſo glaubte ſie bei dem Eintritt in das elterliche Haus in den roth geweinten Augen der geliebten Mutter, in der kränklichen Bläſſe ihrer eingefallenen Wangen einen leiſen Vorwurf zu leſen, von dem ſie ſich nur durch noch größere Hingebung und innigeres Anſchließen an das liebende Mutterherz befreien zu können vermeinte. Kein Wunder, daß Leonorens Charakter, der von Natur weich und ſanft geſchaffen war, allmählig eine Geſchmeidigkeit, eine Fähigkeit zur Aufopferung erhielt, wie dies nur ſelten in ſo jungen Jahren der Fall iſt. Die glückliche Jugend ſieht meiſtens noch nichts Widriges, keine Hinderniſſe im Wege ſtehen, ihre Wünſche und Erwartungen,

noch beſchränkt und erreichbar, werden mit Freuden von den liebenden Eltern erfüllt, ja übertroffen, ihre Neigungen und Liebhabereien werden gehegt und gepflegt, und wo auch vollends die äußeren Verhältniſſe nicht gebieten, engere Schranken zu ziehen, ſieht ſich das Kind mit ſeinen kleinen Launen gar oft zum Mittelpunkt gemacht, um den ſich die ganze häusliche Verfaſſung drehen muß. Dadurch aber wird der im menſchlichen Herzen ſo tief gewurzelten Selbſtſucht Thür und Thor geöffnet, und ein Kind, das bisher nur zu wünſchen brauchte, um Alles zu beſitzen, lernt ſpäter entweder gar nicht oder ſchwer genug zu verzichten und ſich zu verſagen, um Andere froh und glücklich zu machen oder überhaupt den eigenen Willen zu brechen. Iſt es denn aber nicht Hauptaufgabe des chriſtlichen Lebens, daß wir nicht nach den Eingebungen und Neigungen unſerer eigenen verdorbenen Menſchennatur, ſondern nach dem Willen und den Geſetzen eines heiligen Gottes unſer Leben einrichten, und nicht uns ſelbſt, ſondern Ihm zu leben lernen ſollen? Dahin zielen auch alle unſere äußeren Lebensführungen, das wird jeder über die göttliche Erziehung nachdenkende Menſch aus ſeinen eigenen Erfahrungen heraus bekennen müſſen. Iſt dies aber ſchon eine allgemeine Aufgabe, ſo iſt ſie noch viel beſtimmter und in engern Grenzen dem ſchwächern Geſchlecht vorgezeichnet. Das Weib hat in ſeltenen Fällen handelnd aufzutreten; ſeine Größe, ſein Muth beſteht in beharrlichem Dulden und Tragen, in ſanftem Nachgeben, in willigem Aufopfern und ſtiller unbemerkter Selbſtverläugnung. Wie gut, wenn ſich in dieſen Tugenden ſchon das

Kind, das junge Mädchen im elterlichen Hauſe übt. Es kann dies geſchehen bei froher Kindheit und viel unſchuldigem Jugendgenuß.

Leonore war freilich in einer ernſtern, oft wirklich bittern Schule, aber ſie klagte nicht, ſondern pries noch in der letzten Stunde ihres Lebens ihren himmliſchen Vater dafür, daß er ihr junges Herz ſo frühzeitig in ſeine Bearbeitung genommen und auf ſeine Winke merken gelehrt habe.

Als Leonore unter mancher Verläugnung zur Jungfrau herangewachſen war, durfte ſie auch bei der Wahl eines Gatten nicht der Stimme ihres Herzens folgen. Ihr Stiefvater, der nie einen Widerſpruch duldete, erlas ihr, faſt ohne ſie darüber zu fragen, ihren künftigen Lebensgefährten, und ſie hätte nicht den Muth gehabt, nur ahnen zu laſſen, daß der für ſie beſtimmte Mann nicht ganz die Eigenſchaften beſaß, die ſie nothwendig für das Glück ihres Herzens hielt und die ſie bei einem andern jungen Mann ihrer Bekanntſchaft leiſe gehofft hatte zu finden.

Sie ergab ſich in ihr Schickſal, auch gelang es ihr, mit Gott ihre ſtille Neigung zu bekämpfen und dem Juſtizrath Werner aus voller Seele die Verſicherung ihrer treueſten Anhänglichkeit zu geben, der ſie denn auch in ihrem zwanzigſten Jahre zum Altar führte.

Werner war indeß ein biederer Mann, nur etwas eigen und ziemlich ernſt und trocken — Eigenſchaften, die freilich für eine junge Frau nicht ſehr anziehend ſind. Als tüchtiger Geſchäftsmann ließen ihm auch ſeine Akten wenig Zeit und Sinn für das ſtille häusliche Gemüthsleben, das

er bei ſeiner liebenswürdigen Gattin hätte finden können. Bei ihm war es ſtets die Vernunft, oft eine allzu berechnende, welche die erſte Stimme führte; die Handlungen ſeiner Gattin hingegen leiteten ihren Urſprung gewöhnlich aus dem Gefühl ab. Da ſie aber von Jugend auf gewohnt war, bei allen ihren Entſchlüſſen zuerſt nach dem Willen Gottes zu fragen, ſo konnte man ihr nicht vorwerfen, daß ſie, auch im ehelichen Verhältniß, unbeſonnen oder taktwidrig gehandelt hätte. Wehe that es ihr freilich oft, beſonders anfangs, wenn die Aeußerungen ihrer lebhaften Empfindungen, die ſie vor ihrem Gatten, weniger als bisher vor ihrem ſtrengen Vater, verbergen zu müſſen glaubte, bei dieſem nicht nur keinen Anklang fanden, ſondern wenn ſie ſich ſogar mit kaltem Spott, womit er ſie von ihrer Schwärmerei, wie er es nannte, zu heilen ſuchte, zurückgewieſen ſehen mußte. Nach und nach gewöhnte ſie ſich an dieſe Verſchiedenheit ihrer Denk- und Empfindungsweiſe, ſie ſuchte ihre Gefühle ſo wie deren Ausdruck zu mäßigen und fand, daß ſie dadurch an Reinheit und Wahrheit, ſtatt zu verlieren, gewannen. Der weiſe Spruch: „Uebertreibe nichts!" wurde ihr zum Lebensſpruch, und ſie fand auch hier wieder, daß Bekämpfung unſerer ſelbſt zwar eine ſchwere Aufgabe ſei, aber ſtets edle und heilvolle Früchte trage.

Mit der innigſten Zärtlichkeit hing Leonore auch noch nach ihrer Verheirathung an ihrer Mutter, und als dieſe gute Frau bald ein ſanfter Heimgang von allen Erdenleiden befreite, da wurde Leonoren dieſer große Verluſt durch die Geburt ihres erſten Kindes, ihrer Maria, erſetzt. Mit der

ganzen Kraft ihres liebenden Herzens umfing ſie dieſe Gabe Gottes. Aber neben dem unausſprechlichen Glück, Mutter zu ſein, vergaß ſie den hohen, ihr von Gott anvertrauten Beruf nicht, die Pflegerin und Bildnerin einer unſterblichen Seele werden zu dürfen. In dieſem Sinn nahm ſie dieſes ſo wie alle ihre Kinder, und indem ſie dieſelben als von Gott geliehene Pfänder betrachtete, fühlte ſie auch ihre Verantwortlichkeit hiebei auf's Tiefſte. Was ihr aber dieſes erſte Kind noch beſonders wichtig machte, war folgender Umſtand.

Leonore war vor ihrer Verheirathung für eine reiche Erbin angeſehen worden, und es iſt nicht unmöglich, daß ihre eigene Liebenswürdigkeit in den Augen der jungen Männerwelt dadurch einen nicht unbedeutenden Zuwachs erhielt; auch der überlegte und beſonnene Werner mag nicht ganz frei von dem Vorwurf geweſen ſein, durch ihren Beſitz ſich eine ſorgenfreiere Lage bereiten zu wollen. Als aber nach dem Tode ihrer Mutter auch bald darauf ihr Stiefvater ſtarb, ſo zeigte ſich bei der Auseinanderſetzung des Vermögens, daß dieſe Hoffnung auf einem gewaltigen Irrthum beruhte und die ganze Hinterlaſſenſchaft nur aus wenigen tauſend Gulden beſtand. Leonore erſchrack über dieſe Entdeckung — nicht für ſich ſelber, denn wer war genügſamer als ſie — nur für ihren Gatten, weil ſie fürchtete, ihren eigenen Werth zu gering anſchlagend, er möchte es nun bereuen, ſie gewählt zu haben. Das war jedoch nicht der Fall; Werner war zwar ſehr ſparſam, ja er mochte vielleicht in manchen Fällen aus Aengſtlichkeit die Grenzen allzu genau abſtecken, aber dennoch beſaß er zu viel Rechtſchaffenheit,

um in irdiſchem Beſitz ſein ganzes Glück zu ſuchen. Noch weniger fiel es ihm ein, ſo ungerecht zu ſein, ſeine auf jeden Fall unſchuldige Frau auch nur im Geringſten fühlen zu laſſen, daß er ſich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht habe. Leonore, welche die Güte ſelbſt war, rechnete ihm dieſe Billigkeit als großes Verdienſt an und ſuchte von dort an noch viel mehr ihm durch die zuvorkommendſte Liebe gleichſam einen Erſatz zu bieten. Fand ſie dann auch bei dem ernſten Mann nicht immer eine wohlthuende Erwiederung, ſo hatte ſie ja jetzt in ihrem Kinde einen Gegenſtand, dem ſie alle Jugendgefühle ihrer Liebe in vollem Maße zuwenden durfte, ohne befürchten zu müſſen, mißverſtanden zu werden, daher kam es auch, daß ihre Erſtgeborene, ihre Maria, ihrer Seele ganz beſonders theuer war.

Heute nun wallte ihr Herz über in hoher Mutterfreude, und im Garten angekommen, eilte ſie einer Laube zu, die ſchon oft ihr ſtilles Aſyl geweſen war, wenn die Welt ſie oder ſie die Welt nicht verſtehen konnte, und von der ſie immer wieder, geſtärkt durch Gebet, mit friſchem Muth zurückkehrte. Mit Ueberraſchung bemerkte ſie ſchon aus der Ferne, daß ſich eine weibliche Geſtalt in der Laube bewegte. Sie trat ein und Maria lag in ihren Armen. Das holde Mädchen war der Mutter noch zuvorgekommen, um mit Kränzen lieblicher Frühlingsblumen den kleinen Raum, den ſie wohl als der Mutter Lieblingsplätzchen kannte, zum Tempel kindlicher Liebe auszuſchmücken.

Es bedurfte einiger Minuten, bis Mutter und Tochter ſich in Worten auszuſprechen vermochten, aber ſie hatten

ſich dennoch verſtanden. Es giebt eine Sprache des Herzens, die nur in ſeltenen Augenblicken auf dieſer Erde uns verliehen iſt, aber einſt in einem vollkommenern Daſein werden wir ſie verſtehen lernen; hier unten läßt ſie uns nur ahnen, welcher Ausbildung und welcher Wonne unſere Seele fähig iſt.

Als Mutter und Tochter ruhiger geworden waren, vereinigten ſie ſich in Aeußerungen der Liebe, des Dankes und der Anbetung. Dann kehrten ſie froh und freudig in einer Stimmung, wie ſie für dieſen heiligen Tag paßte, in's Haus zurück.

Indeſſen war auch der Juſtizrath wach geworden und freundlicher, als man ſonſt an ihm gewohnt war, und weicher ſprach er mit Maria von dem heutigen Feſte und dem großen und wichtigen Verſprechen, welches ſie heute ihrem Gott und Heiland zu geben im Begriff ſtand. Die jüngeren Kinder, Edwin und Julchen, ſprangen auch herbei und Alles bereitete ſich jetzt, um dem ſchönen Tag auch äußerlich würdig entgegenzukommen. Viele Gäſte zu ſich zu bitten, hielten Maria's Eltern nicht für angemeſſen, weil hiedurch die Feier eines ſolchen Feſttags für die Seele eher geſtört als befördert wird. Nur Tante Eliſe, die einzige Schweſter des Juſtizraths, die einige Stunden entfernt wohnte, hätte heute Niemand von der Familie vermiſſen mögen. Dieſe Tante war eine äußerſt liebevolle und zugleich verſtändige Frau, die ihres Bruders ſo wie Leonorens ganzes Vertrauen beſaß und an der die Kinder, ſie faſt als ihre zweite Mutter betrachtend, mit der zärtlichſten Liebe

hingen. Mit Jubel wurde ſie empfangen und bald war die ganze Familie zum Kirchgang bereitet.

Die feſtliche Handlung ging ohne Störung von Außen vorüber und daß ſie auch innerlich Marien die geſegnetſten Eindrücke zurückließ, das durfte man um ſo zuverſichtlicher hoffen, als ſie ſchon in der Zeit der Vorbereitung auf ihre Confirmation durch ihr ganzes Weſen zeigte, daß ſie das Glück, eine Chriſtin zu heißen, verſtand und danach zu ringen ſtrebte. Ihr großes blaues Auge ſtrahlte von innerer Freude, und als Abends ſich die ganze Familie um den Theetiſch verſammelt hatte, waren gewiß nicht leicht glücklichere Menſchen beiſammen. Die Juſtizräthin beſonders fühlte eine innere Befriedigung, wie ſie ihr während ihres ganzen Eheſtandes nicht geworden war, vielleicht auch durch die weichere Stimmung ihres Gatten und der dadurch größern Uebereinſtimmung mit ihren eigenen Empfindungen hervorgerufen.

Auffallend und wunderbar war es daher, als ſie mitten im Gefühl ihres Glücks von Todesahnungen ergriffen wurde, in Folge derer ſie zwar mit freundlichem Lächeln, aber doch mit ſolcher Beſtimmtheit die Ueberzeugung ausſprach, dieſem lieben Kreis bald entrückt zu werden, daß Niemand ihr zu widerſprechen wagte. Noch auffallender aber war es, daß dadurch das Glück der guten Menſchen nicht geſtört wurde. Die außergewöhnlich erhöhte Stimmung, in welcher ſich Alle befanden und in die ſelbſt der ſonſt ſo nüchterne Juſtizrath faſt wider Willen hineingezogen worden war, hatte die ſcharfen Grenzen zwiſchen Jetzt und

Einſt, zwiſchen Dieſſeits und Jenſeits dem geiſtigen Auge entrückt, und den ahnungsvollen Worten, welche die Mutter ſprach, wurde nicht der gewöhnliche irdiſche Maßſtab kurzer Stunden angelegt. Man war glücklich in der Gegenwart und ängſtigte ſich nicht für die Zukunft, wußte man doch gewiſſer als je: man befand ſich in der Hand Gottes und war durch den herrlichen Chriſtenglauben feſter noch als durch die Bande des Bluts vereinigt für Zeit und Ewigkeit.

Glücklich begab ſich endlich die kleine Geſellſchaft zur Ruhe, und erſt den folgenden Tag war es die Tante, welcher die Worte ihrer Schwägerin, die ſie zärtlich wie eine Schweſter liebte, bedenklich erſchienen. Als ſie ſich deßwegen allein mit ihr ſah, wagte ſie das geſtrige Geſpräch noch einmal aufzunehmen und ſie um den Grund ihrer traurigen Ahnung zu befragen. Ein leichtes Erröthen und ein leiſes Zittern ließ Leonorens innere Bewegung bei der Frage ihrer Schwägerin bemerken, aber gleich darauf ſprach ſie mit vollkommener Ruhe und mit dem Ausdruck der reinſten Wahrheit: „Habe ich geſtern mir Etwas entſchlüpfen laſſen, das einer Todesahnung glich? Das thut mir leid, ich wollt' es nicht, ich weiß es auch nicht mehr. Wahr iſt's, daß ich zuweilen, aber nur in einzelnen Augenblicken, das Gefühl, ich möchte lieber ſagen die Gewißheit habe, daß ich bald von dieſer Erde abgerufen werde, allein da dieſe Ahnung alles äußern Grunds entbehrt, denn ich fühle mich gegenwärtig geſünder und heiterer als je, ſo hätte ich lieber davon geſchwiegen. Iſt mir jedoch das Geheimniß,

faſt unbewußt, entfahren, ſo mag es auch gut ſein, und mit wem möchte ich lieber davon ſprechen, als mit dir, meine geliebte Eliſe, die du ſtets als eine treuliebende Schweſter dich an mir bewieſen haſt! Komm, meine Liebe, laß uns in den Garten gehen: in meiner Laube, die mir ſeit geſtern noch lieber geworden iſt, kann ich erſt ſo recht aus dem Herzen ſprechen." Hand in Hand wandelten die beiden Frauen der uns ſchon bekannten Laube zu, und Leonore begann von Neuem: „Ja, vor dir, meine theure Eliſe, lag mein Herz, vom Anfang unſerer Bekanntſchaft an, immer offen da, auch wo ich weder ſprechen konnte, noch durfte. Du weißt, ich zollte deinem Bruder alle Achtung, die er als ein ſo braver, gewiſſenhafter Mann verdiente, du weißt, ich war ihm jederzeit und in mancher Prüfung von Außen ein treues Weib, aber eben ſo wenig blieb dir verborgen, daß ich in der Verbindung mit ihm Manches, vor Allem mich ſelbſt, zu überwinden hatte. Ach, könnte ich dir die Kämpfe ſchildern, welche ich, allen Menſchen unbewußt, mit meinem eigenen Herzen durchzukämpfen hatte, du würdeſt mir glauben, daß ich viel, viel gelitten habe, zu einer Zeit, da ich von der Welt als eine ſehr glückliche Frau betrachtet, vielleicht beneidet wurde. In dieſer bangen Zeit nun kam oft ein ganz unerwarteter Troſt in meine Seele, der mir ſagte: „Dein Herz wird zur Ruhe kommen, du wirſt noch in dieſer Welt zu ſtillem Frieden gelangen, aber dann mache dich reiſefertig; dann wirſt du bald vom irdiſchen zum himmliſchen Frieden geführt werden." Dieſe anfänglich nur unbeſtimmte, dann aber immer

beſtimmter werdende Zuſage wiederholte ſich mir träumend und wachend ſo oft, daß ich ihr am Ende glaubte und Beruhigung in ihr fand. Als aber nach mehreren Jahren mein Herz wirklich ſtiller geworden war und ich mich zufriedener fühlte, da vernahm ich die Stimme ſeltener, am Ende nie mehr; ein gewiſſes allgemeines Vorgefühl eines frühen Todes aber blieb mir und ergreift mich am lebhafteſten dann, wenn ich mir meines innern Glückes am bewußteſten bin, und warum ſollte dies nicht am geſtrigen Abend der Fall geweſen ſein, an welchem ich die Segnungen Gottes ſtärker als je in meinem Leben empfand? Es mag nun Täuſchung ſein, wie leicht kann der Menſch irren! Aber wenn wirklich der liebe Gott meinen Lebenstagen ein frühes Ziel geſteckt haben ſollte, dann, meine geliebte Eliſe, fuhr Leonore mit Rührung fort, ſei du die Mutter meiner Kinder, die Mutter meiner Maria, führe und leite ſie, beſchütze und berathe ihre unerfahrene Jugend, und helfe ſie nicht nur zu einer ſittigen Jungfrau und einer brauchbaren Hauswirthin, ſondern einſt auch zu einer ſeligen Himmelsbürgerin durch die Gnade Gottes ſich ausbilden. Dieſes heilige Verſprechen gieb mir: es wird mich beruhigen, mag auch meine letzte Stunde früher oder ſpäter erſcheinen."

Mehr gerührt durch den ſo eben gegebenen Beweis des Vertrauens und der Liebe ihrer Schwägerin, als überzeugt von der baldigen Erfüllung dieſer bangen Ahnungen, ergriff Eliſe mit Zärtlichkeit die Hand Leonorens und ſchwur ihr, in jedem Falle dieſer Stunde eingedenk zu ſein und Leonorens Kinder ſtets als ihre eigenen zu betrachten. Dadurch

ſichtlich beruhigt, kehrte Leonore nun zu andern Geſprächen zurück und angenehm und heiter verſtrichen den beiden Frauen die Stunden, bis der ſpätere Abend die liebe Tante an die Heimkehr mahnte.

Von dem Confirmationstag Maria's an trat eine höchſt glückliche Zeit im Werner'ſchen Hauſe ein. Seit den ſechzehn Jahren ſeiner Ehe ſchien der Juſtizrath noch nie ſo viel Wohlgefallen am Familienleben gefunden zu haben, als eben jetzt. Es war, als hätte er nun erſt den ſtillen Werth Leonorens erkannt, und jeden Augenblick, den er von ſeinen Amtsgeſchäften erübrigen konnte, ſuchte er in ihrer und der Kinder Geſellſchaft zuzubringen. Dieſer letzteren nahm er ſich mit einer Sorgfalt und Freundlichkeit an, die man an ihm um ſo weniger gewöhnt war, als er früher beſonders die jüngeren Kinder faſt mit wehthuender Gleichgültigkeit behandelt hatte. Leonore bemerkte dieſe Veränderung mit einer nicht zu beſchreibenden Freude, aber ſie wagte nicht, ſich nur mit einem Worte darüber zu äußern, wie man den Schlaf eines geliebten Kranken ängſtlich hütet, um nicht durch die geringſte Bewegung die guten Wirkungen deſſelben zu ſtören. Aber wenn ſie Abends, an ihrer Arbeit ſitzend, ſtill beobachtete, wie der Vater mit wahrem Vergnügen dem kleinen Edwin ſeine lateiniſchen Wörtchen einübte, oder ſich von Julchen ihre kleinen Bildertafeln nach ihrer kindiſchen Weiſe erklären ließ, ſo dankte ſie nur ganz leiſe dem lieben Gott, der ihre ſtillen Gebete erhört und das Herz ihres Mannes ſeinen Kindern ſo zugewandt hatte.

Dieſe Unterhaltungen mit den Kleinen übten einen ungemein vortheilhaften Einfluß auf den Juſtizrath aus: ſie thauten allmählig die Eisrinde, die bisher ſein Herz umgab, das im Grunde einen ſehr edlen Kern hatte, auf, und brachen das düſtere, unfreundliche Schweigen, das die mittheilſame Leonore ſo manches Jahr lang unglücklich gemacht hatte. Jetzt erſt theilte ihr ihr Gatte Vieles aus ſeinem frühern Leben mit, was ihn äußerlich oder innerlich lebhaft angeregt hatte, jetzt erſt wagte auch ſie es, ihm Manches zu erzählen, das ſeine Theilnahme in Anſpruch nahm, und ſo wurde nach ſechzehn Jahren ihr Liebesband täglich feſter geknüpft und ihre Seelen inniger verbunden.

Ein ſolcher trauter Abend war es denn auch, an welchem der Juſtizrath, als die Kinder ſchon zur Ruhe gebracht waren, liebend an Leonorens Seite ſaß. Während ſie über Dies und Jenes aus vergangenen Tagen plauderten, wurde Wernern ein Brief durch die Abendpoſt gebracht, welchen er, nachdem er die Ueberſchrift flüchtig betrachtet, mit leichtem Erröthen ſchnell und unerbrochen in die Taſche ſchob. Leonore hatte nicht die Untugend vieler Frauen, Alles wiſſen zu wollen, im Gegentheil mißbilligte ſie ſehr, wenn ſie bei ihren Bekannten ſah, wie es oft Frauen einfiel, ſogar in den Amts- und Geſchäftskreis ihrer Männer ſich eindringen zu wollen, und ſich dieſen dadurch lächerlich und beſchwerlich machten. Aber dieſer Brief, ſo ſchnell ihrem Auge entzogen, fiel ihr doch auf. Indeſſen erlaubte ſie ſich keine Frage mit Worten, nur in ihrem etwas nachdenklichen Blick, ihr völlig unbewußt, mochte für ihren Gatten die Aufforderung

liegen, ihr einen nähern Aufſchluß über denſelben zu geben. Er zog ihn deßwegen nochmals hervor, erbrach das Siegel und ſagte, ihn langſam auseinander faltend, mit einem unverkennbar ſchmerzlichen Lächeln: „Ja, mein liebes Lorchen, dieſer Brief hängt mit einer Begebenheit meines Lebens zuſammen, die, obwohl ſie an ſich nur kurz und vorübergehend war, dennoch tiefe und bedauerliche Eindrücke in mir zurückgelaſſen hat. Doch, da es deiner unermüdlichen Geduld, du treues Weib, endlich nach Jahren mit Gottes Hilfe gelungen iſt, dieſe zum Theil zu verwiſchen, ſo habe ich eigentlich mich ſchon längſt danach geſehnt, in deine reine Seele die ſchmerzlichen Erinnerungen meiner Jugend niederzulegen. Warum ſollte ich es heute nicht thun, da dieſer Brief mir einen erwünſchten Anlaß dazu giebt; weiß ich ja wohl, daß meine Leonore nicht nach der Art gewöhnlicher Frauen das Lob keiner Andern ertragen kann, oder daß es ihr einfallen könnte, mit einer längſt entſchwundenen Vergangenheit zu eifern.“

So weich, ſo liebend hatte Leonore ihren Mann noch nie ſprechen hören. Gerührt und zärtlich küßte ſie ſeine Hand und horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit, als er alſo begann:

„Ich war einundzwanzig Jahre alt, als mich mein Vater zur Fortſetzung meiner Studien nach Heidelberg ſandte. Der damalige Ton der dortigen Univerſität, die reizende Gegend und vor Allem die frohe, harmloſe Jugendzeit, die von keiner Sorge wußte, verſetzten mich in die behaglichſte, fröhlichſte Stimmung. Meinen Vater, der mir bis dahin

das Geld nie ſchwer gemacht hatte, für einen reichen Mann haltend, lebte ich nichts weniger als einſiedleriſch und erlaubte mir jeden Jugendgenuß, der nicht auf Koſten meiner Studien oder der guten Sitte ging. Auf letztere aber hielt ich ſtreng, und rohe und wüſte Trinkgelage, wie ſie ſich wohl hie und da auch fanden, waren mir in den Tod zuwider, ſo wie Diejenigen, welche Theil an denſelben nahmen. Mit mir in demſelben Hauſe wohnten noch mehrere Perſonen, die ich nicht kannte, auch Studenten, aber eben ſolche gemeine Burſche, mit denen ich abſichtlich allen Umgang vermied. Zufällig hörte ich eines Tags, daß eine arme Wittwe, die ſich mit ihrer Tochter durch Näharbeiten nähre, auch in eines der hintern Zimmer eingezogen ſei, allein ich ſah weder Mutter noch Tochter und dachte nicht weiter daran. Erſt als ich einmal etwas ſpät von der Geburtstagsfeier eines Freundes heimkehrte und einen verworrenen Lärm aus der hintern Seite des Hauſes kommen hörte, ward ich aufmerkſam. Ich horchte genauer auf und unterſchied jetzt deutlich die barſche Stimme eines dieſer liederlichen Studenten und dazwiſchen ängſtliche Frauenſtimmen. Schnell eilte ich dem Zimmer zu und erſchien den Frauen zwar als rettender Engel, dem Studenten aber, der ſich hier auf die ſchamloſeſte Weiſe halb betrunken eingedrungen hatte, als ein deſto unwillkommenerer Gaſt. Verblüfft indeſſen durch mein unerwartetes Dazwiſchentreten und ſein böſes Gewiſſen verließ er mit einem grimmigen Blick auf mich und den Worten: „Wir werden uns morgen ſehen!“

ſtürmiſch das Zimmer. Eben ſo ſchnell, um mich dem Dank der Frauen zu entziehen, wollte auch ich mich hinweg begeben, allein die außerordentliche Gemüthsbewegung, in welcher ſich Beide befanden, veranlaßte mich, noch einen Augenblick zu verweilen. Zitternd und mit dem Ausdruck namenloſer Angſt lag das junge, etwa ſechszehnjährige Mädchen in den Armen der Mutter, die, ſelbſt in großer Aufregung, die Tochter durch Aeußerungen ihrer Liebe und Zärtlichkeit zu beruhigen ſuchte. Ich bemühte mich, ſie zu tröſten und ſchloß mit der Verſicherung, daß ich Sorge tragen werde, ſie in Zukunft vor ſolchen Unanſtändigkeiten zu wahren. Die Mutter faßte ſich jetzt ſchnell, dankte mir für meinen menſchenfreundlichen Eifer, wie ſie es nannte, erklärte aber feſt, daß ſie dieſes Quartier, in welchem ſchutzloſe Frauen pöbelhafter Mißhandlung ausgeſetzt wären, am morgenden Tag zu verlaſſen gedächte.

In der Haltung, in der Sprache, kurz im ganzen Weſen der alten Frau lag eine Würde, eine Hoheit möchte ich ſagen, die deutlich zeigte, daß ſie ſolcher Erniedrigung durchaus ungewohnt war, und daß mehr Zorn und Schaam als Angſt ſie in Verwirrung geſetzt hatten.

Die Tochter erholte ſich endlich auch und ſchlug das Auge auf! Aber, liebe Leonore, welch' ein Auge war das! Du, die du mich nur nüchtern, vielleicht hölzern geſehen haſt, wirſt es kaum begreifen können, daß in jener Zeit dieſer einzige Blick mein ganzes Herz hinnahm und in ſeinen Folgen faſt für mein ganzes Leben entſcheidend blieb. Freilich, es war nicht der Blick allein, es war die unver-

gleichliche Anmuth, die edle Harmonie, die ſich in jeder Miene, in jeder Bewegung dieſes ausgezeichneten Weſens kund that! Nur ungern trennte ich mich von meinen neuen Bekannten und mit dem feſten Vorſatz, ſie nicht zum letzten Mal geſehen zu haben.

Eine ſchlaf- und ruheloſe Nacht folgte auf dieſes Abenteuer. Ich hatte ſeltſame Empfindungen wie noch nie; oft ſchien mir die ganze Begebenheit nur ein wunderbarer Traum zu ſein. Je länger ich darüber nachſann, deſto räthſelhafter erſchien mir das Ganze. Aus der mehr als einfachen, nur den niedrigen Ständen angehörenden Kleidung trat das wunderherrliche Bild der ſchönen Tochter nur um ſo lebhafter hervor, und der Contraſt, der zwiſchen dem feinen Benehmen der beiden Frauen und ihrer ärmlichen Umgebung lag, ſteigerte natürlich das Intereſſe, welches mir ihr erſter Blick eingeflößt hatte. Verlor ich mich dann auf Augenblicke in Vermuthungen über ihre Herkunft und über die Urſachen ihrer traurigen Lage, ſo verſchlang doch bald die Erinnerung an den Moment, als die holde Jungfrau das große, ſchwärmeriſch ſchwarze Auge dankend zu mir aufgeſchlagen hatte, alle Grübeleien, und ich überließ mich ganz und auf die unbeſonnenſte Weiſe den ſüßen Eindrücken der Gegenwart.

So kam der folgende Tag heran, in deſſen erſten Stunden ich es, nach irriger Studentenweiſe, für meine wichtigſte Pflicht hielt, jenen unverſchämten Menſchen, der einen Einbruch in das Heiligthum dieſes Engels wagen konnte, zu züchtigen.

Die Sache war bald abgemacht, aber er, ein geübterer Fechter als ich, brachte mir einen nicht unbedeutenden Hieb über den Arm bei, der mich zwang, ein paar Tage das Bett zu hüten.

Kaum konnte ich es erwarten, mich ſo weit hergeſtellt zu ſehen, um Frau Wilſen, ſo nannte ſich die Wittwe, die ihrer Sprache nach eine Fremde — wahrſcheinlich eine Nordländerin — war, in ihrem neuen Quartier, denn ſie hatte wirklich bereits das Haus verlaſſen, aufſuchen zu können. Frau Wilſen hatte mich beim Abſchied nicht eingeladen, ſie wieder zu beſuchen, allein ich glaubte ein gewiſſes Recht zu beſitzen, mir dieſe Freiheit ſelbſt herausnehmen zu dürfen, um ſo mehr, als ich zu meiner Freude hörte, daß ſie ſich vor ihrem Abzug bei meinem Diener nach meiner Geſundheit erkundigt hatte. Für dieſe Aufmerkſamkeit mußte ich ihr doch wohl danken! Wie erfinderiſch iſt das Herz im Auffinden von Scheingründen, die uns Dasjenige als Pflicht anſehen laſſen, was die Neigung zu thun uns antreibt.

Etwas angegriffen erreichte ich die weit entfernte Wohnung der Frau Wilſen und ihrer Tochter, und mit einer mir ſelbſt ganz unerklärlichen Bangigkeit ergriff ich die Klinke der Thüre, um zu öffnen. Einen Augenblick dachte ich lieber wieder umzukehren — o daß ich's gethan hätte! „Sei kein Narr!“ flüſterte mir ein zweiter zu, und — die Thüre war geöffnet!

War ſchon die erſte Wohnung der Frauen beſcheiden, ja ärmlich, ſo war es dieſe zweite offenbar noch mehr und

die kleinen Fenſter des niedern Zimmerchens boten kaum die gehörige Luft und Tageshelle in dem ohnehin ſo engen Gäßchen. Aber in demſelben Verhältniß, wie mir die Umgebungen niedriger vorkamen, erſchien mir Frau Wilſen erhabener. Mit einem faſt allzu abgemeſſenen Anſtand begrüßte ſie mich, doch ſetzte ſie freundlicher einen Glückwunſch über meine Geneſung hinzu, natürlich ohne die Urſache meines Unwohlſeins zu berühren, zugleich bot ſie mir einen Sitz an. Ein flüchtiges Erröthen, als mein Blick auf den ſchlechten Stuhl fiel, zeigte mir die peinliche Verlegenheit, mit der ſie ihren gewiß ungewohnten Mangel fühlte. Aus dieſer Verlegenheit ſuchte ich mir auch die Kälte ihres Empfanges zu erklären, der mir unangenehm aufgefallen war. Erſt jetzt bei Tag bemerkte ich die feinen Geſichtszüge der Frau Wilſen, aus denen mir aber mehr ein klarer, ſcharfer Verſtand, als ein tiefes Gefühl zu ſprechen ſchien; ein Zug bittern Grams war daneben unverkennbar, der meine ganze Theilnahme erregte.

Lange ſprach ich mit der Mutter, aber die Tochter Natalie wollte nicht erſcheinen, und meine Befangenheit geſtattete mir nicht, mich nach ihr zu erkundigen. Schon glaubte ich die Hoffnung, ſie zu ſehen, aufgeben zu müſſen: da trat ſie, von einem Ausgang heimkehrend, in's Zimmer! Hatte ſich ſchon ihr erſter Blick tief in's Innerſte meiner Seele geſenkt, ſo war ihre heutige Erſcheinung gewiß nicht dazu gemacht, dieſen unausſprechlichen Eindruck zu verlöſchen. Auf ihren Wangen, die an jenem Abend der Schrecken gebleicht hatte, zeigte ſich jetzt, angeweht von der friſchen

Morgenluft, die zarteſte Röthe, die aber zum Purpur ſich ſteigerte, als ſie den fremden Beſuch gewahrte; ihre edle, ſchlanke Geſtalt, damals kraftlos niedergebeugt, ſtand heute mit der ganzen ihr angebornen jungfräulichen Würde vor mir, die aber durch die Beſcheidenheit und Sanftmuth, welche über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen ſchien, erſt ihren eigenthümlichen Reiz erhielt. Das äußerſt einfache, hellblaue Kleid, welches ſie trug, paßte ſo vorzüglich zu der Feinheit und Weiße ihrer Hautfarbe, daß dieſes nicht fehlen durfte, um die Harmonie des Ganzen zu vollenden. Unmöglich war es mir, mich jetzt ſogleich zu entfernen. Natalie ſollte ſich zu uns ſetzen, und indem ich ihr zuvorkommen wollte, um ihr einen Stuhl zu holen, ohne dabei an meinen kranken Arm zu denken, ſah ich mich plötzlich durch dieſen gehindert, und hätte nicht in dieſem Augenblick Natalie geſchickt nach dem Stuhl gegriffen, ſo wäre dieſer ohne Zweifel zu Boden gefallen. Sie ſah mich und den kranken Arm an und ſie und ich errötheten.

Dieſes Erröthen war von großer Bedeutung: es war das erſte gegenſeitige Einverſtändniß zwiſchen ihr und mir!

Schon vor Nataliens Heimkunft ließ ich mir von Frau Wilſen erzählen, was mir ſchon ihr und ihrer Tochter erſter Anblick verrathen hatte: daß ſie ſich einſt in andern Verhältniſſen befunden und jetzt durch ein widriges Schickſal ſich genöthigt ſähe, in möglichſter Zurückgezogenheit zu leben und ſich mit ihrer Tochter durch Handarbeiten, die ſie in beſſern Tagen nur zu ihrem Vergnügen getrieben hätten, ihren Unterhalt zu verſchaffen. Frau Wilſen machte mir

dieſe Mittheilungen mit vollkommener Ruhe, ohne ein Wort der Klage; aber dieſe Ruhe war nicht eine aus religiöſen Gründen erkämpfte Ergebung, ſondern vielmehr das Reſultat einer vernünftigen Welt- und Lebensanſicht, die das Unvermeidliche trägt, eben weil es nicht zu vermeiden iſt, die aber dem weichern Gemüth keinen Troſt giebt und dem Leiden mit dem höhern Zweck unſerer Veredlung auch den geiſtigen Segen raubt. So fand ich Nataliens Mutter immer: ſie hatte einen ſtarken, unbeugſamen Geiſt, voll kluger, weltlicher Berechnung. Natalie aber bildete ihrer Mutter gegenüber den vollkommenſten Gegenſatz, indem ihr ganzes Weſen ohne alle Berückſichtigung äußerer Verhältniſſe nur Liebe und Hingebung war.

Wie ich mich heute ſelber bei der Wittwe eingeführt hatte, ſo ſetzte ich auch meine Beſuche fort. Niemand bat mich wiederzukommen, wenn ich ſchied, aber die Art, wie mich die Mutter aufnahm, ſchien mir zu zeigen, daß ihr meine Beſuche nicht unwillkommen waren, von der Tochter war ich deſſen bald gewiß. Ueberdies führten mich anfänglich auch kleine Geſchäfte hin. Da ſie Näharbeiten fertigten, ſo war es ganz natürlich, daß ich bald Hemden, bald Taſchentücher u. ſ. w. höchſt nöthig hatte; dieſe mußten doch beſtellt oder abgeholt werden, und ſo bildete ſich ein kleiner Verkehr von ſelbſt. Daneben beobachtete aber Frau Wilſen den äußerſten Anſtand; ſie verſtand es vortrefflich, neben der feinſten Höflichkeit, oder eigentlich gerade durch dieſe, ſo alle Vertraulichkeit zu entfernen, daß man ihr ſicher bei Jahre langem Umgang um keinen Schritt

näher rückte. Ihre wirklich gründliche Bildung indeß, ihre mancherlei Lebenserfahrungen, die ſie aber nur in den allgemeinſten Umriſſen mittheilte, und endlich ihre anziehende und intereſſante Art des Erzählens wußten das Abſichtliche ihres Betragens ſo geſchickt zu verhüllen, daß, während Einem die Stunden wie Minuten verflogen, man erſt nachher bemerkte, wie wenig ſie Einem eigentlich von ſich ſelbſt geboten hatte. Natalie, die bald als ein heiteres, harmloſes, herzliches Kind, bald als eine ſittige, nachdenkſame, tiefführende Jungfrau mir erſchien, war in einem Fall ſo liebenswürdig als im andern und rückte meinem Herzen mit jedem Tage näher. Ach, mit welcher innigen Zartheit bemühte ſie ſich ſtets, die oft faſt ſchroffen Ecken im Charakter ihrer Mutter gegen Andere unfühlbar zu machen und überall leiſe als Vermittlerin aufzutreten. Und wer hätte ihr widerſtehen können!

So geheimnißvoll Frau Wilſen Alles behandelte, ſo war es dennoch unmöglich, dem ſpähenden Auge des Hausfreundes, denn dies wurde ich doch je mehr und mehr, den tiefen Mangel der kleinen Oekonomie zu verbergen, und bald fanden ſich auch Mittel und Wege, dieſem Uebelſtand da und dort abzuhelfen. Frau Wilſen ließ mich gewähren und ſchien nur zu wünſchen, daß Natalie Nichts davon erfahre. Da es mir nie an Geld fehlte, ſo konnte ich viel thun und that viel. Ich bemühte mich, ſo delikat als möglich bei meinen Unterſtützungen zu Werke zu gehen, und war glückſelig, ſie angenommen zu ſehen, natürlich ohne an irgend einen Dank zu denken. Frau Wilſen nahm aber

auch die Sache ganz ſo auf und erſparte dadurch ſich und mir alle Verlegenheit.

Dies ging ganz gut, ſo lange es mir nicht an Mitteln fehlte, allein nach einiger Zeit erhielt ich ſehr unerfreuliche Nachrichten von Haus. Mein Vater ſah ſich neben andern bedeutenden Verluſten in einen Prozeß verwickelt, der ihm faſt den ganzen Beſitz ſeines Vermögens ſtreitig zu machen drohte. Auf einer Seite erſchreckte mich allerdings dieſe Neuigkeit, auf der andern Seite war ich ſchwärmeriſch genug, über die unangenehmen Folgen, die dieſe Veränderung nothwendig für mich haben mußte, mich faſt zu freuen. Denn nun, das verſtand ſich von ſelbſt, konnte ich, wollte ich wie bisher ſo fortfahren, meine Geſchenke für Frau Wilſen nur durch Opfer, Opfer, die ich meiner Bequemlichkeit, meinen Liebhabereien, ja ſogar meinen bisher nothwendig geglaubten Gewohnheiten brachte, erkaufen, und wie ſüß ſchien mir dies, Etwas für Natalie, für die Angebetete meiner Seele entbehren zu dürfen! Das war aber nicht Alles. Meine ſeligen Träumereien verloren ſich in die Zukunft und erbauten ſich dort die herrlichſten Feenſchlöſſer. Natalie war der Stern meines Herzens, um den ſich allmählig alle meine Gedanken und Empfindungen drehten; ein Leben ohne ſie war mir je mehr und mehr undenkbar. Ich nannte dies eine reine, eine heilige, eine Gott wohlgefällige Liebe und bemerkte nicht, wie mich dieſe fromme Liebe nach und nach zum förmlichen Götzendiener machte. Daß auch ich Natalien theuer war und immer unentbehrlicher wurde, das verrieth mir ihr Auge, ihr Blick, wenn

ich kam, wenn ich ſchied, wenn ich ſprach, wenn ich ſchwieg. Es war dies unſere einzige Verſtändigung, denn mit Worten konnten wir uns nie von unſerer Liebe ſagen, da wir uns nie auch nur eine Minute allein ſahen. Anfänglich überließ ich mich ganz unbeſorgt den ſüßen Eindrücken dieſer ſtillen Liebe, ohne an die weitern Folgen, ohne überhaupt an die Zukunft zu denken. Später dachte ich daran, aber mit Schrecken. Ich war zu ehrlich und zu unverdorben, um einen andern Gedanken zu haben, als Natalie einſt zu heirathen. An der Einwilligung ihrer Mutter zweifelte ich nicht, obwohl ich mir eigentlich ſagen mußte, daß in ihrem ſtets ſich gleich bleibenden höflichen Benehmen kein Grund zu dieſer Vorausſetzung lag. Allein ich rechnete hiebei auf die zärtliche Liebe gegen ihr Kind, die ſie bei jeder Veranlaſſung zeigte, und auf das Sorgenvolle ihrer äußeren Lage. Deſto mehr mußte ich bei dieſer Wahl auf die Mißbilligung meines Vaters zählen. Er war im vollſten Sinn des Worts ein Mann der Ordnung. Nie hätte er verlangt oder auch nur gewünſcht, daß ich eine Gattin über meinem Stand oder mit ungeheuren Reichthümern mir wählen ſollte, aber eben ſo wenig ein Mädchen, das ſich in tiefſter Niedrigkeit mit Handarbeit ernähren mußte, fremd, arm, ohne Namen, ohne Familie, von geheimnißvoller, ungewiſſer Herkunft, denn was ich ſelbſt davon wußte, beruhte nur auf den erſten Unterhaltungen mit Frau Wilſen, die mich ungefähr auf die Vermuthung leiteten, daß ſie die Wittwe eines Kaufmanns ſei, der durch unglückliche Spekulationen ihr großes, elterliches Vermögen verloren habe.

Leiſe Andeutungen und Beobachtungen in ſpäterer Zeit machten mir aber dieſe Annahme wieder zweifelhaft und brachten mich auf den Gedanken, ſie gehöre einem ganz andern Stand an und habe noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, einſt wieder glücklichere Tage zu ſehen. Dieſe Ungewißheit paßte, ſo wie ich meinen Vater kannte, durchaus nicht für ihn. Der Sohn einer geachteten Familie —, von Jugend auf, wenn nicht im Ueberfluß, doch im Wohlſtand erzogen, in ſeinen eigenen Unternehmungen bisher glücklich, in regelmäßiger Thätigkeit, von übermüthiger Verſchwendung ſo fern als von niedriger Knauſerei lebend, war er ſehr geneigt, ſich ſeine günſtige Lage als ſein eigenes Verdienſt anzurechnen und eben nicht allzu milde über Solche zu urtheilen, die weniger glücklich als er waren.

Nun aber, da, wie ich aus ſeinen Briefen bemerkte, das Wanken ſeines ſo ſicher geglaubten Beſitzes einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, hoffte ich auch mehr Schonung gegen Andere von ihm erwarten zu dürfen. Und über alles Dies, wie machte mich der Gedanke ſo glücklich, ſo ſtolz möchte ich ſagen, nun den äußern Verhältniſſen nach faſt auf gleicher Stufe mit der Geliebten zu ſtehen, und ihr einſt nicht durch mein väterliches Erbe, nein, durch meine eigenen Leiſtungen eine ſichere Exiſtenz in der Welt verſchaffen zu können. In frohem und edlem Selbſtbewußtſein erhob ſich mein Herz, und mit hoher Freudigkeit gelobte ich mir ſelbſt, noch gewiſſenhafter, noch emſiger meinen Studien obzuliegen, um deſto gewiſſer und früher dieſes ſchöne Ziel zu erreichen.

Jeder Brief, den ich aus der Heimath erhielt und der durch die Kunde neuer Unglücksfälle mich hätte niedergeſchlagener machen ſollen, hob meinen Muth und ſpornte mich zu größerer Thätigkeit an. Schon längere Zeit hatte ich mich, die Spötteleien meiner Freunde nicht achtend, faſt von allen Geſellſchaften zurückgezogen. Wie hätte ich auch Vergnügen an irgend einem Ort der Welt finden ſollen, wobei ich der Geliebten holden Anblick hätte entbehren müſſen! Jetzt war es mir Pflicht, Nothwendigkeit. Ich ſchloß mich ganz ab, verſagte mir außer den unentbehrlichſten Bedürfniſſen faſt Alles und lebte bloß mit dem unermüdlichſten Eifer meinen Studien und — meiner ſtillen Liebe!

Ein halbes Jahr hatte ich es ſchon ſo getrieben, als ich merkte, daß meine Geſundheit darunter litt; aber auch aus dieſem Verluſt zog ich einen unſchätzbaren Gewinn, denn wie beglückten mich die beſorgten Blicke, mit denen mich Natalie betrachtete, wenn ich Abends in ihr Stübchen trat und die Mutter mich nach meinem Befinden befragte, da mein Ausſehen ihr auffiel!

Oft dachte ich: wüßteſt du, für wen ich leide! Und dann war ich wieder glücklich, daß ſie Nichts wußte.

Noch hatte ich den Muth nicht gefaßt, meinem Vater Etwas von Natalien zu ſchreiben. Vermied ich es in glücklichen Tagen, weil ich ſeine Mißbilligung fürchtete, ſo hielt mich jetzt die Sorge ab, ihm durch dieſes Geſtändniß, das, auf's Wenigſte geſagt, nicht nach ſeinem Geſchmack war, einen weitern Verdruß zuzuziehen. Mündlich, hoffte ich, ließe ſich die Sache eher vorbereiten, und dazu hatte ich

nahe Ausſicht, da meine Univerſitätszeit auf die Neige ging und ich mich nach wenigen Wochen der Hauptprüfung zu unterwerfen und dann mich nach Hauſe zu begeben gedachte. In jedem Brief drückte mein Vater ſeine Freude aus, mich bald zu ſehen. Mein Muth, den ich bei dem uns drohenden Unglück zeigte, meine Bereitwilligkeit, meine Ausgaben einzuſchränken, meine Eingezogenheit und fleißiges Studiren, das man ihm von mehreren Seiten her rühmte, hatten ſein Herz gegen mich außerordentlich väterlich geſtimmt und das Verlangen, mich zu umarmen, um ſo ungeduldiger gemacht. Ach, wie betrog ſich der gute Vater, indem er alle dieſe Tugenden ſeines Sohnes auf die Rechnung kindlicher Liebe ſetzte. Wollte Gott, es wäre alſo geweſen!

Die Zeit eilte ſchnell herbei; bald hatte ich den letzten Hörſaal auf immer verlaſſen. Endlich war auch das Examen beſeitigt, deſſen Reſultat zeigte, daß meine Anſtrengungen nicht vergeblich geweſen waren.

Nur noch ein einziger Abend lag zwiſchen meiner Abreiſe, und wo anders ſollte ich dieſen zubringen, als bei ihr, für die ich indeſſen gearbeitet, geſorgt, oft gedarbt hatte!

Nie hatte ich gegen Frau Wilſen ein Wort von Liebe gegen ihre Tochter meinen Lippen entſchlüpfen laſſen, aber ſie hätte nicht die erfahrene Frau, ja überhaupt keine Frau und vollends keine Mutter ſein müſſen, wenn ſie nicht faſt von meinem erſten Beſuch an in meinem, der Verſtellung ſo durchaus unfähigen Herzen klar geleſen haben ſollte. Natalien konnte ich noch weniger von meinen

Gefühlen gegen ſie ſprechen, denn ich ſah ſie nie allein, doch ſie hatte mich jederzeit verſtanden und verſtund mich gern. Aber ſollte ich nun auch ſogar abreiſen, ohne den beglückenden Laut der Verſicherung ihrer Liebe von ihren Lippen zu vernehmen, ohne ihr eine freundliche Hoffnung in der Zukunft gezeigt zu haben? Ich hatte mir zwar vorgenommen, keinen Schritt zu thun, bevor ich mit meinem Vater geſprochen und meinen Lebensweg ſo weit geebnet hätte, daß ich die Geliebte mit Ruhe einladen könnte, ihn, vereint mit mir, zu wandeln. Allein bis dahin hatte ich noch nie die Qualen der Trennung empfunden, ich wußte noch nicht, was es hieße, uns von dem geliebteſten, theuerſten Herzen loszuſcheiden, ohne ausgeſprochene Gewißheit, es zu beſitzen, es wieder zu finden! An dieſem Schmerz ſcheiterte mein Vorſatz, und ich trat in das Stübchen mit dem Entſchluß, Mutter und Tochter mit meinen Wünſchen und Abſichten bekannt zu machen.

Ich habe ſchon bemerkt, daß Frau Wilſen ſtets ein ſo höflich abgemeſſenes Benehmen gegen mich beobachtete, daß von keiner Herzlichkeit oder noch weniger Vertraulichkeit die Rede ſein konnte. Oft drückte mich dieſes Fremdethun, da ich es aber gutmüthig mehr der Gewohnheit an die veralteten Formen einer frühern Zeit als einer abſichtlichen Zurückhaltung zuſchrieb, ſo tröſtete ich mich immer wieder, und ein Blick in Nataliens ſeelenvolles Auge bot mir reichen Erſatz für die Kälte der Mutter. In einem wunderbaren Widerſpruch jedoch ſtand mit dieſer übergroßen Höflichkeit die Art, wie Frau Wilſen meine Geſchenke, die

nicht unbedeutend waren, aufnahm. Man ſah, nur die äußerſte Noth zwang ſie dazu, und die Sache war ihr zu unangenehm, als daß ſie ein Wort des Dankes darauf hätte erwiedern mögen, aber es gehörte nur die Verblendung der Leidenſchaft dazu, um nicht zu bemerken, wie deutlich ſie ſogar mich dabei fühlen ließ, daß ich mich glücklich ſchätzen müſſe, ihr Etwas anbieten zu dürfen.

Heute, an dieſem letzten Abend, trat ich natürlich mit ganz beſonders bewegtem und weichem Gemüth unter das niedere Dach des kleinen Stübchens. An der Bläſſe Nataliens, an den Thränen, die ihren ſchönen Blick umſchleierten, bemerkte ich ſogleich, die Geliebte ahnte, ich ſei zum Abſchied gekommen. Mein Herz klopfte ungeſtüm, denn jetzt, jetzt hatte die Stunde geſchlagen, jetzt mußte die Erklärung gemacht werden. Ach, welche Seligkeit, hätte ich Natalien nur zehn Minuten allein ſprechen dürfen, aber die Mutter — nie war ſie ſo kalt, ſo vornehm, ſo unnahbar geweſen!

Um keinen Preis der Welt vermochte ich meine Bitte vorzubringen. Zehnmal öffnete ich die Lippen dazu, aber ihr eiskalter Blick ſcheuchte mir die Worte von denſelben, mein Herz zog ſich krampfhaft zuſammen, ich konnte nicht ſprechen. Immer näher rückte die Stunde des Scheidens, da trat die Mutter eine Minute in's Nebenzimmer, um eine Arbeit zu holen. Schnell benützte ich dieſen Augenblick und flüſterte Natalien, meinen Arm um ſie ſchlingend, zu: „Natalie, Geliebte, ſoll ich denn ſcheiden, ohne die Gewißheit deiner Liebe?" Sanft drückte ſie meine Hand

an ihr Herz und ſprach unter Thränen: „O Werner, dies Herz ſchlägt für Sie, aber die Standesverſchiedenheit trennt uns für immer!“ — „Glaube das nicht, Natalie,“ erwiederte ich, ſie noch feſter an mich ziehend; und nur an ihre niederen Verhältniſſe denkend, ſetzte ich hinzu: „du biſt ein Engel, der über jedem Stand ſteht, und mein Vater wird ſich freuen, dich als Tochter zu empfangen.“ Schmerzlich und ohne Antwort ſenkte Natalie das Haupt und der Eintritt der Mutter machte der ganzen Scene ein ſchnelles Ende.

Ich war allzu aufgeregt, um mich jetzt in den abgemeſſenen Unterhaltungston der Frau Wilſen hineinzwingen zu können, ich ſtand deßhalb ſogleich auf, nahm, meine Rührung vor der Mutter nothdürftig verbergend, ſchnell Abſchied und ſchied mit dem Verſprechen, vor Umlauf eines Jahres wieder zu kommen, da ich noch Manches hier zu beſorgen hätte.

In ſonderbarer Stimmung erreichte ich meine Wohnung. Aus dem Gewirr meiner Gefühle, die, ſo gewaltſam zurückgedrängt, mein Inneres peinigend durchſtürmten, erhob ſich immer wieder beruhigend die Gewißheit, Naталiens Herz zu beſitzen, und doch war auch dieſer Ueberzeugung etwas Störendes beigemiſcht, das mich nicht recht zur Empfindung meines Glücks kommen ließ. War es Ahnung, Zweifelſucht? Ich wußte ihm keinen Namen zu geben.

Mit dem erſten Erwachen des folgenden Tages verließ ich die Stadt, in deren Mauern mir eine vollkommen neue

Welt für Kopf und Herz aufgegangen war. Noch ein letztes Lebewohl warf ich ihr zurück, für die zu leben mein froheſter Gedanke war.

Die Zerſtreuung der Reiſe in den ſchönſten Tagen des Septembers wirkte angenehm auf mich ein und verlieh meinem Weſen dasjenige Gleichgewicht, das ich behaupten mußte, wenn mein Vater in ſeinen frohen Erwartungen von ſeinem Sohne nicht getäuſcht werden ſollte.

Sein Empfang war äußerſt herzlich und auch in mir erwachten alle zärtlichen Erinnerungen und Gefühle der Kindheit. Zu meinem Kummer mußte ich aber bemerken, daß die ungünſtigen Verhältniſſe der letztern Zeit ſehr merkbare Spuren auch in dem Aeußern meines Vaters zurückgelaſſen und er ſehr alt geworden war. Indeß machte die Freude über meine Anweſenheit ihn wieder munter und bald vermochte er mir mit Ruhe ſeine Hoffnungen und Befürchtungen in Betreff des Prozeſſes mitzutheilen, auch gelang es mir, ihn fortwährend in einer zufriedenen, mitunter ſogar heitern Stimmung zu erhalten.

Eine ſolche war es denn auch, die ich nach einigen Tagen zu benützen ſuchte, ihm meine Herzensangelegenheit vorzutragen. Er hörte mich mit Aufmerkſamkeit und väterlicher Liebe an, aber freilich konnte ich wohl bemerken, daß er meine jugendliche Begeiſterung weder theilen, noch auch nur verſtehen konnte. Darauf war ich gefaßt, auch wußte ich ja wohl, daß das ganze Verhältniß nicht in ſeine Plane paßte, deßwegen verlangte ich auch vorerſt keine Entſcheidung, ſondern war zufrieden, daß er meine Liebe nicht

geradezu verwarf, von der Zeit und ſeiner Zärtlichkeit gegen mich das Uebrige hoffend.

Schreiben mochte ich indeſſen weder Frau Wilſen noch Natalien, ehe ich mich durch des Vaters Zuſtimmung zu einer beſtimmten Sprache berechtigt glaubte, und wenn mich auch hundert Mal die Sehnſucht an den Schreibtiſch trieb, ſo legte ich doch jedes Mal, mich ſelbſt überwindend, die Feder wieder aus der Hand.

Da in dieſer Zeit die Ausſichten zu einer günſtigen Wendung des fatalen Prozeſſes ſehr trübe waren, ſo bemühte ich mich oft, den guten Vater zu erheitern, indem ich ihn damit unterhielt, wie ſehr ich mich freue, ihm meine Dankbarkeit einſt dadurch beweiſen zu können, daß ich durch eigene Anſtrengungen ihm die gewohnten Bequemlichkeiten zu verſchaffen hoffte und wie ich deßwegen faſt wünſchen möchte, der Prozeß nehme ein unglückliches Ende. Etwas ungläubig lächelnd bot er mir dann die Hand, war aber vergnügt über meine kindliche Anhänglichkeit.

So verfloß Monat um Monat, und es mochte in der Mitte des Aprils ſein, da mein Vater eines Morgens, als ich kaum erwacht war, mich eiligſt in ſein Zimmer rufen ließ.

Beim Eintritt in daſſelbe empfing er mich mit ſo heiterer Miene, daß ich ſogleich auf ein beſonderes Glück, das ihm widerfahren, ſchließen mußte. „Mein Sohn,“ redete er mich an, „der Prozeß iſt gewonnen, mein Vermögen iſt gerettet! Du, der du die Prüfung ſo gut beſtanden und dich ſo würdig dabei benommen haſt, ſollſt auch der Erſte ſein, der meine Freude theilt. Ich denke, trotz deinen etwas

romanhaften Ideen wirſt du dich jetzt doch auch in dieſe günſtige Veränderung zu ſchicken wiſſen,“ ſetzte er lächelnd hinzu. Zugleich zeigte er mir flüchtig die beſtätigenden Papiere, die er ſo eben durch einen Eilboten von ſeinem Rechtsanwalt erhalten hatte. Ein beigelegtes Schreiben des Letztern meldete zwar, daß die Gegenpartei ihren Anſprüchen immer noch nicht entſagen wolle, daß aber jetzt bei den klaren Beweiſen des Rechts auf unſerer Seite dieſe Gegenbemühungen nur lächerlich erſcheinen könnten.

Ich theilte nun freilich die Freude des guten Vaters, aber ſo ganz wohl war es mir bei der Sache nicht, denn da nicht nur ſein Vermögen gerettet, ſondern er durch Gewinnung des Prozeſſes in den Beſitz einer noch viel bedeutenderen Summe kam, ſo kehrte bei mir die alte Beſorgniß zurück, daß er dem Wunſch meines Herzens, der allein mein Glück bedingte, jetzt abgeneigter als je ſein werde.

Du kannſt dir, liebe Leonore, deßwegen mein Erſtaunen, ja mein Entzücken denken, als er nach einiger Zeit unaufgefordert anhob: „Du haſt mir, lieber Sohn, in der letzten Zeit eine ſo kindliche Anhänglichkeit, zu deren Beweis dir kein Opfer zu ſchwer geweſen wäre, gezeigt, daß es nicht recht von mir wäre, wenn ich dir deine Liebe nicht auch mit einem kleinen Opfer meiner Vorurtheile vergälte. Du weißt, Verbindungen über oder unter dem Stande, welchem wir angehören, ſind mir zuwider, und ich behaupte, auch lehrt es in der Regel die Erfahrung, daß dieſer Widerwillen nicht ganz allein auf Vorurtheilen beruht; allein da deine Geliebte, wie du meinſt, eine ſo

ausgezeichnete Bildung hat und wohl nur durch unverſchuldete Unglücksfälle, die ich freilich gern genauer kennen möchte, in ihre gegenwärtige Niedrigkeit gekommen ſein mag, ſo macht dies ſchon eine Ausnahme und ſo will ich dich denn ferner an der Erreichung deines Wunſches nicht hindern. Nur bitte ich dich um Vorſicht, denn die Bürgſchaft des Liebhabers für die Geliebte allein iſt gewöhnlich eine ſehr unſichere."

Nicht herzlich, nicht feurig genug wußte ich dem guten Vater meine Dankbarkeit auszudrücken — ach, ich fühlte mich über alle Beſchreibung glücklich. Jetzt, in der gewiſſen Hoffnung eines ſo anſehnlichen Vermögens, mit der nahen Ausſicht auf ein meinen Wünſchen und Kenntniſſen entſprechende Amt, die freie Einwilligung des Vaters — wie konnte ich nun die Geliebte beglücken! Mußten nicht dieſe frohen Ausſichten alle ihre Sorgen auf einmal niederſchlagen, wie die Sonne, wenn ſie, hinter Wolken hervorbrechend, ſiegend die Nebel verjagt! An der Gegenliebe Nataliens, ſo wie an der Zuſtimmung der Mutter fiel mir gar nicht ein zu zweifeln und ſo hielt mich nichts ab, ſogleich ſelbſt nach Heidelberg zu eilen, da das todte Wort auf dem Papier meinem Wonnegefühl bei Weitem nicht genügen wollte.

Meine Ungeduld machte mir den ohnehin beträchtlichen Weg zu einer Ewigkeit. Keine Poſt war mir eilig genug, und Eiſenbahnen gab es unglücklicher Weiſe damals noch nicht.

Endlich hatte ich das erſehnte Ziel erreicht. Kaum

gönnte mir meine Unruhe ſo viele Raſt, den Staub der Reiſe von mir zu ſchütteln, dann eilte ich dem ſo wohlbekannten Gäßchen zu. Ach, wieder ſtand ich vor der niedrigen Thüre, die ich vor Jahr und Tag mit geheimem, mir ſelbſt unerklärlichen Beben zum erſten Male geöffnet hatte; jetzt wie anders! Ein Druck und ich ſtand vor der Geliebten, der Braut, ich durfte mich ihr ſelbſt mit all meinem Beſitz und dem Segen meines Vaters zu Füßen legen! Ich bebte abermals, aber nur im Gefühl der Wonne; raſch pochte ich an. Niemand rief: herein! Ich ergriff die Klinke, aber — die Thüre war verſchloſſen! Ein böſes Zeichen: nie hatte ich ſonſt die Thüre verſchloſſen gefunden, denn die alte Frau war immer zu Hauſe.

Ich ſtürmte in meiner Ungeduld fort, machte einen Gang durch die Stadt, kam wieder — die Thüre war abermals verſchloſſen. Ungern entſchloß ich mich, an die Hauseigenthümer, ehrliche Bürgersleute, mich zu wenden. Als ich aber auch das dritte Mal vergeblich kam, blieb mir keine andere Wahl. Nun ſtelle dir meinen Schrecken vor, als ich hier hören mußte: Frau Wilſen ſei mit ihrer Tochter vor mehreren Wochen ſchon aus der Stadt gezogen, wohin? wußten die Leute nicht zu ſagen, jedoch verwieſen ſie mich an ein Handlungshaus, das noch nach ihrem ſchleunigen Abzug einige kleine Zahlungen für ſie gemacht habe, alſo wohl mit ihrem dermaligen Aufenthalt bekannt ſein werde. Eiligſt natürlich verfügte ich mich dorthin. Indeſſen war es mir befremdend, wie die arme unbekannte Frau Wilſen mit dieſem angeſehenen Hauſe in Verbindung ſtehen ſollte.

Mein Erſtaunen wuchs, als ich von dem Chef des Hauſes auf meine Erkundigung nach Frau Wilſen mit beſonderer Höflichkeit nach meinem Namen gefragt und geheimnißvoll ein kleines Paket, von niedlicher Frauenhand an mich überſchrieben, mir übergeben wurde, das, wie er hinzuſetzte, alle Notizen, die ich wahrſcheinlich wünſche, enthalten werde.

Du kannſt dir denken, meine liebe Leonore, mit welcher Haſt ich meinem Gaſthof zulief, um das räthſelhafte Paket zu entſiegeln. Aber male dir mein Erſtaunen, mein Erſchrecken, als dem geöffneten Papiere 100 Friedrichsd'or entfielen, über welche beiliegender Zettel folgenden Aufſchluß gab:

„Mein ſehr verehrter Herr!

Niemand hat bei der unerwartet günſtigen Wendung unſers bisher ſo widrigen Geſchickes größere Anſprüche auf unſere Dankbarkeit, als Sie, mein verehrter Herr, der Sie uns oft in dieſer dunklen Zeit durch Ihre Güte vor Mangel oder grauſamer Verlegenheit ſchützten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich Ihre Unterſtützungen immer nur als Anlehen betrachtete, von denen ich gewiß wußte, daß eine Zeit der Rückerſtattung wieder kommen würde. Dennoch haben Sie mich dadurch zu großem Dank verpflichtet.

Daß wir den Verhältniſſen, in welchen wir in Heidelberg zu leben genöthigt waren, nicht angehörten, wiſſen Sie. Aus verſchiedenen Gründen that es mir leid, Ihnen nicht nähere Aufſchlüſſe darüber geben zu können: es wären vielleicht dadurch Empfindungen und Wünſche unterdrückt

worden, die Sie jetzt ſelbſt für unſtatthaft erkennen werden, allein das Schickſal meines Gemahls, der, in ein trauriges Verhängniß mit hineingeriſſen, eine zeitlang als Flüchtling umherirren mußte, machte mir die Verſchweigung unſerer Heimath ſo wie unſers Standes zur höchſten Pflicht.

„Ich hoffe, Sie werden ſich in die Nothwendigkeit zu fügen wiſſen, und gebe Ihnen die Verſicherung, daß ich und meine Tochter Ihnen ſtets ein freundliches Andenken bewahren werden.

Claudina Gräfin von Gordowizki,
geb. Gräfin von Lichtenſtein.“

Ich ſtand vernichtet: ſo plötzlich aus meinem Himmel herabgeſtürzt, ſo ſchnöde zurückgeſtoßen, ſo ſchmählich behandelt — das war zu viel! Und Natalie! Nicht ein Wort von ihr! Durfte ſie nicht, konnte ſie nicht, wollte ſie nicht — o, dieſe Zweifel zerriſſen mein Herz! Hier ſtand ich, der arme, verhöhnte Bürgerliche, der nur gut genug war in der Zeit der Noth, und über deſſen Einfalt die hochadeligen Damen ſich vielleicht jetzt luſtig machen, oder die Anmaßung unbegreiflich finden, mit der er ſeine Blicke ſo weit zu erheben gewagt hatte. Doch nein, nein, nein! das kann Natalie nicht — wenn dieſe Augen gelogen haben, ſo iſt keine Wahrheit mehr in der Welt. Aber warum giebt ſie mir denn kein Zeichen, nicht ein einziges, das mir einfach ſagte: ich muß ſcheiden von dir, aber das Scheiden thut mir weh! So drehten ſich meine Gedanken in ewigen Kreiſen, und Beruhigung und Hilfe wollte mir natürlich nirgends herkommen. Dieſe Liebe, die ich für Wunder wie

heilig gehalten hatte, ermangelte doch faſt ganz des moraliſchen Grund und Bodens. Denn ſo wie mich vom erſten Augenblick an nur hauptſächlich das Ausgezeichnete in der äußern Geſtalt Nataliens angezogen und meine Einbildungskraft rege gemacht hatte, ſo gab ich mir auch ſpäter keine Rechenſchaft darüber, ob meine Neigung auch eine vernünftige und in den Augen Gottes wohlgefällige ſei. Jetzt, nach dieſer entſetzlichen Enttäuſchung, lag auch noch dieſer ſtille Vorwurf im Hintergrund meines Herzens und raubte mir den innern Troſt des unverſchuldeten Leidens.

Kaum vermag ich dir zu ſchildern, wie mich das Geld, das vor mir lag, anekelte. Was ſollte ich damit machen? Der Eigenthümerin wieder zurückſenden, das wäre vielleicht das Einfachſte geweſen, aber in meiner Entrüſtung über die Gräfin konnte ich mich nicht entſchließen, nur ihren Namen zu ſchreiben; überdies war mir ihr Aufenthalt unbekannt, denn der Zettel enthielt die Angabe ihres Wohnorts nicht. Anfänglich gedachte ich, das Gold geradezu der Zimmermagd zu überlaſſen, um doch einen glücklichen Menſchen dadurch zu machen. Allein der Gedanke, für einen Wahnſinnigen angeſehen zu werden, hielt mich davon ab. Endlich beſchloß ich, es einem Freund, dem Pfarrer von Grünthal, zu übergeben, deſſen bekannter Wohlthätigkeitsſinn wohl den beſten Gebrauch davon zu machen wiſſen werde. Dies geſchah denn auch und jenem Freund bot es die erwünſchten Mittel, einen ſehr talentvollen, aber armen und verwaisten Knaben unterrichten zu laſſen und bei ſeinen ſpätern Studien — er wählte die Landwirthſchaft —

unterſtützen zu können. Dieſe Wohlthat war glücklicher Weiſe an keinen Undankbaren gekommen, denn der junge Mann, der ſich nach allgemeinem Urtheil durch Geiſt und Herz auszeichnet, hat ſich einen ſchönen Schatz von Kenntniſſen erworben, und um dieſe noch allgemeiner auszubilden, befindet er ſich gegenwärtig auf Reiſen, wozu er von Seiten des Staats eine anſehnliche Unterſtützung erhalten hat. Da mir daran liegt, daß der junge Mann nie erfahre, aus welcher Quelle ihm das Geld eigentlich zugefloſſen ſei, verzichtete ich bisher lieber darauf, ihn ſelbſt perſönlich kennen zu lernen, und erhalte deßhalb immer nur Nachrichten von meinem Freunde über ihn. Von dieſem iſt denn nun auch der ſo eben erhaltene Brief, worin er mir mittheilt, daß ſich unſer Pflegeſohn gegenwärtig in Mähren auf einem großen adeligen Gute aufhalte, wo er, von der Gutsherrſchaft freundlich eingeladen, noch einige Zeit verweilen werde, um die Bewirthſchaftung des Guts zu beobachten. Eine Reiſe nach Frankreich von hier aus ſoll ſeine Studien vollends beendigen u. ſ. w."

Leonore, die mit größter Aufmerkſamkeit, aber nicht ohne öftere Unterbrechungen die lange und traurige Herzensgeſchichte ihres lieben Mannes angehört hatte, ſprach jetzt tief gerührt: „Ach, wie weiß doch die Liebe Gottes auch das Schlimme in Gutes zu verwandeln! Denn es war doch nur Gottes Segen, der das verwünſchte Geld ſo ſchöne Früchte bringen ließ!"

„Du haſt recht, meine Liebe," erwiederte der Juſtizrath, „aber höre erſt weiter: meine Bekenntniſſe ſind noch

nicht ganz zu Ende! Doch für heute laß es genug ſein, morgen ſollſt du auch vollends den traurigen Schluß derſelben erfahren."

Obwohl es Leonorens liebendem Auge nicht entgangen war, wie das Heraufbeſchwören unheimlicher Geiſter einer längſt begrabenen Zeit in ihrem Gatten eine ſchmerzliche Aufregung bewirkt hatte, ſo konnte ſie doch den Wunſch nicht niederdrücken, die ferneren Begegniſſe ihres lieben Mannes, die ihr bisher ſo ganz fremd geblieben waren, zu hören, und ſie war daher ſehr erfreut, als Werner den folgenden Abend alſo fortfuhr: „Faſt in derſelben Stunde alſo, in welcher ich in Heidelberg angekommen war, verließ ich die Stadt wieder, aber welche Veränderung war indeſſen in mir, ja es ſchien mir in der ganzen Welt vorgegangen! Selbſt die Natur, die jetzt eben anfing ihren Frühlingsſchmuck auszubreiten und die ſonſt mich entzückt hatte, kam mir jetzt langweilig, trübe, ja widerlich vor; mahnte mich doch jeder Schritt vorwärts an die ſüßen Hoffnungen, mit denen ich noch vor wenigen Stunden dieſe herrlichen Gegenden durchfahren hatte. Die alten Bergſchlöſſer, die ſchon ſeit Jahrhunderten mit ernſter Miene auf die Freuden und Leiden der aufblühenden und verſchwindenden Geſchlechter hernieder ſchauen, ſchienen mir das wahre Bild menſchlicher Theilnahmloſigkeit, und ſogar die unſchuldigen Lerchen, die leichtgeſiederten Boten des Frühlings, die gerade anfingen, hoch in den Lüften über den Fluren des geſegneten Landes ihre frohen Lob= und Danklieder anzuſtimmen, waren mir ärgerlich und ſchienen mit ihrer Luſt

meinen Schmerz zu verſpotten. Außer dem Verluſt der Geliebten war es auch noch die beſchämende Art, wie dies geſchehen war, was mich quälte, und ſelbſt vor dem guten Vater das niederbeugende Bekenntniß meiner Enttäuſchung ablegen zu müſſen war mir peinlich. Doch dieſe Demüthigung blieb mir leider erſpart, denn in den wenigen Tagen meiner Abweſenheit hatte ſich nicht minder Trauriges in der Heimath zugetragen, als mir indeſſen in der Fremde begegnet war.

Die Sache des fatalen Prozeſſes, die mein Vater in ſeiner vorſchnellen Freude für ganz abgemacht hielt und es für den Augenblick auch war, hatte durch einen unglücklichen Zufall auf einmal eine ganz andere Wendung genommen. Ein junger Rechtsverſtändiger, der erſt kürzlich durch eine Heirath in die Familie der Gegenpartei gekommen war und den Verluſt, der auch ihn durch den unglücklichen Ausgang mittelbar traf, nicht ſo leicht verſchmerzte, nahm die Sache noch einmal auf und brachte ſie vor eine höhere Inſtanz. Mit mehr Scharfſinn als vielleicht Redlichkeit wußte er unſcheinbare Umſtände hervorzuheben und zum Vortheil ſeiner Partei zu drehen, und ſo gelang es ihm wirklich nach raſtloſem Bemühen, daß die frühere Entſcheidung für ungültig erklärt und der Verluſt nun ganz auf Seite meines Vaters fiel.

Dieſe Nachricht, meinem alten Vater auf die ſchonungsloſeſte Weiſe beigebracht, hatte die fatalſte Wirkung auf ihn. Ein Schlaganfall, der ihn der Sprache und theilweiſe der Beſinnung beraubte, war die traurige Folge davon.

So traf ich bei meiner Rückkehr den guten Vater an. Ein Brief, den man mir nach Heidelberg mit dieſer traurigen Nachricht geſandt, hatte mich dort natürlich verfehlt.

Du kannſt dir nun denken, meine liebe Leonore, wie mir in meiner ohnedies ſo gereizten Stimmung zu Muthe war. Mein Anblick wirkte indeß auf's Vortheilhafteſte auf den Patienten, denn obgleich die Sprache nicht wiederkehrte, ſo ſchienen doch ſeine geſchwächten Verſtandeskräfte wieder zu voller Thätigkeit zu gelangen. Allein es war nur das letzte Aufflackern eines erlöſchenden Lichtes. Schon den folgenden Tag verfiel er wieder in einen völlig bewußtloſen Zuſtand. Das Fieber ſtieg von Stunde zu Stunde, und außer einigen Aeußerungen der Liebe gegen mich und meine Schweſter, die von der Mutter Tod an bei der Großmutter erzogen und, damals noch ein halbes Kind, ſchnell herbei gerufen war, konnte man kein Zeichen von Bewußtſein mehr wahrnehmen. Endlich erfolgte ein wiederholter Schlag und ehe der nächſte Morgen kam, war mein guter Vater eine Leiche!

Starr und gefühllos ſtand ich an ſeinem Sterbebette. Tage und Nächte brachte ich in einem dumpfen Hinbrüten zu. Erſt das Leichenbegängniß ſchüttelte mich aus meiner Lethargie, aber nur, um mich auf ein gefährliches Krankenbett zu werfen. Wochenlang rang das Leben mit dem Tod, der mir ſo willkommen geweſen wäre, allein ich ſollte leben und nahm nun freilich das wieder geſchenkte Leben nicht als eine Gabe Gottes, ſondern als eine läſtige Bürde, der ich nicht zu entfliehen wußte, auf.

Kalt, untheilnehmend, finſter, oft auch bitter, ſo ging ich jetzt unter den Menſchen einher; ich liebte Niemand und wollte auch nicht geliebt ſein. Am liebſten hätte ich mich mit meiner Unzufriedenheit und meinem Mißmuth von aller Welt abgeſperrt, aber das ging glücklicher Weiſe ſchon darum nicht an, weil ich, ohne Vermögen, wie ich jetzt war, mich ernſtlich um ein Amt bewerben mußte.

Meine guten Zeugniſſe verſchafften mir auch bald eine Anſtellung, und das war gut, denn dadurch war ich gezwungen, mich wenigſtens durch Geſchäfte zu zerſtreuen und unwillkürlich in einigen Verkehr mit Andern zu kommen. Hätten mir damals äußere Mittel eine unabhängige Lage gewährt, gewiß, ich wäre ein vollkommener Menſchenfeind geworden, das ſehe ich jetzt klar ein; in jener Zeit freilich hielt ich den Verluſt meines Vermögens, das durch die Prozeßkoſten faſt zu nichts zuſammenſchmolz, für ein großes Unglück.

Mehrere Jahre brachte ich, ſo viel die Verhältniſſe es erlaubten, faſt ganz ohne Umgang zu. Nur noch *einen* Gegenſtand hielt ich meines Wohlwollens würdig: meine Schweſter Eliſe. Auf dieſe übertrug ich alle Liebe, die ſich in meinem erkälteten, verödeten Herzen noch vorfand, und ſie, deren reiches Gemüth ſich immer kräftiger entfaltete, war auch ganz dazu geeignet, das Fünkchen Liebe, das noch in mir glimmte, zu erhalten. Dir aber, meine geliebte Leonore, war es erſt vorbehalten, mit der Hilfe Gottes es zur erwärmenden Flamme anzufachen. Fühle ich doch ſelbſt immer mehr den wohlthätigen Einfluß, der mich die Menſchen

wieder liebenswerth und Gottes Welt wieder ſchön finden läßt.

Als meine Großmutter bald darauf ſtarb, fiel die Sorge für Eliſe, die kaum 15 Jahre alt war, natürlich ganz mir, dem ältern Bruder, anheim. Es gelang mir, eine rechtſchaffene Familie aufzufinden, die ſie bei ſich aufnahm, allein die Koſten hiezu, ſo wie für den Unterricht, den ſie noch bedurfte, überſtiegen bei Weitem die kleinen Zinſen, die ihr von dem väterlichen Erbgut, an welches ich für meinen Theil keinen Anſpruch machte, zukamen.

Ich machte mir es nun abermals zur heiligſten Pflicht, meine Bedürfniſſe möglichſt einzuſchränken, um von meinem damals noch kleinen Einkommen das Fehlende zuſetzen zu können. Aus dieſer Zeit der genaueſten Sparſamkeit mag es wohl kommen, daß mir auch jetzt noch eine gewiſſe Aengſtlichkeit anklebt und mir Manches als Luxus und unnöthig erſcheinen läßt, was Andere für unentbehrlich halten. Was wird bei den Menſchen nicht Alles zur Gewohnheit und wie ſchwer iſt es auch hier, die goldene Mittelſtraße zu treffen!

Durch Eliſens Verheirathung wurde ich nach einigen Jahren wieder etwas mehr in Verkehr mit Andern gebracht, um ſo mehr, als Schwager Harter ein durchaus braver und ziemlich jovialer Mann war und ſich auf alle Weiſe bemühte, mich Sauertopf wieder genießbar zu machen. Als beſtes Mittel dazu betrachtete er den Eheſtand; deßwegen ſetzte er, ſo wie mein Einkommen es geſtattete, mir beſtändig mit Heirathsplanen zu. Davon wollte ich nun anfangs gar nichts hören, allein allmählig lieh ich ſeinen Vorſtellungen

ein willigeres Ohr und ſchon hoffte er bald am Ziele mit mir zu ſein, als leider ein ſchneller Tod den trefflichen Mann plötzlich aus unſerer Mitte riß. Dieſer unerwartete Schlag hätte mich bald in meinen alten Trübſinn zurück geführt, wäre nun Eliſe nicht an die Stelle ihres Mannes getreten und hätte, trotz ihres eigenen Schmerzes, unabläßig an meiner Erheiterung gearbeitet. Mehr noch als dieſe Bemühung mag ihr edles Beiſpiel an mir gewirkt haben, indem ich mich täglich überzeugen mußte, wie die zarte Frau ihren ſchmerzhaften Verluſt, ſo wie alle in deſſen Gefolg erſcheinenden Unannehmlichkeiten im beſtändigen Aufblick zu Gott mit einer Stärke und Kraft ertrug, die mich tief beſchämte. Ich raffte mich mit Gewalt auf und widerſtand ihren Bitten, mich um eine Gattin umzuſehen, nicht länger. Da fand ich dich, meine geliebte Leonore, hörte von deiner Geduld und Sanftmuth und glaubte ſogar in deinem Aeußern einige Aehnlichkeit mit Natalien zu entdecken. Möglich, daß mich dieſer Grund, ohne daß ich mir's ſelbſt geſtehen mochte, vollends ſchnell beſtimmte, um dich zu werben. Genug, du wardſt die Meinige und mußteſt lange, lange Geduld mit mir haben, bis deine Liebe mich ſo weit gebracht hat, daß ich ſie recht innig erkennen und Gott für dieſes große Geſchenk, ſo wie überhaupt für ſeine väterliche Treue recht herzlich danken gelernt habe."

Mit der zärtlichſten Innigkeit drückte Leonore ihres lieben Mannes Hand an ihr Herz. War es doch nicht anders, als hätten jetzt erſt die Ehegatten ſich gefunden, als wäre das liebende Paar erſt heute vom Traualtare gekommen.

Ja ihr Verhältniß war eigentlich noch ein viel edleres, innigeres. Nicht die unruhige ſtürmiſche Leidenſchaft der Jugend, die oft ſich ſelbſt täuſchend weder das eigene noch das Herz des Geliebten kennt, und für Liebe hält, was nur ein bald in Nebel zerfließendes Bild der Phantaſie iſt, wobei das innere wahre Leben des Menſchen darbt, wo nicht gar jämmerlich zu Grunde geht, ſondern eine ächte, nun ſchon durch manche läuternde Probe der Verläugnung gegangene Freundſchaft verband jetzt die Herzen Werners und ſeiner Gattin und vereinigte ſie auf eine bei Weitem würdigere Weiſe, als dies vor ſiebenzehn Jahren geſchehen war. Welch' ein herrlicher Segen liegt doch in unſerer chriſtlichen Kirche, auch in den äußern Einrichtungen derſelben! Wohl längſt ſchon dämmerte ein neues Leben in Werner, und wer vermag die Gnadenzüge alle zu ergründen, womit die göttliche Liebe unabläßig bemüht iſt, bald durch innere, bald durch äußere Eindrücke die Menſchen aus der ſtarren Selbſtſucht heraus in ein ſeliges Liebes= und Glaubensleben hinein zu ziehen, aber offenbar war es doch die Confirmation Maria's und die mit dieſer feierlichen Handlung in Verbindung ſtehenden Gedanken und Gefühle, welche vollends den ſichtbaren Wendepunkt in Werners Leben bildete. Sein Herz ward erwärmt; ein tiefes religiöſes Bedürfniß erwachte in ihm; er fing an, nicht nur für die Wohlthaten Gottes von Herzen zu danken, ſondern auch in den widrigen Schickſalen theils ſeine eigene Schuld dabei zu erkennen, theils zu beobachten, wie Gott auch in dieſen nur überall für ſein wahres Heil geſorgt hatte. Wie er ſich nun bei dieſen innern Bekenntniſſen vor Gott

demüthigte und Troſt aus der uns in Chriſto zuſtrömenden Gnadenquelle zu ſchöpfen ſuchte, ſo war es ihm auch Bedürfniß, ſich vor Menſchen auszuſprechen und ſeiner ſo oft mit Kälte und Unfreundlichkeit behandelten Gattin ſein Herz und Leben offen vor Augen zu legen. Und dieſe Bekenntniſſe, wie führten ſie die Gatten ſo nahe zuſammen und vereinigt zum Herrn!

Doch dieſes Erdenleben iſt nicht unſere Heimath. Wir ſind Pilgrime und Fremdlinge allhier und ſollen uns nicht zu feſt einbürgern. Darum iſt uns wohl zuweilen ein Ruheplätzchen vergönnt, aber wenn wir uns geſtärkt und erquickt haben, müſſen wir unſere Reiſe wieder fortſetzen und die neu geſchenkten Kräfte in neuen und ſchwereren Kämpfen üben.

So erging es auch Wernern. Das Bitterſte, was ihm jetzt begegnen konnte, ſtund ihm unbewußt bevor. Trennung, nahe Trennung von der hochgeſchätzten, geliebten Gattin, der zärtlich beſorgten Mutter ſeiner Kinder ſollte ach nur zu bald ſein trauriges Loos ſein!

Leonore, ganz durchdrungen von der Anſicht, daß die Wirkſamkeit des Weibes ſich in der Regel nur zunächſt auf ihr eigenes Haus, überhaupt auf den häuslichen Kreis erſtrecken müſſe, hatte bei dem Erziehungs- und Unterrichtsplan Maria's von jeher darauf hingearbeitet, ſie in dieſem ihrem künftigen Elemente recht bekannt zu machen, und ihr Liebe und Achtung für die Häuslichkeit dadurch einzuflößen, daß ſie ihr weniger durch Worte als durch ihr Beiſpiel zeigte, wie auch die niedrigſte häusliche Verrichtung, auf eine geſchickte Weiſe gethan, als ein Glied der Kette des Ganzen

von großem Werth ſei, und wie die mit Liebe in ihrem Hauſe waltende Frau durch ſtrenge Pflichterfüllung in Abſicht der Erziehung und Verpflegung der Kinder, der Erhaltung der Ordnung, der Ueberwachung der Dienſtboten u. ſ. w. eigentlich die geheimen Fäden des ganzen häuslichen Glücks, der Zufriedenheit ihres Mannes und des Gedeihens des künftigen Geſchlechts in ihren Händen trage. Und ſollte das nicht ein hoher, ein herrlicher Beruf ſein, und ein ſichereres Glück gründen, als der ſchnell entſchwindende Schimmer, welcher Frauen umgiebt, die nur darauf ausgehen, in Geſellſchaften zu glänzen, oder, im eigenen Hauſe fremd und liebeleer, in entfernten Kreiſen ſich einen Namen zu machen ſuchen durch auffallende, der weiblichen Beſtimmung nicht angewieſene Handlungen?

Früh, und viel früher, als es gewöhnlich in gegenwärtiger Zeit geſchieht, ließ Leonore deßwegen ihre Tochter an vielen Hausarbeiten Theil nehmen. Es geſchah nur ſpielend und zu einer Zeit, wo das Kind, das ja, vermöge des ihm von Gott ſelbſt eingepflanzten Nachahmungstriebs, ohnehin gerne Alles nachmacht, es ſich noch zu einer Ehre ſchätzt, von der Mutter zu dieſer oder jener häuslichen Verrichtung beauftragt zu werden. Geſchah es auch zuweilen ungeſchickt und mußte die Mutter das Geſchäft nachher mit größerer Mühe ſelbſt beſorgen, ſo lernte Maria doch dabei und gewann ein Intereſſe dafür. Das iſt von großer Wichtigkeit, denn wird dieſe Periode verſäumt und läßt man die Tochter bis in das fünfzehnte, ſechszehnte Jahr nur geiſtige Beſchäftigungen und etwa ſitzende Handarbeiten treiben, ſo wird ſie ziemlich

den Geſchmack für Hausgeſchäfte verloren haben und dieſe nur als eine widerliche Bürde betrachten, die ihr aufladen zu wollen ihr als eine Art von Grauſamkeit erſcheint. Je älter ſie wird, je weniger kommt ſie dazu, denn nun tritt zu der Unluſt auch noch die ihrem Stolz ſchlecht behagende Furcht, daß ſie ſich in dieſen von ihr ſo verächtlich angeſehenen Arbeiten von ihren eigenen Dienſtboten beſchämen und um ihrer Unwiſſenheit verlachen laſſen muß. Dieſe unangenehmen Gefühle wollte nun Leonore ihrer Tochter erſparen und hatte deßwegen den ernſtlichen Vorſatz, ſie ſogleich nach der Confirmation aus der bisher von Maria beſuchten Lehranſtalt heraus zu nehmen und ſie in der Küche einzuführen, in der ſie unter der Mutter eigenen Leitung nach und nach die gewöhnlichen und ſpäter auch die feineren Speiſen zubereiten lernen ſollte. Was ihr dann noch zu ihrer übrigen, gegenwärtig ſo dringend geforderten geiſtigen Ausbildung etwa mangeln mochte, hoffte ſie, werde ſich durch gut gewählte Lektüre und ſpäter durch einzelne Lehrſtunden vollkommen erſetzen laſſen, da es ja nie ihr Wunſch war, weder eine Gelehrte noch eine Künſtlerin aus ihrer Maria zu bilden. Außer den ſchon angegebenen Gründen beſtimmte ſie noch eine Hauptſache zu dieſer Verfahrungsart, nämlich die Sorge für die Geſundheit ihrer Tochter. Ueberzeugt davon, daß das beſtändige Sitzen der jungen Mädchen, ſehr oft mit vorgebeugtem Oberleib, höchſt ſchädlich ſei und öfters als die Urſache von Verkrümmungen, Bleichſuchten und andern Krankheiten angeſehen werden dürfe, glaubte ſie in dieſer zweckmäßigen Bewegung, welche die Beſorgung der Haushal-

tung und Küche erfordere, das beſte Verwahrungsmittel vor dieſen traurigen Modekrankheiten für ihre Tochter gefunden zu haben.

Bei erſtarkterem und völlig entwickeltem Körper ſchien ihr die Gefahr bei weitem geringer, als gerade in dem Alter von vierzehn bis ſechszehn Jahren.

Der Anfang zu dieſen neuen Studien wurde gemacht. Möglich, daß zu der eilfertigen Betreibung derſelben Leonore ſich insgeheim auch noch durch die bekannte Todesahnung innerlich angeregt fühlte.

Maria ergriff mit Freuden den Kochlöffel ſtatt der Feder und der Nadel, und wer die blühende junge Köchin in ihrem reinlichen weißen Schürzchen ſich ſo behende um den Herd bewegen ſah, der mußte eine Freude daran haben. Daß aber auch das Schürzchen möglichſt weiß bleibe, darauf hielt Maria's Mutter beſonders. Sie ſelber verſtand die Kunſt, ſich bei allen häuslichen Arbeiten rein und unbeſchmutzt zu erhalten, ausnehmend gut, und ſo ſollte auch Maria es lernen. Hauptſächlich empfahl ſie ihr ſtets, bei allen Arbeiten etwas entfernt vom Herd oder Tiſch, wenn ſie gerade vor demſelben ſtehend beſchäftigt war, ſich zu halten, ja nicht ſich an denſelben anzulehnen. Deßwegen haben wir ja, konnte ſie wohl ſagen, lange Arme, dieſe können ganz bequem ihre Arbeit auf Herd und Tiſch verrichten, ohne daß deßwegen die Schürze am Tiſchrand anſtreifen muß. Auf dieſe Art iſt es möglich, ſelbſt in beſſerer Kleidung, was eben doch zuweilen einer Hausfrau auch nothwendig wird, ein ganzes Gaſtmahl zu kochen. Ueberhaupt kann Reinlichkeit und Ord=

nung in einer Küche nicht genug empfohlen werden und zwar nicht bloß an Stellen, die dem Auge zuerſt entgegentreten, nein, auch in den verborgenſten Winkeln muß Alles rein und ſauber und keine verworrene Sammlung von brauchbaren und unbrauchbaren Gegenſtänden anzutreffen ſein; dazu gehört denn auch, daß nach jeder Arbeit, die auf einem Tiſch vorgenommen worden iſt, die Ueberbleibſel derſelben ſorgfältig weggenommen und der Tiſch ſogleich mit einem feuchten Tuch gereinigt wird, ehe man wieder etwas Anderes auf ihm verrichtet. Nie darf Unordnung auf dem Küchentiſch entſtehen und Spuren von verſchiedenen Arbeiten darauf ſichtbar ſein.

Maria horchte aufmerkſam auf ſolche Lehren und ſuchte ſie zu beobachten. Und wie freute ſie es, wenn bei Tiſch der Vater eine Speiſe, die ſie allein gekocht hatte, lobte, oder wie ſuchte ſie durch doppelte Pünktlichkeit es ein anderes Mal zu erſetzen, wenn ſie ſelbſt geſtehen mußte, daß etwa ein Gemüſe zu hell oder zu dunkel, zu herbe oder zu leiſe ausgefallen war.

Kaum hatte aber dieſer angenehme Unterricht einige Wochen gedauert, als eine höchſt traurige Unterbrechung eintrat. Das kleine Julchen erkrankte ernſtlich und nahm für einige Zeit die ganze mütterliche Pflege und Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Mehrere Tage und Nächte ſtand das Leben des guten Kindes in dringender Gefahr. Leonore wich natürlich nicht einen Augenblick von dem Bette des armen Kindes und ließ ſich's nicht nehmen, ihm bei Tag und Nacht alle und jede Hilfeleiſtung ſelbſt zu gewähren. Es waren bange und traurige Stunden, die auch der Juſtizrath, ſo wie er

jetzt gegen ſeine Familie geſinnt war, in herzlicher Liebe mit ſeiner Gattin theilte. Und wenn es auch nicht gerade in ſeinem Weſen lag, durch laute Aeußerungen ſeinen Schmerz und bange Sorge auszuſprechen, ſo ſah ihm Leonore doch wohl an, wie ergriffen er davon war und daß ſie hoffen dürfe, ihre ſtillen Bitten um das Leben des geliebten Kindes vereinigten ſich mit denen ihres Gatten vor dem Throne des Herrn.

Und ſie wurden erfüllt! Nach dem ſiebenten Tage trat eine merkbar günſtige Wendung der Krankheit ein, aber dennoch forderte der Zuſtand noch eine ſehr genaue Aufmerkſamkeit. Leonore wollte deßwegen auch jetzt noch nicht von dem Krankenbett weichen, obwohl ſie ſich ſelbſt erſchöpft, ja unwohl fühlte. Die Geneſung ſchritt indeß raſch vorwärts, allein wie die Kräfte der kleinen Patientin ſich hoben, ſo ſanken diejenigen ihrer treuen mütterlichen Pflegerin, und an demſelben Tage, an welchem Julchen zum erſten Male ihr Bettchen verlaſſen durfte, mußte die Mutter ſich niederlegen. Ein heftiges Fieber hatte ſich eingeſtellt, welches in wenigen Tagen das beinahe noch jugendlich kräftige Leben der Juſtizräthin zerſtörte und jede Hoffnung der Wiedergeneſung zernichtete.

In dumpfem Schmerz ſtand der verzweiflungsvolle Gatte und die arme Maria um das Lager der Sterbenden. Sich ſelbſt täuſchend, ſuchten ſie ſich und die Kranke noch über ihren gefährlichen Zuſtand zu beruhigen und ſpähten ängſtlich nach irgend einem Faden von Hoffnung, um ſich daran anzuklammern — allein vergeblich. Die Kranke ſelbſt wies alle

dieſe Täuſchungen weit von ſich. Mit der ruhigſten, ja freudigſten Ergebung in den Willen des Herrn ſprach ſie von ihrem nahen Ende. Wohl geſtand ſie ein, daß, hätte es Gott gefallen, ſie länger bei ihrem Mann und ihren Kindern zu laſſen, ſie gerne, ſehr gerne noch gelebt haben würde, aber da er es nun anders beſchloſſen habe, ſo ziehe ſie auch getröſtet und gerecht gemacht durch das Verdienſt Chriſti mit Freuden in die ewige Heimath, in der völligen Gewißheit, daß der Herr, der ſie von Kindesbeinen an ſo treu und ihren wahren Bedürfniſſen nach ſo angemeſſen geleitet habe, gewiß eben ſo väterlich für ihren Gatten und ihre zärtlich geliebten Kinder ſorgen werde.

Als am dritten Tag ihrer Krankheit eben die ſcheidende Abendſonne ihre letzten Strahlen auf ihr Lager warf, freute ſie ſich noch einmal ihres Gottes und ſeiner ſchönen Welt, dann erhob ſie ſich und ſprach mit lauter feſter Stimme und einer Freundlichkeit, die ſchon mehr den künftigen Engel als die noch hier ſchwer leidende Sterbliche verrieth: „O meine Lieben, ſorgt dafür, trachtet danach, daß wir Alle, Alle dort wieder zuſammen kommen, bei Ihm im großen Vaterhaus. Nehmet es nicht zu leicht, es iſt ein ernſter Schritt vom Leben zum Tode! O wie kurz erſcheint mir jetzt das ganze Erdenleben und o wie nichtig! Richtet eure Blicke doch immer auf die Ewigkeit, das iſt allein groß und wichtig, das Andere iſt alles Nichts, lauter Tand, ſcheint's auch noch ſo ſchön und herrlich und geiſtreich; was ſich nicht auf die Ewigkeit bezieht, verſchwindet in der Stunde des Todes wie Seifenblaſen!“ Dann rühmte ſie die Gnade und Treue

ihres Gottes und Heilandes, die ſie Unwürdige habe erfahren dürfen, und konnte nicht aufhören zu danken für ſeine gnädige Führung und für das Glück, daß er ihr das Herz ihres Gatten geſchenkt und es zu ſich gezogen habe.

Mit der rührendſten Liebe dankte ſie auch dieſem für alle Beweiſe ſeines Vertrauens und ſeiner treuen Anhänglichkeit und legte ihm die Kinder, beſonders Maria, ihre Erſtgeborne, die jetzt eben in das gefährlichſte Alter für die Seele ſo wie für das Leben des Weibes eintrete, mit der innigſten Zärtlichkeit auf's Herz.

Zu Maria ſelbſt ſprach ſie die mütterlichſten Worte, empfahl ihrer Pflege die jüngeren Kinder und ſegnete auch dieſe liebend ein. Sogar den Dienſtboten vergaß ſie nicht noch ein freundliches Lebewohl zu ſagen und ſie auf ihre höhere Beſtimmung und ihrer Seele Heil aufmerkſam zu machen. Endlich ſank ſie erſchöpft auf ihr Lager zurück, ſchlief lächelnd ein und — erwachte nicht wieder für dieſes Leben! Sanft und kampflos ward ſie hinüber gerückt, und die milde Freundlichkeit, die ihr ganzes Weſen ausgezeichnet hatte, lag noch auf ihrem holden Angeſicht, als die Seele längſt dem Körper entflohen war!

Welche Feder wäre fähig, den Jammer zu beſchreiben, der Werners Seele jetzt durchwühlte, als er vor der Leiche des Weibes ſtand, das er einſt vernachläſſigt und verkannt und jetzt ſo unausſprechlich geliebt hatte. Ach, hier lag ſie: das ſeelenvolle Auge, der freundliche Mund, der nur Worte der Liebe auszuſprechen gewohnt war, für immer geſchloſſen. Die fleißigen Hände, die ſich ſo oft zum Gebet erhoben, ſo

oft für die leidende Armuth geöffnet und ſo rührig ſtets bei jeder Arbeit bewegt hatten: jetzt waren ſie ſteif, kalt, regungslos. Das treue Herz, das viel gelitten, viel gekämpft und viel geliebt hatte: jetzt ſtand es ſtill, und ſeine Schläge, oft höher gehoben in Freude und Luſt dieſes Lebens, öfter noch in Angſt und Sorge oder in liebender Theilnahme für das Wohl und Weh Anderer, bewegten es nicht mehr. Alles aus, todt! — O ein ſchauderhaftes Wort! Die menſchliche Natur ſträubt ſich dagegen und keine Philoſophie mag die Schrecken des Grabes hinweg disputiren. Alle menſchliche Vernunft findet hier ihr Ziel, und nur der Glaube ſieht weiter, ſieht über die Verweſung hinaus und ſchließt mit dem vollendeten Geiſt einen neuen Bund, einen Bund für die Ewigkeit!

Maria brauchte lange, bis ſie nur begreifen lernte, daß ſie nicht träume, daß Alles, Alles wahr, daß ihre Mutter, ach ihre ſo unausſprechlich geliebte Mutter wirklich todt ſei! Es war der erſte tiefe Schmerz, der durch ihre jugendliche Seele ſchnitt, und welch' ein Schmerz! O ein treues Mutterherz zu verlieren, was kann es für das zärtliche Herz der Tochter Herberes geben! Iſt es doch mit tauſend feinen Banden feſt und innig an daſſelbe angekettet und müßte es ſich nicht verbluten, wenn es ſich gewaltſam und plötzlich davon losreißen ſollte! Doch Gottlob, das geſchieht nicht. Mutter und Tochter bleiben geiſtig verbunden, wenn auch lange ſchon der Tod auf Erden ſie von einander geſchieden hat! Aber auch dieſe endliche Trennung, wie ſchmerzlich! Und vollends in Maria's Alter, wo die Unerfahrenheit ſich ſo

gerne durch den weiſen Rath der Mutter, die allein ſich vollkommen in die Tochter hinein denken und fühlen kann, leiten läßt.

Der Verlauf von Leonorens Krankheit war ſo ſchnell, ſo überraſchend geweſen, daß nicht einmal Tante Eliſe hatte herbeieilen können, um das letzte Lebewohl ihrer geliebten Schwägerin zu empfangen. Denn als ſie die Nachricht von dem Erkranken derſelben erhielt, war bereits das Traurigſte geſchehen.

Den folgenden Tag erſchien die Tante zum größten Troſt Aller. Sie hatte Leonore ſchweſterlich geliebt, aber ihre durch gläubiges Vertrauen ſtarke Seele ließ ſich durch keinen Schmerz ganz danieder drücken; die Verheißung: daß „Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen müſſen," war ihr ein theures gewiſſes Wort, an welches ſie ſich feſt hielt, wenn auch ihre Seele zagen wollte. Mit kräftigen Worten der Schrift ſuchte ſie ihren Bruder und Maria zu ſtärken und traf daneben alle durch dieſen traurigen Fall nothwendigen Veranſtaltungen mit der klaren Beſonnenheit, die ein beſonderer Zug ihres liebenswürdigen Charakters war.

Als endlich nach dem dritten Tage die irdiſchen Ueberreſte der theuren Vollendeten der Ruhe übergeben waren, da hielt es Eliſe für angemeſſen, nun auch mit ihrem Bruder über ſeine künftige Einrichtung zu ſprechen. Sie ſelbſt, was freilich allem Andern vorzuziehen geweſen wäre, konnte aus Gründen, die nicht hieher gehören, ihren ſeitherigen Wohnort nicht verlaſſen, aber ſie war der Meinung, daß ihr

Bruder, da Maria noch zu jung und unerfahren wäre, eine tüchtige Perſon zur Erziehung der Kinder und zur Führung der Haushaltung in's Haus nehmen ſolle. Dazu aber wollte ſich der Juſtizrath nicht verſtehen. Jetzt, in dieſem Augenblick, eine fremde Perſon um ſich zu dulden, die kein Gefühl für ſeine Leiden haben könne, däuchte ihm unerträglich, auch meinte er, wenn dadurch auch für das Hausweſen Etwas gewonnen würde, ſo wollte er die jüngeren Kinder doch lieber unter ſeiner eigenen und Maria's Aufſicht ſehen. Maria ſei zwar erſt fünfzehn Jahr alt, aber unterſtützt durch der Tante Rath werde ſie ſich bald in die Wirthſchaft hinein zu arbeiten wiſſen, und da ſie Verſtand und guten Willen beſitze, ſo zweifle er nicht, daß ſie gewiſſenhaft die Mutterſtelle bei ihren jüngeren Geſchwiſtern vertreten werde.

Obgleich nun Eliſe ihres Bruders Anſicht nicht theilte, ſo hielt ſie es doch für rathſam, ſie für jetzt nicht weiter zu bekämpfen, ſondern ſchied mit dem feierlichſten Verſprechen, welches ſie auch noch ganz beſonders Marien wiederholte, dieſer ihre jetzt ſo ſchweren Pflichten ſo viel nur immer thunlich tragen zu helfen, und namentlich ſie bei allen und jeden Vorkommenheiten mit dem treueſten Rath zu unterſtützen.

Auf dieſe Weiſe entſtand der nachfolgende Briefwechſel, der hier veröffentlicht wird, weil in einem ähnlichen traurigen Fall eine junge Tochter aus den darin gegebenen Anweiſungen ſich vielleicht Etwas zu Nutzen machen kann.

Daß dabei diejenigen Briefe, die weder zum Unterricht Maria's, noch zum Zuſammenhang des Ganzen nothwendig

waren, aus der Sammlung weggelaſſen worden ſind, verſteht ſich von ſelbſt.

Erſter Brief.

Maria an ihre Tante Eliſe.

Meine theure, meine geliebte Tante.

Wo ſollte ich hinfliehen, wo Troſt ſuchen in meinem tiefen Leid, als bei Dir, meine geliebte Tante! bei Dir, die Du der ſeligen Mutter vertrauteſte Freundin, uns ſelbſt immer eine zweite treue Mutter warſt! Ach, meine geliebte Tante, noch kann ich es nicht faſſen, nicht begreifen, daß ich ſo unausſprechlich unglücklich ſein ſoll! Ach, ich habe meine Mutter, meine theure zärtliche Mutter für dieſes lange Leben verloren, und wer bürgt mir dafür, daß ich ſie jenſeits wieder finden werde? —

Du ſtellſt Dir vor, ich finde einige Zerſtreuung in der Unterhaltung mit Julchen und Edwin, oder in dieſer und jener Beſorgung für die Haushaltung? O glaube das nicht! Ich kann nichts thun. Stundenlang ſitze ich da in ſtillem Hinbrüten über meinen Schmerz, oder indem ich mich bemühe, der Mutter Lebensbild in meiner Seele darzuſtellen. Ach oft gelingt es mir! Ich ſchaue in ihr freundliches Angeſicht, ich vernehme ihre liebevolle Stimme, die ſo mild zu mir ſpricht, ja ich meine ſogar ihre ſanften Tritte zu hören — o dann bin ich glücklich, und wie verhaßt iſt mir jede Störung! So war es geſtern Abend. Ich ſaß zwiſchen Licht, als eben der Mond ſeinen matten Schein in's Wohnzimmer warf, am Fenſter. Meinen ſüßen Träumereien hin=

gegeben, war ich ſelig; ich glaube, ich betete auch, denn in dieſen Augenblicken bin ich ganz der Erde entrückt und gewiß ſehr fromm!

Da hörte ich plötzlich ein furchtbares Geſchrei aus dem Kinderzimmer herüber kommen. O wie war mir das zuwider! Ich eilte aber natürlich ſogleich hin und fand — denke Dir meinen Schrecken — Julchen voll Blut! Lene, die leichtſinnige Perſon, war weggelaufen und hatte die Kinder ſich ſelbſt überlaſſen. Nun wollte ſich Edwin einen Apfel zerſchneiden und holte ein Meſſer, Julchen wollte dieſes auch haben und ſuchte es ihrem Bruder aus der Hand zu reißen, dabei verwundete ſie ſich denn an zwei Fingern ziemlich tief. Beide Kinder ſchrieen jammervoll zuſammen, und ich war vor Schrecken unfähig, irgend ein Mittel zu ergreifen, bis Katharine, die Köchin, auf das Geſchrei herbeikam, die Wunden mit kaltem Waſſer auswuſch und Läppchen mit Oel darauf band. Die Schmerzen ließen bald nach, aber Julchen war doch ſehr übel aufgelegt und machte mir Vorwürfe, daß ich nicht bei ihr geblieben ſei. Ich aber ſchalt Lene aus über ihr Fortlaufen, da ich doch ganz gewiß wußte, daß ſie kein Geſchäft außer dem Hauſe zu beſorgen hatte.

Dem lieben Vater konnte und mochte ich nichts von dem ganzen Auftritt erzählen, denn Du glaubſt gar nicht, liebe Tante, wie niedergedrückt und verſtimmt er ſeit Deinem Weggehen iſt. Wir ſehen ihn gewöhnlich nur über Tiſch, und da ſpricht er bloß das Nothwendigſte; ich wage dann auch nicht zu ſprechen, und was wüßte ich denn auch Anderes als Trauriges; es giebt ſomit nichts Betrübteres

als unſere Mahlzeiten. Selbſt die Kinder ſind ganz verſchüchtert und ſprechen kaum leiſe ein paar Wörtchen mit einander, ja Julchen fing ſchon ſtill zu weinen an, weil Mama ihr kein Fleiſch und kein Brod mehr gebe und Niemand mit ihr ſpreche.

Sieh, geliebte Tante, ſo traurig ſieht es bei uns aus, und wird es beſſer kommen? In die Küche mag ich vollends gar keinen Blick thun — hier, wo ich noch erſt vor Kurzem den treuen Unterricht der beſten Mutter genießen durfte, mahnt mich Alles zu empfindlich an die nie wiederkehrende Zeit. Katharine, die noch nicht lange im Hauſe iſt, behandelt auch Vieles nicht nach der Mutter Art und iſt unpünktlich, aber da ich ſelbſt noch ſo unerfahren bin, ſo kann ich ſie nicht zurechtweiſen, und ſo halte ich mich lieber ganz entfernt davon und laſſe ſie eben machen, was ſie will.

Beſuche, die ihre Theilnahme an unſerm Unglück bezeugen wollen, erhalten wir viele, aber die meiſten kommen eben der Sitte wegen, und es koſtet mich oft große Ueberwindung, von der theuren Seligen mit Perſonen zu reden, die meine vortreffliche Mutter doch nicht verſtanden, doch nicht geliebt haben, wie ſie es verdiente.

Selbſt der Umgang mit meiner allerliebſten Freundin, mit Emilie Reinhardt, gewährt mir nicht mehr das Vergnügen wie früher. Gerade ihr Bemühen mich aufzuheitern, mißfällt mir. Sie hat eben noch keine ſo ſchmerzliche Erfahrung gemacht, deßwegen iſt es unmöglich, daß ſie mich verſteht; auch iſt ihr fröhliches Temperament viel=

leicht gar nicht fähig, ſo tief zu fühlen. Doch will ich ihr hiedurch nicht zu nahe treten: ich erkenne, daß ſie ſehr freundlich gegen mich iſt und es nach ihrer Art auch herzlich gut meint. So lud ſie mich vor einigen Tagen zu ſich ein, weil mehrere Bekannte ihres Vaters, der ein großer Freund der Muſik, namentlich der Kirchenmuſik iſt, einige ältere Muſikſtücke in ihrem elterlichen Hauſe vortrugen. Ich dankte ihr aber dafür — wie kann ich in eine Geſellſchaft fremder Menſchen gehen! Andere Einladungen, die mir ſchon vielfach von Bekannten unſeres Hauſes zugekommen ſind, weiſe ich ohnehin alle zurück: ich habe keinen Sinn dafür und will nichts von Außen hören. Nur mit Dir, liebſte Tante, will ich reden, nur von Dir will ich Worte des Troſtes und der Theilnahme vernehmen. Laſſe dieſelbigen bald, recht bald zukommen

Deiner tief betrübten verlaſſenen Nichte

Maria.

Zweiter Brief.

Tante Eliſe an Maria.

Meine herzlich und innig geliebte Maria.

Worte der Theilnahme und des Troſtes willſt Du von mir haben? Ja, die ſollen Dir werden, ſo viel es in meinen ſchwachen Kräften ſteht.

Aber nicht allein dieſe, auch zu Worten der Ermahnung und der Warnung fordert mich Dein lieber Brief auf! Und gewiß, dieſe kommen nicht minder aus einem mütterlich liebenden Herzen als jene.

Zuerſt, mein liebes Kind, danke ich Dir herzlich für Dein Vertrauen, das mir geſtattet, in Dein ſo tief verwundetes Kindesherz hinein zu blicken. Bleibe auch in Zukunft bei dieſer Offenheit — ſie wird wohlthätig für Dich ſein und mir es möglich machen, Dir manches Schwere erleichtern zu helfen.

Du haſt durch den frühen Hingang Deiner theuren Mutter einen unermeßlichen Verluſt erlitten, das, geliebte Maria, wird Dir Niemand beſtreiten, am wenigſten ich, die ich ſelbſt die unerſetzbare Lücke für mein ganzes Leben tief empfinden werde. Aber ſind es denn bloß glückliche Ereigniſſe, die wir aus der Hand Gottes erwarten ſollen, ſind es denn nicht oft auch traurige, ja die allertraurigſten Erfahrungen, die er als Erziehungsmittel für ſeine Kinder anzuwenden für nöthig erachtet? Und ſollen wir über dieſe murren, weil unſer kleiner Menſchenverſtand die großen und liebevollen Abſichten, die damit bezweckt werden, nicht verſteht? Sollen wir gleich ungezogenen Kindern nur immer über Das ſchreien, was Gott uns zu entziehen für gut hält, und uns dadurch des innern Segens, der uns unfehlbar durch das Entzogene wird, wenn wir es auf die rechte Weiſe auf uns wollen einwirken laſſen, berauben, und in Fluch verwandeln? Liebe Maria, ich fürchte, Du ſtehſt auf dieſem gefährlichen Punkt. Siehe, ich reiche Dir die Hand, und will aus allen Kräften verſuchen, Dich von dieſem Abgrund zurückzuführen. Treue Kindesliebe und Dankbarkeit gegen zärtliche Eltern iſt nicht nur Pflicht, ſondern auch Luſt eines guten Kindes, und wer wollte das tadeln?

Aber auch dieſe an ſich ſo ſchönen Gefühle haben ihre Grenzen und dürfen nicht in Schwärmerei, ich möchte faſt ſagen in Götzendienſt ausarten. Der Liebe zu Gott muß Alles unterworfen werden. Gott gehört unſer ganzes Herz mit allen, auch ſeinen edelſten Empfindungen, ihm müſſen ſie geheiligt ſein, wenn ſie rechter Art ſein ſollen, und fordert er die Gegenſtände unſerer Liebe, unſerer Verehrung und Dankbarkeit zurück, legt er uns eine Trennung von ihnen auf, ſo müſſen wir uns in ſeinen heiligen Willen ohne Murren fügen und ſeiner Weisheit in Demuth glauben. Wir wiſſen dann unſere Geliebten daheim in ſeiner Hand und dürfen uns ruhig darauf verlaſſen, daß er für ſie und uns zeitlich und ewig auf's Beſte ſorgen wird, wenn uns gleich das Wie und Wo noch unbekannt iſt. Je näher wir uns an das große Vaterherz anſchließen, je ergebener wir uns ſeinem Willen unterwerfen, deſto friedvoller wird es in uns werden und deſto kräftiger und ſtärker werden wir uns zu der Erfüllung unſerer dieſſeitigen Pflichten fühlen. Und ſollte nicht gerade die Dankbarkeit gegen geliebte Verſtorbene uns mächtig antreiben, in ihrem Sinn und Geiſt auf Erden zu wirken, ſo lange es Tag iſt, ehe die Nacht kommt, wo Niemand wirken kann?

Weit entfernt, nur mit ſchönen Gefühlen zu ſpielen und in ihnen zu ſchwelgen und zu ſchwärmen, müſſen wir uns erheben und in gewiſſenhafter Erfüllung unſerer Pflichten ihnen das ſchönſte Denkmal zu ſetzen ſuchen.

Hievon, meine liebe Maria, ſcheinſt Du aber gegenwärtig weit entfernt zu ſein und, laß es mich Dir geſtehen,

Dein eigenes Bekenntniß betrübte mich ſehr und macht mich auf's Aeußerſte für Dich beſorgt. Stundenlang ſitzeſt Du in ſtummem Hinbrüten da und zermarterſt Deine Einbildungskraft, bis ſie Dir das Bild Deiner theuren Mutter recht deutlich vormalt, indeſſen Du die lieben Kinder, Deine Dir von der Seligen heilig auf's Herz gebundenen Geſchwiſter ſich ſelbſt oder leichtſinnigen Mägden überläßt! Du giebſt Dich einem zerſtörenden ſelbſtſüchtigen Schmerz und nutzloſen Träumereien hin, ſtatt daß Du alle Kraft Deines Geiſtes und Gemüthes aufbieten ſollteſt, Deinem lieben Vater, Deinen jungen Geſchwiſtern, dem ganzen Hausweſen wenigſtens in Etwas die theure Verſtorbene zu erſetzen!

Erſcheint Dir das freundliche Bild Deiner Mutter nicht mit aufgehobenem warnendem Finger, ſprechen die leiſen Klagen der armen Kinder nicht an Dein Herz und erwecken dort laute Vorwürfe? Der Vater, klagſt Du, ſei einſilbig und verſtimmt — ich will das wohl glauben, aber um ſo mehr iſt es eine ernſte Aufgabe für Dich, mein Kind, auf ſeine Erheiterung zu denken. Erinnere Dich doch Deiner ſanften Mutter, wie ſie immer Alles hervorzurufen ſuchte, womit ſie glaubte, ihn überraſchen oder ihm Freude machen zu können. Wodurch ſoll er ſich jetzt aufheitern? Durch Deine trüben Mienen, durch die unbeaufſichtigten Kleinen, durch das vernachläſſigte Hausweſen?

Du ſiehſt, liebe Maria, das muß anders kommen und muß hauptſächlich durch Dich anders kommen! Deine allzugroße Traurigkeit macht Dich undankbar gegen Gott und Menſchen und läßt Dich das unendlich viel Gute, das Dir

immer noch geblieben iſt, überſehen. Auch die Theilnahme Anderer dürfen wir nicht gering anſchlagen. Es können allerdings nicht lauter Herzensfreunde ſein, die uns im Leben begegnen, aber wer ſagt Dir, daß nur die Sitte es ſei, die viele Freunde und Bekannte in's Haus führe? Weg mit dieſem Mißtrauen! Gewiß, unter dieſen Beſuchenden ſind ſehr viele, die es herzlich gut mit Dir meinen und innigen Antheil an Deinem verwaisten Zuſtande nehmen, auch ſolche, die Deine gute Mutter wahrhaft geſchätzt und geliebt haben. Gehe doch den Menſchen mit Herzlichkeit und Liebe entgegen, ſo wirſt Du gewiß auch daſſelbe von ihnen zu genießen haben.

Aber nicht genug, ſogar die Bemühungen Deiner Herzensfreundin, Deiner treuen Emilie, ſtößt Du, wenn nicht unfreundlich, doch gleichgültig von Dir. Damit verfehlſt Du Dich auf mehrfache Weiſe: einmal gegen ſie, denn was thut weher, als den guten Willen ſchnöde zurückgewieſen zu ſehen; dann gegen Dich, weil Du Dich eines Mittels zu Deiner Aufheiterung beraubſt, und endlich gegen Deinen lieben Vater, denn wie willſt Du dieſen erheitern, wenn Du trübſinnig in Deinen vier Mauern eingekerkert ſitzen bleibſt? Du ſollteſt ſchon aus Pflicht gegen ihn an Deiner eigenen Ermunterung arbeiten, um ihm Anderes als, wie Du ſelbſt bemerkſt, Trauriges bieten zu können. Danke deßwegen dem lieben Gott, daß er Dir eine treue, heitere und gutmüthige Freundin gegeben hat, und ſchlage auch die Einladungen Deiner andern Bekannten nicht hartnäckig aus, beſuche zuweilen eine gute Geſellſchaft, in ſo fern Du es mit Deinen übrigen Pflichten vereinen kannſt.

Daß Dir die vollkommene Einſicht in das Hausweſen, ſo wie die Erfahrung in der Küche noch fehlt, weiß ich wohl, jedoch hat Deine liebe Mutter Dich früher als gewöhnlich zu Manchem angehalten und Du darfſt nur ernſtlich wollen, ſo wird ſich Vieles geben, überdies will ich es Dir nicht an ſchriftlichen Anweiſungen fehlen laſſen.

Es iſt Dir, meine geliebte Maria, in früher Jugend ein hoher und wichtiger Beruf anvertraut worden: wiſſe dies zu würdigen und höre nicht auf, Dir Kraft und Beiſtand von dem lieben Gott zu erbitten. Aber ſuche nie wahre Frömmigkeit in kraftloſer Empfindelei und unbeſtimmten ſchwärmeriſchen Gefühlen. Fliehe dieſe auf's Aeußerſte und ſtrebe nach nüchterner Wachſamkeit und Arbeitſamkeit. Der Chriſt muß wachen, nicht träumen! Nicht umſonſt ruft uns der Herr zu: „wachet und betet.“

Gewiß, meine liebe Maria, ich darf mich nicht bei Dir entſchuldigen, daß ich Dir meine Anſicht ſo unverholen mitgetheilt habe, ich darf auch nicht fürchten, Dir wehe damit gethan zu haben, Du weißt ja wohl, daß Alles aus einem Dich zärtlich liebenden Herzen kommt, dem Dein Wohl unendlich nahe liegt.

Lebe nun wohl, mein geliebtes Kind! Der Herr aller Gnaden ſei Dir nahe! Grüße Deinen lieben Vater auf's Herzlichſte. Küſſe die Kleinen und theile die beigelegten Spielereien unter ſie.

Voll der aufrichtigſten Liebe bin ich Deine

treue Tante

Eliſe Harter.

Dritter Brief.

Maria an ihre Tante Eliſe.

Meine geliebte Tante!

Wider meinen Willen mußte ich den Dank für Deinen lieben mütterlichen Brief ſo lange zurückhalten, weil der Bote des großen Gewäſſers wegen vor acht Tagen nicht fuhr. Doch, geliebte Tante, dafür kann ich Dir jetzt auch viel beſſere Nachrichten von mir geben und Dich ſchon einige kleine Früchtlein Deiner wohlthätigen Ermahnungen ſehen laſſen.

Da Du mir die Erlaubniß gegeben haſt, immer und jederzeit ganz aufrichtig gegen Dich zu ſein, ſo will ich Dir die Wirkungen Deines Briefes von vornherein ganz offen erzählen.

Mit der ungeduldigſten Sehnſucht harrte ich einer Antwort von Dir auf meine Klagen entgegen und zweifelte gar nicht daran, daß Du ſie gerecht finden und ganz in dieſelben einſtimmen werdeſt. Mittlerweile fiel aber noch allerlei Widerwärtiges bald bei den Kindern, bald bei den Mägden vor und es dämmerte ſelbſt zuweilen in mir der Gedanke, ich ſollte mich der Sache mehr annehmen und mich aus dieſen geiſtlähmenden Schmerzgefühlen, die mir ordentlich lieb und ſüß geworden waren, mit aller Anſtrengung heraus zu arbeiten ſuchen. Dies waren aber nur vorübergehende Aufraffungen, die mir meine kranke Einbildung in der nächſten Minute wie ein halbes Unrecht gegen die theure Selige erſcheinen ließ. In dieſem ſchwankenden Zuſtand erhielt ich Deinen Brief! Nun fielen mir allmählig die Schuppen von den Augen. Zuerſt als ich ihn geleſen, mußte ich bitterlich

weinen, ohne recht eigentlich zu wiſſen warum? Sein Inhalt kränkte mich, ich wollte mich nicht gleich ſchuldig geben, es wäre mir bequemer und ſüßer geweſen, mit mir ſelbſt Mitleiden zu haben und zu denken: „ach die Tante verſteht mich eben auch nicht. Niemand, Niemand fühlt meine Liebe, meinen Schmerz!“ Allein mein Gewiſſen war ehrlich genug, nicht recht zufrieden zu ſein: es murrte und mahnte mich an der theuren Mutter eigene Lehre und Beiſpiel und zeigte mir die Verwirrungen, die größtentheils durch meine Schuld entſtanden waren. Noch einmal durchlas ich den Brief und endlich floßen meine Thränen nur noch aus Reue, als befruchtender Regen, dem mit der Hilfe Gottes eine heilſame Frucht des Herzens und des Lebens entwachſen ſoll! Der geliebten Mutter Bild ſtand jetzt allerdings wieder vor mir, aber in ganz anderer Geſtalt als bisher. Ich ſah, wie ſie in der Kinderſtube, der Küche, dem Keller, der Speiſekammer, auf dem Boden, kurz im ganzen Haus mit unermüdeter Thätigkeit, liebend, leitend und ordnend überall ſelbſt zur Stelle war und wie ſie mich freundlich aufforderte, da und dort Hilfe zu leiſten.

Nun las ich einzelne Stellen Deines Briefes zum dritten Mal und immer klarer erhob ſich der Gedanke in meiner Seele: die Tante hat Recht, es muß anders, es muß ganz anders werden, wenn nicht meine ſtrafbaren Verſäumungen mich vor Gott und allen Menſchen anklagen und mich aus der ſeligen Gemeinſchaft mit der theuren Entſchlafenen bringen ſollen, einer Gemeinſchaft, nach der ich ſeither in ſündhafter Schwärmerei gerungen habe, die aber jetzt darauf

begründet werden ſoll, daß ich ſtreben will nach äußerſten Kräften in ihrem Geiſt fortzuwirken, um wie ſie der Kindſchaft Gottes und ihres Beifalls gewiß zu werden. Ich warf mich auf die Kniee und bat meinen himmliſchen Vater um ſeinen gnädigen Beiſtand zur Ausführung meiner neuen Vorſätze. Dann trocknete ich meine Augen, die ſchon ſo lange an fruchtloſes Weinen gewöhnt waren.

Geſtärkt und mit wahrhaft neuem Lebensmuthe trat ich nun in's Kinderzimmer und theilte den Kleinen ihr Abendbrod aus. Was doch die Kinder feine Beobachter ſind! Edwin ſagte ſogleich, als ich ihm ſein Butterbrod reichte: „Diesmal, Maria, ſchmeckt es noch einmal ſo gut, weil Du auch ein freundliches Geſicht dazu machſt!"

Während ich die Kindsmagd anderswo beſchäftigte, unterhielt ich mich den ganzen Abend mit ihnen und unvermerkt wurde ich ſelbſt ganz heiter unter ihren kindiſchen Spielen.

Endlich legte ich Julchen zu Bette und betete mit ihr, ſagte ihr auch noch freundlich, wie ſie ein gutes Kind werden ſolle, um einſt wieder zur lieben Mama zu kommen. Sie gab mir gute Nacht und legte ſich dann ſchlafen; aber auf einmal erhob ſie ſich noch einmal, ſchlang ihre kleinen Arme zärtlich um meinen Hals, indem ſie ſagte: „Ach, liebe, liebe Maria, heute biſt Du ſo lieb geweſen, ſo ſei morgen auch wieder, nicht wahr, und dann lehrſt Du mich auch ſtricken und leſen!" Mit einem herzlichen Kuß verſprach ich es ihr und entfernte mich leiſe.

Aber, liebſte Tante, wie ſprachen dieſe unſchuldigen

Kindesworte mir in's Herz! Nochmals nahm ich mir ernſtlich vor Gott vor, dieſen gerechten Anforderungen aus allen Kräften Genüge zu leiſten, und fühlte mich dabei voll Muth, Dank und Freude.

Der Tag war indeſſen noch nicht vollendet und eine ſtarke Probe erwartete mich noch.

Der liebe Vater hatte ſpät Abends noch eine Sitzung und kam aus dieſer verſtimmter, als er gewöhnlich iſt, zurück. Ueberdies war vergeſſen worden, was er beſtellt hatte, Bier zum Abendeſſen zu holen und der Braten war nachläſſig zubereitet, angebrannt.

Dies Alles zuſammen machte ihn ſehr verdrießlich und nicht ohne Bitterkeit beklagte er ſich ſtark darüber, bei einer erwachſenen Tochter und zwei Dienſtboten ſo ſchlecht verſorgt zu werden.

Seine Vorwürfe, wohl etwas hart, waren aber im Ganzen gerecht und ſchnitten mir in's Herz. Ich weinte jedoch nicht, ſondern erwiederte ihm ſo freundlich als möglich, ich ſei überzeugt, daß ich bisher Fehler gemacht habe, aber in Zukunft ſoll er gewiß Urſache haben, zufriedener mit mir zu ſein. Er achtete nicht viel auf meine Worte, ſondern, als eben die Zeitungen gebracht wurden, nahm er ein Licht und ging damit in ſein Zimmer. Ich ſah ihn dieſen Abend nicht wieder. Freilich wollte mir dies ein Bischen wehe thun und noch vor drei Tagen hätte ich mich für das bedauernswürdigſte Geſchöpf auf Erden gehalten, aber ſeit dieſem Abend nicht alſo. Ich ſann ernſtlich nach, wo eigentlich der Fehler liege und machte die Entdeckung, daß ich nichts weni-

ger als ſchuldlos ſei. Schon hatte mir mein eigenliebiges Herz ein Loblied darüber ſingen wollen, daß ich mich der Kinder den ganzen Abend angenommen hatte, aber nun fiel mir ein, die liebe Mutter würde ſich allerdings auch mit ihnen beſchäftigt haben, aber ſie hätte daneben nicht verſäumt nach der Küche zu ſehen und Nachfrage zu halten, ob Nichts zum Abendeſſen fehle: ſo wäre ohne Zweifel das Bier nicht vergeſſen und der Braten nicht halb verbrannt auf den Tiſch gebracht worden. Ein anderes Mal werde ich aufmerkſamer ſein und das bekannte Sprüchlein: das Eine thun und das Andere nicht laſſen, mir hinter's Ohr ſchreiben.

Mehrere Tage ſind jetzt inzwiſchen verfloſſen und Gottlob, ich darf ſagen, es geht beſſer, viel beſſer. Zwar will mich noch zuweilen eine faſt unbeſiegbare Traurigkeit beſchleichen und die Luſt, dieſer Schwermuth nachzuhängen, ergreift mich dann faſt unwiderſtehlich, aber ich kämpfe gegen ſie mit aller Gewalt, indem ich irgend eine Arbeit vornehme, die entweder meine Aufmerkſamkeit ungetheilt feſſelt, oder die meine Körperkräfte auf eine etwas ermüdende Art in Anſpruch nimmt. Oft hilft mir auch der Zufall, wenn es Zufall iſt, durch einen Beſuch meiner lieben Emilie, deren Freundlichkeit ich jetzt wirklich erkenne und die nicht müde wird, Verſuche zu meiner geiſtigen Geneſung zu machen.

Schon glaube ich zu bemerken, daß meine veränderte Stimmung auch einigen Einfluß auf den lieben Vater ausübe. Er ſpricht wenigſtens mehr mit mir, obgleich er meiſtens ſehr niedergedrückt und oft auch körperlich leidend iſt. An den Kindern, beſonders an Edwin, werde ich, ſeit ich ſo

viel um ſie bin, manche Fehler gewahr: man merkt es ihnen wohl an, daß ſie in letzterer Zeit eine vernünftige Aufſicht entbehren mußten. Julchen iſt weniger eigenſinnig, aber ſehr reizbar und empfindlich, jedoch ein liebes, gutes Kind, das ſich bald zurechtweiſen läßt. Am unzufriedenſten machen mich die Mägde: wenn Etwas verſäumt wird, ſchiebt es immer die eine auf die andere. Katharine beſonders iſt ſehr nachläſſig und eine gar zu ſchlechte Köchin; ſoll ich denn eine Veränderung mit ihr machen? Rathe mir doch, liebe Tante. Aber wie wird dies bei meiner eigenen Unerfahrenheit angehen?

Deine ſchönen Geſchenke haben den Kindern große Freude gemacht, ſie laſſen der guten Tante durch mich recht vielmal dafür danken.

Nun lebe wohl für heute, beſte Tante!

Schreibe doch ja recht bald wieder Deiner

Dich zärtlich liebenden Nichte

Maria.

Vierter Brief.

Hermann Jäger an ſeinen Freund Julius Lindtheim.

Endlich, mein lieber Julius, bin ich wieder auf deutſchem Grund und Boden, und hoffe, ehe drei Monate vergehen, Dich zu umarmen.

Ach, wie ich mich freute, mein liebes deutſches Vaterland wieder zu ſehen! Es iſt wohl ſchön in der weiten Welt und jeder junge Mann ſollte ſich in ihr umſehen. Außer dem praktiſchen Nutzen für ſein Fach werden die allgemeinen

Begriffe erweitert, die Ideen vervielfältigt: kein Lehrer, kein Buch kann das erſetzen. Man gewinnt an Urtheilskraft, an geiſtiger und körperlicher Gewandtheit und kommt aus der kleinlichen Engherzigkeit heraus, die Alles nur nach ihrem eigenen Maßſtab, nach den Sitten und Gebräuchen ihres kleinen Ländchens bemeſſen will und das verwirft, was nicht zu dieſem Maße paßt. Auch gebe ich gerne zu, daß es überall liebe gute Menſchen giebt, habe ich in dieſer Beziehung doch ſelbſt die ſchönſten Erfahrungen gemacht; aber dennoch, dennoch zieht es eben den Deutſchen und ganz beſonders den Schwaben wieder in die Heimath, ſelbſt wenn er faſt keine Heimath hat, wie dies bei mir der Fall iſt!

Eugen von Strahlenau, der Sohn der mähriſchen Gutsherrſchaft, die, wie Du weißt, mich faſt ein ganzes Jahr lang ſo gaſtfreundlich beherbergte, hat mich auf meiner Reiſe begleitet. Er betreibt eigentlich nur aus Liebhaberei forſtwiſſenſchaftliche Studien und dieſe würden ihn wohl einen andern Weg geführt haben, allein er hatte ſich während meines Aufenthalts in ſeinem mütterlichen Hauſe ſo feſt an mich angeſchloſſen, daß er darauf beharrte, mit mir nach Frankreich zu reiſen, um unſere Trennung dadurch zu verſchieben. Seine Mutter ließ es gerne geſchehen und mir konnte es nur angenehm ſein, da Strahlenau ein ſehr liebenswürdiger junger Mann iſt, durch deſſen Geſellſchaft mir jeder Genuß der Reiſe um Vieles erhöht wurde. Billig iſt es daher, daß ich nun auch ihm ein kleines Opfer bringe und abermals mit ihm in ſeine Heimath zurückkehre, wo er ſich die Erlaubniß auswirken will, bei einem praktiſchen Forſt-

mann unſeres Landes ſich vollends ausbilden zu dürfen. Ich nenne dieſen Umweg nur in ſo fern ein Opfer, als er mich einige Wochen Zeit koſtet, denn ſonſt wüßte ich nicht, wo in der Welt ich lieber ſein möchte als in dieſem gaſtlichen Hauſe. Man muß die Familie Strahlenau geſehen und unter ihr gelebt haben, um ihren Werth ganz ſchätzen zu können. Beſonders die Mutter iſt eine vortreffliche und höchſt liebenswürdige Dame. Sie mag etwa vierzig Jahre alt ſein, kann aber faſt noch ſchön genannt werden, wenigſtens verleiht ihr ihre unerſchöpfliche Herzensgüte und ihr Wohlwollen gegen Jedermann eine Freundlichkeit, die anziehender iſt als manche jugendliche Schönheit. Frühzeitig muß ſie Wittwe geworden ſein, und wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo war ihr Gemahl nicht die Wahl ihres Herzens, denn ſie ſpricht ſelten und nicht mit d e r Innigkeit von der Zeit ihres Eheſtandes, mit der ſie andere, minder wichtige Verhältniſſe ihres Lebens berührt. Eugen iſt einundzwanzig Jahr alt und der einzige Sohn, mithin auch der zukünftige Erbe der ſchönen Ländereien und eines großen Vermögens. Außer ihm hat die Baronin noch zwei Töchter, deren älteſte, Claudine, die Braut eines nachbarlichen Gutsbeſitzers, und Anna, ein höchſt annuthiges Fräulein von etwa ſechszehn Jahren, ganz der Mutter Ebenbild iſt.

Noch war bei meinem erſten Aufenthalt daſelbſt die Großmutter, eine alte Dame, im Schloß, die aber während unſerer Abweſenheit geſtorben iſt. Dieſe allein paßte nicht zu der übrigen Familie: ſie hatte ein ſtrenges und ſtolzes Ausſehen und mir war immer unheimlich in ihrer Nähe.

Ich ſah ſie übrigens nicht viel, denn ſie verließ, meiſt unwohl, ihre Zimmer, die auf der entgegengeſetzten Seite der Wohnzimmer lagen, ſelten.

Mit Recht wirſt Du mich fragen, was ich jetzt weiter zu beginnen gedenke? Leider kann ich Dir dieſe Frage ſo wenig als mir ſelbſt beantworten. Du weißt, ich bin durchaus vermögenslos und nur der unerſchöpflichen Güte meines Pflegevaters, des Pfarrers von Grünthal, ſo wie der Wohlthätigkeit eines mir unbekannten Freundes desſelben, habe ich es zu danken, daß ich meine Studien auf eine ſo vollſtändige Weiſe vollenden konnte. Ich glaube nicht gegen die Beſcheidenheit anzuſtoßen, wenn ich mir das Zeugniß gebe, daß ich Zeit und Gelegenheit gewiſſenhaft benützt habe, aber dieſes iſt es nicht, auf was ich mich ſtütze, ſondern das feſte Vertrauen, daß der Gott, der bisher meine Schritte ſo väterlich leitete, auch in Zukunft ſein Auge über mir offen haben werde, das iſt mein größter Schatz. Mag auch immerhin Eugen über meinen Köhlerglauben, wie er ihn ſcherzend nennt, lächeln, er iſt der feſte Anker meines Lebens, den mir weder Spott noch Unglaube rauben ſoll. In dieſer getroſten Zuverſicht lege ich zwar die Hände nicht in den Schooß, überlaſſe mich aber doch getroſt der göttlichen Leitung.

Vorerſt will ich nun möglichſt bald nach Grünthal gehen, um die Anſicht meines lieben Pflegevaters über meinen künftigen Lebensplan zu hören. Von dort aus ſehe ich Dich, mein lieber Julius, natürlich auch. Meine Reiſeblätter bringe ich Dir mit und ergänze mündlich, was ihnen fehlt.

Indeſſen reicht Dir die brüderliche Hand

Dein treuer Freund

Hermann.

Fünfter Brief.

Juſtizrath Werner an ſeine Schweſter Eliſe.

Liebe Schweſter!

Du biſt es gewohnt, Geduld mit mir zu haben, deßwegen rechne ich auch auf Deine Nachſicht, wenn ich Deine mir ſtets willkommenen Briefe entweder gar nicht, oder nur ſehr flüchtig beantworte. Wir Männer müſſen die Feder ſo viel in der Hand halten, daß wir ſie gern weit wegwerfen, wenn der Dienſt es erlaubt, und deßwegen gar ſchwer an Privatmittheilungen kommen.

In meiner gegenwärtigen Stimmung finde ich überdies keine Aufmunterung zu einer Beſchäftigung, die ich immer ſchwer nahm. Ja leider kommt Alles zuſammen, mein Gemüth, das endlich unter dem warmen Lebenshauche meiner unvergeßlichen Leonore aufzuthauen begann, wieder in ſeine alte Unempfindlichkeit zu verſetzen. Ich will nicht ſprechen von der tiefen und unheilbaren Wunde, die mir durch den Verluſt meines geliebten Weibes geſchlagen worden iſt, ſondern außer dieſem vereinigen ſich auch alle Nebenumſtände, mir das Leben ſchwer und trübe zu machen. Vor Allem ſind es meine collegialiſchen Verhältniſſe, die länger zu ertragen mir ganz unmöglich iſt. Du weißt, daß ich ſchon einige Zeit mit dem Präſidenten auf geſpanntem Fuß lebe; dies zog mir von Anfang an ein Heer von Unannehmlichkeiten zu, aber

ſeit den letzten Monaten wird es durchaus unerträglich. Mag ſein, daß meine Stimmung gereizter iſt, da Diejenige fehlt, die ſonſt mir den Unmuth von Stirn und Herzen zu ſchmeicheln wußte, aber augenfällig legt es der widrige Mann darauf an, durch gehäufte Kränkungen und Hintanſetzungen mir den Staatsdienſt zu entleiden. Jüngere, offenbar an Kenntniſſen und Erfahrung unter mir Stehende werden mir auf eine Weiſe vorgezogen, die ich unmöglich verſchmerzen kann, und dieſe abſichtliche Verfahrungsart, die voll den letzten Tropfen meiner Geduld erſchöpfte, hat mich zu einem Entſchluß gebracht, der Dich zwar überraſchen, aber unter den angegebenen Umſtänden nicht allzuſehr befremden wird. Ich habe nämlich um meine Entlaſſung aus dem Staatsdienſt gebeten und werde ſie demnächſt erhalten!

Du ſtaunſt und fragſt: was weiter? Du ſollſt es ſogleich erfahren. Heirathen werde ich nie wieder, davon kann gar keine Rede ſein. Mein Leben bleibt hinfort meinen Kindern gewidmet, und iſt auch mein Vermögen nicht groß, ſo wird es doch hinreichend ſein, um neben einer Penſion, auf die ich mit Gewißheit zählen darf, und bei einfacher Einrichtung uns keinen Mangel empfinden zu laſſen.

In der Stadt und in den ſeitherigen Verhältniſſen fortzuleben würde freilich kaum angehen, allein dies iſt auch nicht mein Wunſch, ſondern ich bin feſt entſchloſſen, mich auf dem Lande anzuſiedeln und habe in dieſer Abſicht ſchon einige vorbereitende Schritte insgeheim gethan, indem ich dem Pfarrer in Grünthal den Auftrag gab, ein hübſches Haus mit einem kleinen Garten, das in ſeinem Dörfchen

feil geboten iſt, in meinem Namen zu beſichtigen. Findet er es preiswürdig, ſo reiſe ich ſelbſt hin und mache den Handel richtig, und ſo wäre es möglich, daß wir ſchon nach ein Paar Monaten eine andere Heimath hätten. Edwin muß ich dann freilich bald fremden Händen anvertrauen, was indeſſen auch gut iſt, weil Maria, die übrigens in letzterer Zeit ihre Pflichten ſich ſehr angelegen ſein läßt, dem lebhaften Jungen doch in die Länge nicht mehr gewachſen wäre und ich ihn auch nicht immerwährend beaufſichtigen könnte. Den beiden Mädchen hingegen wird der Landaufenthalt trefflich bekommen und Maria kann ſich dort wie hier durch Uebung zur guten Haushälterin ausbilden, während ihr zu gut gewählter Lektüre auf dem Lande mehr Zeit übrig bleibt als in der Stadt.

Ich ſelbſt werde natürlich nicht müſſig gehen, ſondern dieſe ungeſtörten Mußeſtunden zu der Ausarbeitung eines größern wiſſenſchaftlichen Werks benützen, zu welchem ich ſchon ſeit Jahren die Materialien geſammelt habe.

Der Gründe, die mich wünſchen laſſen, daß der Grünthaler Plan gelingen möge, ſind es mancherlei. Außer der ausgezeichnet ſchönen Lage des Dorfes iſt es natürlich von beſonderm Intereſſe für mich, meinen lieben Jugendfreund in demſelben zu wiſſen. Die Entfernung der Oberamtsſtadt iſt nicht beträchtlich, was zumal in Krankheitsfällen, um des Arztes und der Apotheke willen, hoch anzuſchlagen iſt, und endlich werden wir von Dir, liebe Schweſter, kaum um zwei kleine Stündchen weiter entfernt, die ſich aber durch den ungleich beſſern Weg wieder ausgleichen. Gewiß, ich

ſehe in dieſer Veränderung nur Vortheile und betrachte ſie als die einzige Bedingung, das Gleichgewicht meines geſtörten Seelenfriedens wieder herzuſtellen.

Bald erhältſt Du von mir oder Maria weitere Nachrichten von dem Fortgang der Sache.

Indeſſen bleibe ich mit herzlichem Gruße

Dein treuer Bruder

Werner.

Sechster Brief.

Hermann Jäger an den Pfarrer von Grünthal.

Mein theurer, mein innig verehrter Pflegevater.

Nun bin ich eben abermals in Strahlenau feſtgebannt. Vor drei Tagen kamen wir ſpät Abends hier an. Man hatte uns erſt den andern Tag erwartet und prächtige Anſtalten zu unſerm feierlichen Empfang vorbereitet. Der Schrecken war deßwegen groß, als wir durch unſere unerwartete Ankunft alle dieſe ſchönen Plane zerſtörten. Doch konnte die Herzlichkeit des Empfangs dabei nur gewinnen, und wirklich, die Baronin nahm auch mich als ein theures Glied der Familie, als einen zweiten lieben Sohn auf. Sie behauptet, mir zu größtem Dank verpflichtet zu ſein, da ſie ſich nicht nehmen läßt, Eugen, der früher etwas leichtſinnig und flatterhaft war, habe in meinem Umgang an Feſtigkeit und Ernſt gewonnen. Ihre Güte läßt ſie dabei überſehen, daß dieſe Umwandlung mehr auf Rechnung der Jahre zu ſetzen iſt, und daß ein Jüngling von einundzwanzig Jahren über Manches anfängt ernſter zu werden, als da er ſechzehn

oder ſiebenzehn Jahre zählte. Wahr iſt es, daß Eugen durch ſein lebhaftes und heiteres Naturell und die Weichheit ſeines Gemüths vieler Gefahr ausgeſetzt iſt, und ſeiner Mutter gewährt es deßhalb Beruhigung, wenn er noch eine Zeit lang gleichſam unter dem Schutz eines ältern Bruders, an dem er mit ſo vieler Liebe und Ergebenheit hängt, bleiben kann.

Dieſer Wunſch der Frau von Strahlenau veranlaßt mich nun zu einer Bitte an Sie, meinen gütigen Pflegevater. Wahrſcheinlich werden wir noch ungefähr ſechs Wochen hier verweilen müſſen, denn die Baronin will den lang entbehrten Sohn nicht ſogleich wieder von ſich laſſen. Auch ſoll durchaus vorher unſer zerlumpter Zuſtand, wie ſie es nennt, von der Reiſe her — der meinige ſo gut als der ihres Sohnes — durch neues Weißzeug erſetzt werden. Sind aber dieſe Hinderniſſe beſeitigt, dann wird mich nichts aufhalten, in Ihre Arme, mein väterlicher Freund, zu eilen, und Sie zugleich um ein Quartier auf einige Tage für meinen lieben Freund Eugen zu bitten.

Das iſt aber noch nicht Alles. Ein weiteres Anliegen beſteht in der Bitte an Sie, eine Anfrage an den Forſtmeiſter von Eichberg, der meines Wiſſens als ein geſchickter Mann ſeines Fachs bekannt iſt, zu machen: ob er nicht geneigt wäre, den jungen Strahlenau auf einige Zeit bei ſich aufzunehmen und ihn in der Bewirthſchaftung ſeines Waldes u. ſ. w. zu unterrichten? Da das Forſthaus nur eine Viertelſtunde von Ihrem Dorf entfernt iſt, dürfte die Baronin gewiß hoffen, daß ihr Sohn auch an Ihnen einen

väterlichen Freund und Berather gewönne, was für ſie, durch meine Schilderungen ſchon mit Ihnen bekannt, ſehr großen Werth haben würde.

Wüßte ich nicht, wie gern Sie zu jedem Liebesdienſt die Hand bieten, ſo hätte ich nicht gewagt, Ihnen auch noch dieſe Mühe aufzubürden. Daneben ermuthigt mich die Hoffnung, daß Strahlenau Ihnen durch ſein angenehmes, munteres Weſen manche einſame Stunde erheitern könnte.

Ueber mich ſelbſt und meine Plane für die Zukunft gedenke ich mündlich mit Ihnen zu reden.

Der liebe Gott erhalte Sie indeſſen geſund, bis mir die Freude zu Theil wird, Ihnen perſönlich ſagen zu können, wie ganz und zeitlebens ich bin

Ihr gehorſamer und dankbarer Pflegeſohn

Hermann Jäger.

Siebenter Brief.

Maria an ihre Tante Eliſe.

Welche Begebenheiten, meine geliebte Tante, welche Veränderungen! Noch habe ich nicht meine ſechzehn Jahre völlig zurückgelegt, und was muß ich ſchon Alles erleben! Der liebe Vater hat nun wirklich, unter ſehr ſchmeichelhafter Anerkennung von Seite des Königs für ſeine treuen Dienſte, den erbetenen Abſchied erhalten.

Aber noch mehr: er hat auch bereits Haus und Garten in Grünthal angekauft.

Noch weiß ich nicht, ſoll ich mich freuen über dieſe völlige Umwandlung unſerer ſeitherigen Verhältniſſe, Lebens-

weiſe u. ſ. w., oder ſoll ich der innern Furcht, die mich zuweilen beſchleicht, Raum geſtatten? Gewiß iſt, daß Alles anders, Alles neu werden wird, und nun denke Dir, geliebte Tante, meine verlaſſene Lage, ſo allein, ohne Hilfe, ohne Rath. Wohl weiß ich, und erkenne es mit größtem Dank, daß ich immer wieder mit Fragen und Bitten zu Dir kommen darf, aber Du biſt eben nicht bei mir, und oft fordert der Augenblick eine ſchnelle Entſcheidung. Bisher ging Alles noch ſo leidlich. Bei der theuren ſeligen Mutter war das Hausweſen in ſo regelmäßigem Gang, auch war ſie bemüht, mich früh mit der gewöhnlichen Ordnung der Geſchäfte bekannt zu machen, daß, ſeitdem ich es mir recht angelegen ſein laſſe, keine auffallenden Störungen mehr vorkommen. Allein nun wird Alles anders. Veränderte Verhältniſſe rufen veränderte Einrichtungen hervor. Der Gärtner, der bisher unſern Garten bearbeitete, wußte ſelbſt, was er einſäen und welches Geſchäft er vornehmen mußte; die Waſchfrauen, die ſchon mehr als zehn Jahre bei der ſeligen Mutter die Wäſche nach deren Anordnungen behandelt hatten, bedurften keiner Zurechtweiſung mehr; der gleiche Fall iſt es mit andern häuslichen Einrichtungen. Wie werde ich nun an dem fremden Orte mit fremden Leuten zurecht kommen? Und wie wird es mir beim Abzug ergehen? Dies Alles ſteht wie ein Gebirge vor mir.

Die Stadt zu verlaſſen wird mich keine große Ueberwindung koſten, im Gegentheil, ich ſtelle mir das Landleben höchſt reizend vor, aber mich von unſerm Haus und Garten zu trennen, in welchem mich Alles an meine ge=

liebte Mutter erinnert; von der Laube, welche, durch ihre Gebete geheiligt, ich nie ohne die kindlichſte Ehrfurcht betrat, und in der ſie mich am Morgen meiner Confirmation noch auf's Feierlichſte zu meinem künftigen Chriſtenberuf einweihte; von der Stelle, wo ich ihren letzten mütterlichen Segen empfing, als ſchon ihr freundliches Auge gebrochen und ihre lächelnden Lippen faſt erſtarrt waren; von dem Erdhügel, der ihre Gebeine umſchließt, und wo ich allein noch ein Recht zu haben glaubte, der theuren Entſchlafenen ein Thränenopfer bringen zu dürfen — dieſen Heiligthümern den Abſchied zu geben, das iſt es, was mich einen ſchweren Kampf koſten wird.

Auch von meiner lieben Emilie ſcheide ich ſehr ungern. Immer mehr fühle ich, wie gut ſie es mit mir meint, und welch ein liebevolles Gemüth ſie hat, wenn gleich ihre ſcherzhafte Laune oft die Tiefe ihres Gefühls verbirgt. Sie iſt ebenfalls ſehr traurig beim Gedanken an unſere Trennung, und wir haben uns gegenſeitig das Verſprechen gegeben, in fleißigem Briefwechſel uns einigen Erſatz für das Entbehren der täglichen mündlichen Mittheilung zu bieten.

Daß der Pfarrer des Orts, der vieljährige Freund des lieben Vaters, ein vortrefflicher Mann iſt, weiß ich wohl, allein da er weder Frau noch Kind hat, ſo werde ich mir ſchwerlich viel Genuß vom Pfarrhaus verſprechen dürfen, überhaupt wird Niemand im Dorfe ſein, der für meinen Umgang paßt. Da werde ich mich denn ganz an meine entfernten Lieben halten, und Du, geliebte Tante,

mußt Dir's ſchon gefallen laſſen, wenn ich Dich noch mehr als bisher mit meinen Briefen überfluthe.

Wunderbar! Bei all den vielen Sorgen und Schmerzen, welche dieſe Veränderung in mir erweckt, freue ich mich doch auch wieder, ohne zu wiſſen, auf was? Ich glaube, es iſt dies ein beſonderes Vorrecht der Jugend, daß ihr die Hoffnung immer zur Seite ſteht und ſie ſich ſtets ſchmeichelt, aus der unbekannten Zukunft mehr weiße als ſchwarze Looſe zu ziehen. Ueberhaupt Veränderung macht eben doch Vergnügen, ſo ganz Unrecht hat das Sprichwort nicht. Und in dieſem guten Muth will ich die Dinge erwarten, die da kommen ſollen!

Lebe wohl, geliebte Tante. Der liebe Vater ſchreibt Dir ſelbſt, Edwin und Julchen aber grüßen ihr liebes Tantchen viel tauſend Mal, und ich bin von ganzem Herzen

Deine dankbare Nichte

Maria.

Achter Brief.

Die Tante Eliſe an Maria.

Meine innig geliebte Maria!

Hielten mich nicht meine oft wiederkehrenden Gichtſchmerzen gegenwärtig mehr als je im Zimmer gefangen, ſo wäre ich wohl ſelbſt zu euch geeilt, um meine Verwunderung über Deines lieben Vaters raſchen Entſchluß, ſeine gewohnte Lebensweiſe und ſelbſt ſeinen Aufenthalt mit einem andern zu vertauſchen, mündlich auszuſprechen. Ich habe indeß meine Meinung darüber ſchon früher, als die

Sache noch unentſchieden war, gegen den lieben Vater geäußert, und ſo bleibt mir jetzt, da der Plan wirklich ſeiner Ausführung ſo ſchnell entgegen zu reifen ſcheint, nichts übrig, als euch von Herzen Glück zu wünſchen, und den Segen Gottes euch zu der großen Veränderung zu erflehen.

Bei unſerm beſchränkten Blick in die Zukunft, der uns durchaus nicht geſtattet, die Folgen zu berechnen, iſt eine Umgeſtaltung unſerer äußeren Verhältniſſe immer eine wichtige und bedenkliche Sache, allein, wenn wir die tröſtliche Ueberzeugung haben, daß wir unter der unmittelbaren Leitung Gottes ſtehen, des Gottes, ohne deſſen Willen kein Haar von unſerm Haupte fällt, ſo können wir ruhig der ungewiſſen Zukunft entgegen gehen. Die Jugend malt ſich dieſelbe gar oft ſchöner aus, als ſie in der Wirklichkeit erſcheint, wer will ihr das verargen? Doch iſt es gefährlich, ſich auch in dieſer Beziehung zu viel dem Spiel der Phantaſie hinzugeben. Sie iſt meiſtens eine Lügnerin und ihre Täuſchungen ſchmerzen uns, ohne uns zu beſſern. Nach Wahrheit zu ſtreben und in ihrem ernſten Spiegel ſich zu beſchauen, und nicht nach vergänglichen Nebelbildern zu haſchen und ſich kindiſch daran zu vergnügen, iſt der würdige Beruf eines Chriſten, eines für die Unſterblichkeit beſtimmten Geiſtes. Man kann darum junge Leute nicht genug warnen vor den ſüßen, aber die Seele gar oft vergiftenden Unterhaltungen mit dieſer verführeriſchen Zauberin.

Deine ſchwärmeriſche Anhänglichkeit an Orte, die Deiner Erinnerung beſonders wichtig, ſogar heilig ſind, kann ich, liebe Maria, wohl begreifen: ſie ſtimmen mit Deiner

Gemüthsart und mit Deinen Jahren überein, auch glaube ich recht gern, daß Du mit Wehmuth von ihnen ſcheideſt. Aber, liebes Kind, vergiß es nicht: der Geiſt iſt es, der da lebendig macht! Nicht der Ort, wo dies oder jenes uns ſehr Wichtige gethan oder geredet worden iſt, ſondern was die dort vollbrachte Handlung oder die dort geſprochenen Worte in unſerer Seele bewirkten, das iſt die Hauptſache und allein bleibend, alles Andere gehört dem Irdiſchen an und iſt mit dieſem dem Wechſel, am Ende der Zerſtörung unterworfen. Darum iſt es wohl eine feine und ſchöne Sitte, daß wir die Gräber unſerer Entſchlafenen ſchmücken und in Ehren halten, aber wir müſſen ſtets uns erinnern, daß in ihnen nur das abgeſtreifte Pilgerkleid ruht, und unſere Blicke müſſen ſich erheben von dem kleinen Erdenräumlein zu der ewigen Heimath, wo der unſterbliche Geiſt wohnt! Und das können wir auch, wenn tauſend Meilen uns von ihrer Ruheſtätte trennen.

Deine Beſorgniſſe, hinſichtlich der neuen Einrichtungen, ſind nicht ganz ungegründet, liebe Maria, ich werde mich jedoch bemühen, ſo viel es ſchriftlich ſein kann, Dich mit meinem Rath zu unterſtützen und Dir genaue Anweiſungen über die Hauptgeſchäfte des Hauſes zukommen zu laſſen. Eine Aenderung mit Deinen Dienſtboten würde ich Dir im gegenwärtigen Augenblick aber nicht rathen; behalte ſie wenigſtens noch über den Abzug. Iſt Katharine auch eine unpünktliche Köchin, ſo iſt ſie doch ehrlich und gutmüthig, was gerade hiebei eine Hauptſache iſt. Eine andere Magd jetzt zu nehmen, wäre auch darum nicht paſſend, weil der

neue Aufenthalt Dich erſt lehren wird, welche Eigenſchaften Du hauptſächlich bei einer neuen Magd zu berückſichtigen haſt. Vielleicht iſt es ſpäter möglich, mit einer dienenden Perſon auszukommen, was Dir manchen Verdruß erſparen würde. Bis dahin aber ſuche die Arbeiten Deiner beiden Mägde ſtreng von einander zu ſcheiden, mache Dir ſelbſt ganz klar, was im täglichen Verlauf Deines Hausweſens vorkommt, und dann theile jeder ihre Aufgabe zu. Siehe darauf, daß Deine Anweiſungen pünktlich und zur beſtimmten Zeit geſchehen, ſo kann bei einer etwaigen Verſäumniß dieſe nicht Eine auf die Andere ſchieben.

Einige allgemeine Verhaltungsmaßregeln beim Ab= und Aufzug behalte ich mir vor, Dir das nächſte Mal mitzutheilen, für heute nimm für Dich und Deine lieben Geſchwiſter die herzlichſten Grüße von

Deiner treuen Tante
Eliſe.

Neunter Brief.

Hermann Jäger an Julius Lindtheim.

Lieber Julius!

Lächle und ſpöttle wie Du willſt, ich ſitze eben immer noch in Strahlenau. Daß dieſer reizende Ort mich anzieht wie der Magnet das Eiſen, darin haſt Du vollkommen Recht, nur ſuchſt Du die magnetiſche Kraft am ganz unrechten Punkte. Wäre es möglich, daß Du Deinen Freund für ſo thöricht, unbeſonnen und anmaßend halten und ihm im Ernſt zutrauen könnteſt, er werde ſeine Blicke bis zu der ſchönen und

liebenswürdigen Tochter der reichen Baronin von Strahlenau erheben? Auch ſelbſt der leiſeſte Schatten einer ſolch unſtatthaften Neigung wäre verdammenswerth. Du wirſt mir freilich entgegnen, ob ich mich denn für ſo gar vernünftig halte, daß ich ſelbſt über das Entſtehen einer Neigung gebieten und dieſes dem conventionellen Bgriffe der Welt zu unterſtellen wiſſe? Nein, mein Freund, ſo vernünftig bin ich nicht, möchte es nicht einmal ſein — aber für ſo gewiſſenhaft und für ſo ſtark glaube ich mich halten zu dürfen, daß ich bei der erſten Entdeckung eines ſolchen von mir nicht zu billigenden Gefühls ſchneller als ſchnell die Flucht ergreifen würde. Und Flucht vor dieſem Feinde hielte ich weder für Schande noch für Schwäche, ſondern für das beſte Mittel, nicht in Beides zu verſinken.

Ob aber dieſe Entdeckung ſo leicht und ſo bald zu machen wäre? Ich hoffe doch, wenigſtens für Denjenigen, der gewohnt iſt, ſich gewiſſenhaft Rechenſchaft zu geben, nicht nur über ſeine Handlungen, Worte und Empfindungen, ſondern vorzüglich auch über die Eindrücke, die alle Bilder, welche in dieſem wechſelvollen Leben an ihm vorüberziehen, auf ihn machen. Da aber freilich das Herz ein gar wankelmüthiges, leicht zu betrügendes Ding iſt, und ſelbſt das Gewiſſen, ich möchte ſagen eine gewiſſe Elaſticität beſitzt, nach welcher es ſich, von der Neigung durch Scheingründe beſtochen, ausdehnen und gar Manches paſſiren läßt, was nicht ſein ſollte, ſo iſt ſelbſt das Geſetz in unſerer eigenen Bruſt kein ganz ſicherer Maßſtab, und nur allein Gottes Wort weichet und wanket nicht und machet unſere Wege gewiß.

Du ſtaunſt, in welchen Ernſt ich hinein gerathen bin? Ich ſtaune ſelber darüber, allein die Sache dünkt mich ſo wichtig, gerade um ſo viel mehr, als wir in einer Zeit des gedankenloſen Leichtſinns oder des frivolen Unglaubens leben, daß ich mir ſelbſt nicht oft genug vorſagen kann, an welchen Stützen man ſich halten müſſe, um nicht von den Fluten des reißenden Stroms mit fortgeriſſen zu werden.

Alſo, das wirſt Du mir nun glauben, nicht Anna von Strahlenau hielt mich hier feſt, nicht einmal der ganze angenehme Familienkreis, obgleich ich die in ihm verlebten Tage gewiß immer zu den ſchönſten meines Lebens zählen werde, ſondern jetzt einzig die Dankbarkeit gegen die liebenswürdige Familie. Es iſt Dir bekannt, daß ich auf's Gaſtfreundlichſte von ihr beherbergt wurde, um von dem Verwalter des weitläufigen Guts, der ein vorzüglicher Oekonom iſt, die Bewirthſchaftung deſſelben zu erlernen. Damals brauchte man mich nicht, denn an Hilfe fehlte es keineswegs. Das iſt jetzt anders. Der Verwalter liegt ſchon ſeit zwei Monaten faſt rettungslos krank danieder und kann durchaus nichts beſorgen. Ein ſehr brauchbarer Oberknecht hat ſeither geheirathet und ſeinen Abſchied genommen. An jüngern Knechten fehlt es nun zwar nicht, aber deſto mehr an einem Oberhaupt, welches das Ganze ſo lange leitet, bis entweder der Verwalter die Aufſicht wieder übernehmen kann, oder ſein Tod eine totale Veränderung nothwendig macht. Die Baronin befand ſich in großer Verlegenheit, aus der ich ſie zu reißen für meine erſte Pflicht hielt, indem ich es wagte, ihr den Vorſchlag zu machen, die Leitung der Oekonomie ſo lange zu übernehmen, bis

die Sache auf eine oder die andere Art zu einer Entſcheidung gelange. Erfreut durch mein Anerbieten legte ſie mit dem vollkommenſten Vergnügen Alles in meine Hände, und ſo können jetzt allerdings noch Monate verſtreichen, ehe ich mein liebes Grünthal begrüßen darf.

Indeß befinde ich mich ſehr wohl in dieſer geregelten Thätigkeit, und alle Tage preiſe ich mich glücklich darüber, gerade dieſen Beruf gewählt zu haben, der Körper und Geiſt ſo friſch und kräftig erhält.

Lebe wohl, mein Freund! Von Herzen

Dein Hermann.

Zehnter Brief.

Der Pfarrer von Grünthal an Hermann.

Mein lieber Sohn!

Es wird mir ſchwer, zu ſagen, Du habeſt recht gethan, daß Du, wie mir Dein geſtern erhaltener Brief meldet, Deinen Aufenthalt in Strahlenau abermals, und nun ganz auf unbeſtimmte Zeit, verlängert haſt. Es wird mir ſchwer, aus leidigem Egoismus, der mich nur an die Freude denken läßt, die ich empfinden würde, Dich, lieber Hermann, nach ſo langer Zeit wieder zu ſehen und Deinen Umgang ungeſtört zu genießen.

Abgeſehen davon, verdienen Deine Gründe allerdings meine Billigung vollkommen, und ich müßte es tadeln, wenn Du anders gehandelt hätteſt. Bleibe bei der edlen Familie, der Du ſo großen Dank ſchuldig biſt, ſo lange die Nothwendigkeit es erfordert: indeſſen werde ich nichts verſäumen,

wenn in unſerer Gegend ſich ein bleibenderes Plätzchen für Dich zeigen ſollte.

Sollte ſich Deine Abweſenheit auch noch über den größten Theil des Winters erſtrecken, ſo laß Dich dies nicht anfechten. Die Aeußerungen Deiner kindlichen Liebe, welche ſo gerne meine einſamen Abende erheitern möchte, haben mir zwar ſehr wohl gethan, aber Dich wird es nicht minder freuen, wenn Du hörſt, daß ſich mir in dieſer Beziehung eine höchſt angenehme Ausſicht eröffnet. Mein älteſter Jugendfreund, der Juſtizrath Werner, hat ſich vor ganz kurzer Zeit, nachdem er ſeine Gattin durch den Tod verloren, aus dem Staatsdienſt zurückgezogen und ſich in unſerm Dörfchen angekauft. Du kennſt ja das niedliche Häuschen, das vor etwa zehn Jahren der alte Schultheiß für ſeinen aus Holland gekommenen Bruder erbauen ließ. Dieſes nebſt dem anſtoßenden Garten iſt jetzt das Eigenthum meines Freundes, der es nächſtens mit ſeiner Familie, die aus einigen Kindern beſteht, beziehen wird.

Erwünſchter hätte mir Nichts kommen können. Der Juſtizrath iſt zwar ein ernſthafter, wenig mittheilſamer Mann, der überdies durch mancherlei Schickſale und zuletzt durch den großen Verluſt, den er erlitten, noch unzugänglicher geworden zu ſein ſcheint, allein ich bin deſſen ungeachtet von der Treue und Biederkeit ſeines Charakters ſo vollkommen überzeugt, daß dieſe etwas ſchroffe Außenſeite mich nicht abhält, mich herzlich auf ſeinen Umgang zu freuen. Und wer weiß — vielleicht gelingt es, hier in unſerm freundlichen Dörfchen, wo man, ich möchte ſagen dem Vaterherzen

Gottes in ſeiner ſchönen Natur näher iſt, auch ſein umdüſtertes Gemüth zufriedener und genießbarer zu ſtimmen.

Mit dem Forſtmeiſter von Eichberg habe ich nach Deinem Wunſche geſprochen. Er wäre ganz erbötig, Deinen Freund bei ſich aufzunehmen und ihn in das Praktiſche der Forſtwiſſenſchaft einzuleiten; allein da auf den Frühling das Forſthaus einer großen Baureparatur unterworfen iſt, ſo wird es ihm unmöglich ſein, ihm ein anſtändiges Unterkommen in ſeinem Hauſe anbieten zu können. Doch dafür könnte Rath geſchafft werden, und dies ſoll kein Abhaltungsgrund ſein, wenn Herr von Strahlenau Dich hieher begleiten will. Daß Alles, was in meinen Kräften ſteht, ihm den Aufenthalt in unſerer Gegend angenehmer und heimathlicher zu machen, mit wahrer Freude geſchehen würde, verſteht ſich von ſelbſt.

Melde der verehrten Familie meine hochachtungsvollſten Empfehlungen, und ſei Du der väterlichſten Geſinnungen verſichert von

Deinem treuen Pflegevater.

Elfter Brief.

Tante Eliſe an Maria.

Meine liebe Maria!

Da die Zeit eures Abzugs jetzt immer näher rückt, ſo will ich mich beeilen, mein Verſprechen zu halten und Dir einige allgemeine Rathſchläge ertheilen.

Zuerſt bringe alle Gegenſtände Deiner ganzen Haushaltung in die beſtmöglichſte Ordnung. Wo etwas ſchadhaft,

zerriſſen oder zerbrochen iſt, ſo laſſe es wieder herſtellen und ausbeſſern, nicht nur, daß bei der Ankunft Alles im gehörigen Zuſtand ſich befinde, ſondern weil auch bei einem Umzug etwas halb Zerbrochenes vollends ganz ruinirt wird. Eben ſo ſei auch Alles an der Stelle, wo es hin gehört. Es iſt ganz verfehlt, wie man wohl oft von Frauen ſagen hört: es iſt nicht mehr nöthig, daß ich Dieſes oder Jenes ſorgfältig aufräume oder an ſeinen gewöhnlichen Platz lege, ich packe ja doch jetzt bald ein u. ſ. w.

Nein, im Gegentheil, iſt Alles pünktlich da, wo es hin gehört, ſo erleichtert dies das Einpacken ungemein und verhütet, daß verſchiedene und ungleichartige Gegenſtände zuſammen kommen. Davor muß man ſich überhaupt ſo viel als möglich hüten, ſonſt hat man beim Auspacken ſeine liebe Noth und kommt ewig in keine Ordnung.

Glaswerk und gewöhnliches Porzellan packt man am liebſten zwiſchen Heu, und kann man's in Körbe thun, beſonders wenn dieſe Deckel haben, ſo iſt es beſſer als in Kiſten, weil dieſe beim Auf- und Abladen oft umgedreht und hin und her geſtoßen werden. Jedenfalls muß mit großen Buchſtaben darauf bemerkt ſein, was oben und unten iſt. Feines Porzellan aber, beſonders ſolches, das viel Gold und feine Malerei hat, darf nur dann in Heu gepackt werden, wenn es vorher mit alter Leinwand umwickelt iſt, oder kann man es auch in Papierſchnipfeln packen, wobei es ſich ganz gut erhält.

Küchengeſchirr u. dergl. wird alles in Kiſten, auch in Waſchzüber mit Heu, oder auch, wenn es gewöhnlichere Gegenſtände ſind, in Stroh gepackt.

Wenn man kann, thut man wohl, die Speiſekammer und überhaupt zerbrechliche Sachen lange voraus zu richten, damit man Alles mit Sorgfalt thun kann. Die Commode packt man alle voll, theils mit Weißzeug, theils mit andern Gegenſtänden. Kann man gerade in den Schubladen laſſen, was ſich vorher darin befand, ſo iſt's deſto beſſer, aber natürlich muß jedes einzelne Stück, wenn es verſchiedene Dinge ſind, mit Papier umwickelt und eines ſo feſt neben das andere und überhaupt die ganze Schublade ſo voll geſtopft werden, daß durchaus keine Reibungen entſtehen können. Ueberhaupt nur Alles recht feſt und recht glatt, nirgends darf der geringſte Zwiſchenraum geſtattet werden, wenn die Sachen durch die Bewegung des Fahrens nicht verfitzt werden ſollen. In Kleiderſchränken, aus denen man die Sachen herausnimmt, ſind die Betten beſonders gut verwahrt, zwiſchen dieſe hinein legt man Spiegel, Portraits u. ſ. w., aber dies muß außerordentlich feſt gemacht werden. Es iſt unglaublich, wie viel man in einen einzigen Schrank (Kaſten) bringt, wenn Alles eng zuſammengepreßt worden iſt. Herren- und Damen-Kleider werden auch in großen Commoden, Koffern oder in Kiſten am beſten verwahrt ſein. Geht der Zug nur zwei bis drei Stunden weit und iſt man des guten Wetters ganz verſichert, ſo leiden Damenkleider am wenigſten Noth, wenn man ſie in große Waſchkörbe, und dieſe mit Tüchern und oben darauf mit Wachstuch wohl zugedeckt gepackt, auf den Wagen ſtellt; es darf aber natürlich weder regnen noch beſonders ſtaubig ſein.

Sind nun auf dieſe Weiſe alle Kiſten und Käſten voll

gepackt, ſo geht es an die Möbeln ſelbſt. Je mehr man hier Verſchläge hat — zu den fein polirten iſt es unumgänglich nothwendig — je beſſer iſt es. Aber trotz den Verſchlägen thut man ſehr wohl, ſich ſo viel als möglich alte Teppiche zu verſchaffen und ſie darein zu wickeln; wo dieſe nicht ausreichen, müſſen die Möbeln und beſonders auch die Seſſel ſorgfältig mit Papier umwunden werden. Kaufe zu dieſem Zweck Makulatur, was das Tauglichſte dazu iſt. Beſonders auch die Füße der Seſſel, Tiſche u. ſ. w. müſſen ganz in Papier eingebunden und dadurch geſchützt werden. Daß auch in den Verſchlägen nicht die mindeſte Reibung entſtehen darf, verſteht ſich von ſelbſt.

Zu euren gewöhnlichen Betten würde ich auch die Ueberzüge legen, damit man dieſe ſogleich, wenn man ankommt, in Ordnung bringen kann, ohne vorher das Weißzeug dazu ſuchen zu dürfen. Auf jeder Kiſte zu bemerken, was ſie enthält, oder noch beſſer, ſie zu numeriren und ſich ein Verzeichniß der Numern und des Inhalts zu machen, iſt ſehr rathſam. So kann man eben ſo ordnungsvoll auspacken, als man eingepackt hat.

Indeſſen wünſcht Dir von Herzen Glück

Deine treue Tante

Eliſe.

Zwölfter Brief.

Maria an ihre Tante.

Hier ſitze ich nun, meine geliebte Tante, und ſchreibe Dir zum erſten Mal von Grünthal aus. Von Grünthal!

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Wie fremd, wie ungewohnt klingt mir dieſer Name. Noch ſcheint es mir, als wäre ich hier nur als Gaſt, das Ganze nur ein kurzer, vorübergehender Landaufenthalt! Will mich dann bei dem Gedanken, daß es für immer ſei, ein leiſes Heimweh beſchleichen nach meiner lieben Emilie, nach den alten freundlichen Umgebungen, nach dem lebhaftern Verkehr nach Außen: dann ſehe ich den lieben Vater hereintreten, mit völlig veränderter, aufgeheiterter Miene; ich ſehe, wie er ſo behaglich ſich an der Seite ſeines Freundes in die Tage ſeiner früheſten Jugend zurückverſetzt, oder ſich mit dieſem über ſeine eigenen Angelegenheiten oder über die allgemeinen Weltbegebenheiten mit rückſichtsloſem Vertrauen ausſpricht; ich ſehe, mit welcher Zufriedenheit er ſich ſeinen künftigen Lebensplan entwirft — mit einem Wort: ich ſehe, daß er ſich glücklich hier fühlt, und welch undankbares Kind müßte ich ſein, wenn ich mich dann nicht auch freuen ſollte?

Und, liebe Tante, es iſt ſchön bei uns! O wie freue ich mich, bis Du einmal Alles ſelber ſiehſt und ich Dich in unſern heitern Zimmern, in unſerm freundlichen Garten umherführen kann. Jetzt freilich iſt die Natur ſchon im Dahinſterben, aber auf den Frühling wird es herrlich bei uns werden.

Unſer Häuschen hat eine etwas vom übrigen Dorf entfernte und erhöhte Lage. Der Blick aus dem Fenſter bietet die ſchönſte Fernſicht auf das Alpengebirge, während das Auge in der Nähe auf üppigen Feldern und Wieſen ruht. Ein ſchöner klarer Bach, der ſich durch dieſelben ſchlängelt, treibt durch einen ſtarken Sturz ſein Gewäſſer einer ſtattlichen

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Mühle zu, die durch ihre maleriſche Lage wohlthätig die Einförmigkeit des weiten Feldes unterbricht. Nur auf der Seite erblickt man einen Theil des Dorfes, das durch eine Gruppe ehrwürdiger uralter Eichen, die wie treue Wächter ihm zur Seite ſtehen, faſt verdeckt wird. Die innere Einrichtung unſeres Hauſes erzähle ich Dir nicht: ich hoffe, Du ſiehſt ſie bald ſelbſt, und gewiß, Du wirſt damit zufrieden ſein.

Bei unſerm Abſchied aus der Stadt durften wir noch viele Beweiſe wahrer Liebe und Ergebenheit erfahren. Selbſt dem lieben Vater wurde das Herz ſchwerer als er früher gedacht hatte. Seine Mitarbeiter im Collegium wußten ſein redliches Herz wohl zu ſchätzen und ſahen ihn mit aufrichtiger Wehmuth aus ihrer Mitte ſcheiden. Manchem that es leid, daß er nicht auch auf eine ſolche Weiſe den Ungerechtigkeiten der gegenwärtigen Verhältniſſe entfliehen konnte.

Beſonders rührend aber war die Anhänglichkeit, welche unſere bisherigen Handwerks= und Arbeitsleute zeigten, wie ſie noch von der geliebten ſeligen Mutter meiſt mit Thränen ſprachen. Faſt keiner war unter ihnen, dem die treffliche Frau nicht Freundin, Rathgeberin und Wohlthäterin geweſen wäre. Ach wie ſchön iſt es doch, im Herzen ſeiner Mitmenſchen durch aufrichtiges Wohlwollen ſich ein bleibendes Denkmal zu gründen! Die liebe Mutter hat nichts unüberlegter Weiſe zu theuer bezahlt, aber wenn man ihr gute und ehrliche Arbeit lieferte, ſo ſteigerte ſie die Arbeiter auch nicht durch das Verlangen allzu wohlfeiler Preiſe. Das, ſagte ſie oft, iſt eine große Sünde, wenn man dem ehrlichen Arbeiter nicht ſeinen wohlverdienten Lohn geben will, und was

auf dieſe Art erſpart wird, iſt gewiß kein Segen. So hielt ſie es auch mit den Taglöhnern, Nätherinnen u. ſ. w.: durchaus nichts Uebertriebenes, aber Koſt und Lohn recht, wie man es billig fordern konnte, pünktlich und zur rechten Zeit. Dabei war ſie gewohnt freundlich mit ihnen zu reden, ſie bekümmerte ſich um ſie, ſie durften ihr ihre Sorgen oder ihre Hoffnungen anvertrauen, ſie ſtand ihnen bei mit Rath, Hilfe oder Troſt, ſie hielt ſich gern herunter zu den Niedrigen, und deßwegen arbeiteten ſie ihr nicht nur um des Lohns willen, ſondern aus Liebe, und beſſer als ſolchen, die oft mehr zahlen, aber mit vornehmer Gleichgültigkeit ſich von ihnen abwenden.

Eigentlich Arme, welche die gute Mutter ganz in der Stille unterſtützt hatte, fanden ſich auch noch viele ein und ſuchten ihre Dankbarkeit zum Theil durch allerlei Hilfeleiſtungen an den Tag zu legen. Ein Mädchen aber, die auf der linken Seite ganz gelähmt iſt, brachte eine niedlich gekleidete Puppe, die ſie Julchen zum Abſchied mit der größten Anſtrengung mit einer Hand ſelbſt verfertigt hatte.

O wie viele Segenswünſche folgten uns nach; ſollte uns das nicht Segen bringen!

Von vielen Armen, welche die liebe Mutter unterſtützt hatte, wußte ich kein Wort. Ja, ihr Leben war ein verborgenes in Chriſto! Auch begreife ich gar nicht, wie ſie mit ſo wenigen Mitteln ſo viel ausrichten konnte, aber die Liebe trieb ſie Alles zu entbehren für Andere!

Von den mir ſo heiligen Räumen ſchied ich mit dem ernſtlichſten Vorſatz und dem kindlichſten Flehen zu Gott,

daß er mich doch den Fußtritten der geliebten Seligen möge nachfolgen laſſen, und ich in dieſem Sinn ihr Bild nie aus den Augen verlieren möge!

Unſer Abzug endlich, bei welchem ich Deine guten Räthe, liebſte Tante, für welche ich Dir herzlich danke, ſorgfältig benützte, ging, begünſtigt durch das herrlichſte Spätlingswetter, über Erwarten gut von Statten.

Hier wurden wir von dem lieben Pfarrer mit der größten Freundlichkeit empfangen. Unſere Wagen mit den Effekten waren voraus, und wir ſelbſt kamen Abends ſo zeitig an, daß ich mit Hilfe der Mägde die Betten wohl noch hätte aufmachen können, aber der gute Pfarrer litt es nicht: wir mußten alle ſeine Gäſte bis des andern Tags bleiben.

Nun ſind wir ſchon zwei Tage hier, und ob wir wohl fleißig gearbeitet haben, ſieht es doch theilweiſe noch etwas chaotiſch aus. In den Zimmern geht es ſchon an, beſonders des lieben Vaters Zimmer beſorgte ich zuerſt, und er äußerte ſich ſehr zufrieden mit der Einrichtung deſſelben, aber in den Nebenräumen, dem Keller, dem Boden u. ſ. w. iſt die Ordnung noch bei weitem nicht vollſtändig hergeſtellt. Manches kann auch noch nicht eingerichtet werden, weil es an den Handwerksleuten fehlt.

Daran werde ich mich freilich erſt gewöhnen müſſen: es iſt kein Sattler hier, kein Schloſſer, kein Drechsler u. ſ. w. Ein Kramladen wohl, in welchem man aber nur das Allernothwendigſte haben kann; ſogar Fleiſch und Weißbrod muß man von der Oberamtsſtadt kommen laſſen: da gilt's, den Kopf beiſammen zu haben, wenn der Amtsbote nach der Stadt geht.

Noch habe ich Dir, liebſte Tante, kein Wörtchen von den Kindern geſagt. Nun, dieſe ſind ganz contant. Im Pfarrhof befindet ſich ein junges Reh: das iſt der Glanzpunkt ihrer hieſigen Unterhaltung und das beſte Mittel, ſie ihre alte Heimath ſchnell vergeſſen zu laſſen. Dieſe letzten Tage waren allzu unruhig, ich mußte ſie, mehr als mir lieb war, aus den Augen laſſen. Mit Edwin wird es ohnehin nicht lange mehr im Haus gehen. Der Vater will ihn dem Präceptor der nächſten Stadt übergeben, der von dem Pfarrer als ein braver und gewiſſenhafter Mann, ſo wie als guter Lehrer und Erzieher gerühmt wird. Auch für Julchen muß ich jetzt auf eine ernſtere Beſchäftigung denken. Sie iſt vier Jahre alt, kann noch nicht ſtricken und hat viel Langeweile. So bald es ruhiger iſt, will ich ihr dieſe erſte weibliche Kunſt beizubringen ſuchen.

Nun lebe wohl, geliebte Tante, beſuche uns, ſo bald Deine Geſundheit es geſtattet, und nimm die herzlichſten Grüße von uns Allen, vorzüglich aber von

Deiner dankbaren Nichte

Maria.

Dreizehnter Brief.

Emilie Reinhart an Maria.

Liebe, theure Maria!

Sieh! da bin ich ſchon. Du ſollſt mir durchaus den Ruhm nicht ſtreitig machen, die Feurigſte in der Freundſchaft, die Erſte bei Eröffnung unſerer wichtigen Correſpondenz zu ſein.

Nun ſollte ich wohl mit Ach und Weh anfangen über Deine Abreiſe, mit Seufzer und Thränen über unſere bittere Trennung? — Aber das laß ich bleiben, und wenn ich mir auch ein heimliches Thränchen aus dem Auge wiſchen und ein verſtohlenes Seufzerchen zurückdrängen muß: ich will dennoch heitere Miene zum böſen Spiel machen und den guten Humor nicht verlieren. Sind wir doch keine Ewigkeit aus einander, und welche Herrlichkeit wird es erſt ſein, wenn Du einmal auf Beſuch bei mir biſt, oder Du mich in Deiner reizenden Villa beherbergſt! Mit ſolchen Hoffnungen tröſte ich mich ſelbſt, und empfehle ſie auch Dir als niederſchlagende Arznei für den Abſchiedsſchmerz.

Als Euer Wagen um's Eck bog und ich ihn nicht mehr ſehen konnte, da — ich komme jetzt wider Willen in den Mollton — war mir's doch recht ſchwer um's Herz. Die liebe Mutter ſuchte mich zu zerſtreuen, indem ſie mir Dies und Jenes zu beſorgen auftrug, es wollte aber nichts verfangen. Auf einmal hob Dein allerliebſtes Canarienvögelchen mit heller Stimme ſeinen ſchmetternden Geſang an, und nun — ja lache nur! — brach Deine ſtarke Freundin in lautes Weinen aus! Die Mutter ließ mich ſatt weinen, und ſie hatte Recht; denn nachdem ſich der Strom ergoſſen und der Sturm ausgetobt hatte, trat Windſtille und endlich auch wieder etwas Sonnenſchein ein. Ganz beſtändig iſt deßwegen die Witterung noch nicht, allein um ein paar Grade höher ſteht das Barometer denn doch.

Alſo der liebe Hanſel, welchen ich während der Abzugs-Unruhen in Koſt und Logis genommen hatte, iſt glücklich

vergeſſen worden. Was ſoll ich jetzt mit ihm thun? Dir ihn etwa in meinem nächſten Brief zuſchicken? Geht nicht an! Mußt das liebe Thierchen ſchon noch eine Weile meiner Pflege überlaſſen. Und wie mich das freut! Da halten wir zuweilen lange Geſpräche mit einander; es erzählt mir: wie Du ihm alle Morgen eingeweichten Wecken und Salat, und an hohen Feſttagen wohl auch ein Stückchen Zucker gebracht habeſt, und ich rühme ihm dann hinwiederum Dies und Das von ſeiner Gebieterin, wobei er wohlgefällig mit dem kleinen bebüſchten Köpfchen nickt. Grüße in Menge giebt er mir auf an Dich und auch an Julchen, deren beſonderer Liebling er geweſen ſein will. Iſt das nicht manierlich und dankbar von dem kleinen Närrchen?

Aber jetzt etwas ſehr Ernſthaftes. Die lieben Eltern, beſonders die gute Mutter, iſt ungemein bekümmert darüber, daß Du, meine Herzensfreundin, davon gezogen biſt. Natürlich! Denn — werde mir aber nicht gar zu eitel — Du kamſt ihren guten Lehren durch Dein ſchönes Beiſpiel ſehr zu Hilfe. Da hieß es immer: die verſtändige, die fleißige, die gefühlvolle Maria! Aber welches Wunder? Die leichtſinnige, flatterhafte, unbekümmerliche Emilie nahm das ſo gar nicht übel, daß ſie ihre liebe Maria nur noch mehr lieben mußte, weil ſie wohl fühlte, daß ſie ſolches Lob verdiente! Und jetzt iſt ſie fort! — Nun ſtill, das Barometer ſinkt unter Sturm und Regen — darum nur noch die zärtlichſten Grüße von Vater und Mutter an euch Alle! Dir aber den herzlichſten Kuß von

Deiner getreueſten Freundin

Emilie.

Vierzehnter Brief.

Tante Eliſe an Maria.

Meine liebe Maria!

Beſtändig bin ich im Geiſte bei Dir, bei Deinem lieben Vater, bei euch Allen. Könnte ich es doch auch der Perſon nach ſein, allein da jetzt ſo kühle und regneriſche Herbſttage eingetreten ſind, wird dies nicht ſo bald geſchehen können. Es iſt eine harte Probe für meine Geduld, denn Du kannſt denken, wie begierig ich bin, eure neue Heimath zu ſehen und mich mit euch eurer angenehmen Veränderung zu freuen. Dein lieber Vater äußert ſich in ſeinen Briefen ungemein zufrieden darüber, was mir ſehr beruhigend iſt; er rühmt aber auch, und das darf ich meiner lieben Maria wohl anvertrauen, ohne fürchten zu müſſen, daß ſie eitel wird, er rühmt, daß Du den ganzen Ab- und Aufzug mit vieler Beſonnenheit geleitet und die Einrichtungen gut getroffen habeſt. Dies Zeugniß freut mich außerordentlich, denn ich ſehe wohl ein, wie ſchwer für Dich, das ſechzehnjährige Mädchen, dieſe Aufgabe war. Fahre ſo fort, liebes Kind! gebrauche die Kräfte, die Dir der liebe Gott geſchenkt hat, und wenn Dir der Muth auch zuweilen ſinken will, ſo wende Dich an den Herrn, der mächtig in dem Schwachen iſt.

Daß Du über dieſe letzte Zeit die Kinder mehr aus den Augen verlieren mußteſt, als Dir lieb war, finde ich natürlich; aber nun, da es ruhiger geworden iſt, mache Dir ihre Erziehung und ihren Unterricht zur Hauptſache, und hier iſt es vor Allem nöthig, immerwährend uns den Beiſtand Gottes

zu erflehen; denn bei der Bildung der Herzen — wie ungeſchickt iſt da der ſündige Menſch! Wo er es am beſten meint, greift er es oft am verkehrteſten an, und überhaupt wie wenig vermag auch das menſchlich weiſeſte Erziehungswerk! Offenbar bringt jedes Kind ſeine Anlagen, aus denen ſich der Grundton ſeines Charakters bildet, mit auf die Welt. Dieſe genau auszuſtudiren halte ich für die erſte Aufgabe der Erziehung, denn nun erſt kann mit einigem Erfolg den ſchlechten Eigenſchaften möglichſt entgegen gearbeitet, den guten Raum zur Entwicklung geſchafft werden. Regeln und Erziehungsſchriften mögen einer aufmerkſamen Mutter wohl oft einen Fingerzeig geben, aber am Ende läßt ſich die Natur doch am beſten aus der Natur ſelbſt ſtudiren, und dann iſt immer wieder, wie überall, die h. Schrift das beſte aller Erziehungsbücher. Wie Gott ſeine Menſchen im Großen behandelte und auch noch behandelt, und was er von ihnen verlangt: dieſes Verhältniß gilt auch jetzt noch zwiſchen Eltern und Kinder. Liebe muß das Element ſein, in welchem Eltern und Kinder leben und weben; aber keine ſchwache, tändelnde Liebe, ſondern eine Liebe, wie Gott uns ſie lehrt, mit Ernſt und Weisheit gepaart. Aus ihr muß jedes Opfer der Eltern für die Kinder, aber auch der Gehorſam, ja ſtrenger Gehorſam der Kinder gegen die Eltern hervorgehen.

Die Eltern durch Ungezogenheiten zu betrüben, ſollte für die Kinder ein mächtigerer Abhaltsgrund als die Furcht vor der Strafe ſein. Bei weichen Gemüthern, beſonders bei Mädchen, kann dies auch wirklich ausreichen, bei ſtärkern Charakteren, bei Knaben, nicht immer, darum muß dann

die Ruthe der Zucht eintreten; aber auch wieder nur aus Liebe, nicht in blinder Leidenſchaft.

Für Dich und in Deinen Jahren, mein liebes Kind, wäre es wirklich zu viel gefordert, dieſes ſchwierige Geſchäft bei Edwin zu übernehmen, und da auch der liebe Vater nicht genug freundliche Geduld zur Erziehung eines lebhaften Knaben beſitzt, ſo halte ich es für's Beſte, wenn Ihr ihn ſo bald wie möglich einem tüchtigen Lehrer, der zugleich ein chriſtlich religiöſer Mann iſt, übergebt. Dies wird aber für Dich, liebe Maria, wieder Sorgen anderer Art hervorrufen. Du mußt ihm zum Beiſpiel ein anderes Bett, weil ſein bisheriges zu klein iſt, ſo wie eine kleine Ausſteuer an Weißzeug zurichten. Ich würde Dir rathen, das Bett Deiner lieben ſeligen Mutter dazu zu verwenden. Ich weiß, daß Du es nach ihrem Tod ſorgfältig ausgelüftet haſt. Doch halte ich dies nicht für hinreichend, es iſt ohnehin auch ſchon lange gebraucht, deßwegen würde ich die Federn in Züber ausleeren, und zwar jedes Bettſtück in einen beſondern, die leeren Schläuche waſchen laſſen, und nachher wieder friſch beſtreichen. Ob auch die Federn das Waſchen nöthig haben, kann ich nicht wiſſen. In dieſem Fall will ich Dir die Behandlungsart beſonders aufſchreiben. Sind aber die Federn rein und zeigen ſie hauptſächlich keine Spur von Ungeziefer, ſo wird es hinreichend ſein, wenn Du ſie nur wieder auseinanderzupfen läßt, denn ſtaubig und zuſammen geballt werden ſie doch auf jeden Fall ſein.

Es iſt gegenwärtig zu ſolchem Geſchäft keine paſſende Jahreszeit, darum will ich Dir zum Beſtreichen der Betten

eine kalte Beſtreiche anempfehlen, die auch ohne ſo viel Sonne als gewöhnlich angewandt werden kann und ſich als ſehr gut erprobt hat. Du erhältſt das Recept * derſelben.

Auch die Matraze wird einer Umarbeitung bedürfen. Laß das Roßhaar friſch aufzupfen und den Trillich waſchen. Das Roßhaar zu waſchen, möchte ich nicht rathen, wenn es nicht wegen Schaben (Milben) durchaus ſein muß, weil es an Elaſticität verliert. Gut wäre es, wenn die Matraze in drei Theilen gemacht wäre: ſie ließe ſich leichter transportiren und überhaupt beſſer behandeln; nur braucht man etwas mehr Trillich und Roßhaar. Haſt Du doch einmal den Sattler im Haus, ſo laß auch eure Strohſäcke abſtechen, was ſehr praktiſch iſt, weil ſie ſich viel beſſer erhalten und nicht ſtäuben; könnteſt Du ſie mit geſchlitzten Welſchkornkolbenblättern füllen, ſo wäre dies das Beſte.

Von Weißzeug wird Edwin neue Hemden am nöthigſten haben. Ein Dutzend gute Taghemden und ein halb Dutzend Nachthemden iſt nicht zu viel. Wenn keine Leinwand vorräthig iſt, ſo kaufe nur gute hänfene. Man hat freilich jetzt auch viel Schirting, allein bei einem wilden Buben würde ich weniger auf Feinheit und Weiße als auf Dauerhaftigkeit der Hemden ſehen. Auch Unterbeinkleider laß ihm ein halb Dutzend Paar machen, und fange jetzt an, ihm Socken ſtatt Strümpfe zu ſtricken, damit er ſich daran gewöhnt.

Nun lebe wohl für heute. Bald ſchreibe ich Dir wieder. Mit herzlichen Grüßen

Deine treue Tante Eliſe.

* Siehe hinten im Anhange.

Fünfzehnter Brief.

Maria an ihre Freundin Emilie.

Dank, herzlichen Dank, meine liebſte Emilie, für Dein liebes freundliches Briefchen! Wie hat es mich gefreut, ſo bald Etwas von Deiner Hand zu empfangen, und wohl oder übel muß ich Dir nun freilich den Vorzug laſſen, daß Du es warſt, die den Anfang zu unſerm Briefwechſel machte; aber nimmermehr werde ich Dir zugeben, daß meine Freundſchaft der Deinigen nachſtehe. Nein, geliebte Emilie! jetzt erſt, ſeit ich von Dir getrennt bin, fühle ich, wie ſehr mein Herz an Dir hängt, wie innig ich Dich liebe. Ueberall fehlſt Du mir, Alles möchte ich Dir gerne mittheilen, zeigen, anvertrauen, aber ach — die Freundin iſt entfernt! Mit keiner Seele kann ich reden wie mit Dir. Die Tante iſt wohl ſehr, ſehr gut und ſchenkt mir die mütterlichſte Liebe und Theilnahme, aber es iſt doch ganz etwas Anderes. Wichtigkeiten, welche Mädchen zuſammen haben, taugen nur für Mädchen; allen andern Menſchen auf Erden kommen ſie minder wichtig, oft ſogar lächerlich vor, und Manches läßt ſich auch nur in das gleichgeſtimmte Herz der Freundin ſagen, und wird auch da nur recht verſtanden.

Du wirſt ſehr begierig ſein, meine liebe Emilie, zu hören, wie es uns hier gefällt? Gottlob, wir haben uns bereits ſo ziemlich eingewöhnt. Beſonders iſt der liebe Vater ſehr zufrieden mit unſerm Wechſel, was denn natürlich auch mich froh und vergnügt macht. Ach, und wenn ich bedenke, daß jetzt der Abzug, der immer wie ein Berg vor mir

lag, ſo glücklich vorüber iſt, ſo fühle ich mich ſo dankbar gegen den lieben Gott, durch deſſen Hilfe mir Alles ſo erleichtert wurde, und ſo beruhigt, daß ich glaube, von jetzt an jeder Veränderung mit beſſerm Muth entgegenſehen zu können.

Unſer Haus iſt nicht groß, hat aber eine äußerſt freundliche Lage und eine ganz bequeme und artige Einrichtung. Der Garten, der daran ſtößt, iſt freilich in einem etwas vernachläſſigten Zuſtande, allein ich denke, auf den Frühling ſoll er ein anderes Anſehen erhalten und dann weſentlich zu der Annehmlichkeit unſerer Wohnung beitragen. Die Ausſicht aus unſern Zimmern iſt wunderſchön. Wenn ich an meinem Arbeitstiſchchen ſitze, kann ich das Auge in ungemeſſenen Räumen ſchweifen laſſen, bis es endlich bei einer wohlerhaltenen Ruine auf einer der ausgezeichneteren Spitzen des vor mir ruhenden Alpengebirgs ruhen bleibt und meine Einbildungskraft in die hiſtoriſchen Momente einer längſt vergangenen Zeit zurückführt. Da könnte man ſchwärmen! Allein, und wahrſcheinlich glücklicher Weiſe, macht die Gegenwart zu viel Anſprüche an Kopf, Herz und Hände, als daß noch Zeit zu ſolchen Phantaſie-Reiſen übrig bliebe!

Das lieblichſte Plätzchen aber im ganzen Haus iſt unſtreitig ein Zimmerchen des zweiten Stocks, das ich mit des lieben Vaters Genehmigung ganz für meine liebe Emilie beſtimmt habe. Es hat nur ein Fenſter, aber aus dieſem ſieht man in die halbe Welt hinaus, und damit auch der innern Einrichtung Nichts mangle, trage ich Alles hinauf, was ich nur Schönes und Niedliches beſitze. Selbſt Julchen, die meinen Eifer ſah, dieſes Emiliensſtübchen, wie es ſchon genannt

wird, zu ſchmücken, brachte ihren größten Schatz, ein Hündchen von Porzellan, herbei, um die Herrlichkeit desſelben vollſtändig zu machen. Jetzt fehlt es nur noch an einem ſtattlichen Fenſtervorhang und der ſoll von meiner eigenen Hand hinkommen. Du ſollſt meinen erfinderiſchen Geiſt bewundern, der mit geringen Mitteln ſo große Dinge zu ſchaffen weiß, ohne Sattler und Tapezier! Komm nur bald, bald in Dein freundliches Stübchen!

Die Art, meine liebe Emilie, wie Du mich des gütigen Wohlwollens Deiner verehrten Eltern verſicherſt, könnte ich faſt für ein wenig Spott nehmen. Nun mag's auch! ich halte meiner heitern Emilie ſchon ein Späßchen zu gut und überdies weiß ich, wie ſie in ihrer Herzensgüte ſo gerne die geringen Vorzüge Anderer überſchätzt.

Dem ſei wie ihm wolle, aber herzlich freue ich mich darüber, daß Deine liebe Mutter meiner freundlich gedenkt. Sie war immer ſo gütig gegen mich und ließ mich an allen frohen Begebenheiten eures Hauſes Theil nehmen, ſage ihr nebſt den angelegentlichſten Empfehlungen, daß ich nie aufhören werde, mich mit Dankbarkeit der heitern Stunden zu erinnern, die mich ihre Güte genießen ließ.

Deinen artigen Koſtgänger, meinen lieben goldgelben Hanſel, vermißten wir, beſonders die Kinder, ſchmerzlich, noch ehe wir das Thor paſſirt hatten; allein der Vater duldete keinen Aufenthalt und wir tröſteten uns mit der Ueberzeugung, daß er ſich in den beſten Händen befinde. Julchen freute ſich außerordentlich, als ſie hörte, in Deinem Briefe komme Etwas vom Hanſel Ich las ihr die Stelle vor, aber

ganz ernſthaft erwiederte ſie darauf: Emilie lügt, Hanſel kann nicht ſprechen! Indeſſen war's ihr doch recht, als ich ihr verſprach, ich wolle ihn grüßen laſſen und ihm ein großes Stück Zucker ſchicken. Fahre Du fort, ſo erbauliche Geſpräche über Deine und ſeine Freundin mit ihm zu halten, ſo hoffe ich, es werde euch Beide bald eine ſo große Sehnſucht anwandeln, ſie wieder zu ſehen, daß ihr eilends reist zu Deiner

Dich herzlich liebenden Maria.

Die freundlichſten Grüße vom Vater an Dich und Deine lieben Eltern verſtehen ſich von ſelbſt.

Sechszehnter Brief.

Maria an ihre Tante Eliſe.

Stelle Dir vor, meine geliebte Tante, in welch' neuer Verlegenheit ich mich befinde! Meine Köchin, die Katharine, will heirathen, und das ſchon in vier Wochen. Vor einem Jahr ſtarb ihre Schweſter, die an einen Seiler in Mundingen verheirathet war, und hinterließ vier Kinder. Dieſer Schwager wirbt nun ſchon lange um ſie, aber ſie konnte ſich nicht entſchließen, ihm ihre Hand zu geben. Vor drei Tagen kommt er endlich ſelbſt und weiß ihr ſeine und der Kinder verlaſſene Lage ſo rührend zu ſchildern, daß Katharine in ihrer unbeſonnenen Gutmüthigkeit ihm nicht nur das Jawort, ſondern auch das Verſprechen giebt, ſchon in vier Wochen ihm in ſeine Heimath zu folgen. Nun, geliebte Tante, kannſt Du Dir denken, wie mir bei dieſer Nachricht zu Muthe war. Noch ſo fremd hier, wo ſoll ich geſchwind jemand Paſſendes

herbekommen. Unerſetzbar iſt allerdings die Katharine nicht, ſie war weder pünktlich noch fleißig, aber doch wußte ſie das Gewöhnliche zu kochen und anzugeben. Es laſtet ſchwer auf mir; dazu kommt noch, daß der liebe Vater ſich gegenwärtig ſehr beklagt über die vielen und großen Geldauslagen. Es iſt auch wahr, es nimmt kein Ende, immer ſind wieder neue Rechnungen zu zahlen. Er ſtellte mir ernſtlich vor, in der Haushaltung ſo ſparſam als möglich zu ſein, da ſein Einkommen jetzt natürlich viel kleiner ſei und Edwin in Zukunft große und ſteigende Koſten veranlaſſe.

In Berückſichtigung deſſen kam mir ſchon der Gedanke, ob ich nicht Lene, die viel flinker, williger und fleißiger als Katharine iſt, allein behalten ſolle? Freilich iſt ſie auch noch jung und unerfahren und kann gar nichts kochen. Der liebe Vater nahm zwar immer und jetzt noch mehr als ſonſt mit der einfachſten Hausmannskoſt fürlieb, aber die Speiſen müſſen gut und nach ſeinem Geſchmack zubereitet ſein, wenn er damit zufrieden ſein ſoll.

Nun weißt Du ſelbſt, liebe Tante, daß ich nur wenige Wochen das Glück genoß, von der lieben Mutter in die Küche eingeleitet zu werden und bei dieſem kurzen Unterricht kaum die Zubereitung weniger Speiſen erlernte. Das Jahr aber iſt lang und täglich ſoll etwas Anderes gekocht werden, wer ſoll denn angeben was und wie, wenn ich und die unerfahrene Lene allein haushalte? In der Stadt hätte ich mich etwa noch bei Emiliens Mutter oder ſonſt wo Raths erholen können, aber wen habe ich hier? Der Pfarrer hat keine Frau und ſeine Haushälterin um etwas dergleichen fragen

zu müſſen, wäre mir nicht angenehm. Rathe mir, liebe Tante, was ich thun ſoll; bitte, nimm Dich auch in dieſem Fall wieder meiner an. Es ſprechen allerdings Gründe dafür, eben eine Magd zu haben, denn wenn Edwin vollends weg iſt, ſo iſt die tägliche Arbeit nicht groß, und Manches, was bisher Lene beſorgte in den Zimmern und bei Julchen, kann ich übernehmen. Werden dadurch meine Geſchäfte auch ſtark vermehrt, ſo genieße ich den Vortheil, mich in Allem ſelbſt einzuüben und bin mancher Unannehmlichkeit enthoben, deren man ausgeſetzt iſt bei zwei Mägden, die abwechſelnd in allzu großer Vertraulichkeit oder in Unfrieden mit einander leben. Aber auf der andern Seite — in welch' ein Heer von Verlegenheiten werde ich mich geſtürzt ſehen, da ich von manchem Hausgeſchäft noch gar Nichts weiß, des Gartens nicht zu gedenken!

Bei dieſer Veranlaſſung fällt mir ein: willſt Du, liebe Tante, mir nicht genau ſagen, wie das Filderkraut (Weißkraut) eingemacht wird? Ich hätte ſchon vor einigen Tagen Gelegenheit gehabt, welches zu kaufen, aber ich wußte nicht, wie viel ich für unſere Haushaltung benöthigt bin. Der Pfarrer verſichert aber, es werde noch viel hieher geführt; der Preis iſt dieſes Jahr 3—4 fl. für das Hundert Häupter.

Ach, liebe Tante, während ich meinen Brief noch einmal überleſe, fühle ich mit tiefer Beſchämung, wie unbeſcheiden ich bin. Ehe ich Dir nur mit einer Sylbe für Dein letztes wahrhaft mütterliches Schreiben gedankt habe, plage ich Dich ſchon wieder mit ſo viel Bitten und Fragen! Vergieb mir, liebe Tante! Ach, wie erginge es mir, wenn ich nicht

mein ganzes volles Vertrauen auf meine liebe gute Tante ſetzen dürfte!

Was Du mir geſchrieben haſt, habe ich Alles wohl zu Herzen genommen und will mich bemühen danach zu handeln. Ueber die Ausſtattung Edwins behalte ich mir vor, das nächſte Mal zu reden, für heute reicht die Zeit nicht, darum nur noch meinen wiederholten Dank und die zärtlichſten Grüße von Deiner

gehorſamen Nichte
Maria.

Siebenzehnter Brief.

Emilie an Maria.

Heute, meine liebe, gute Herzens-Maria, heute fliegt das Schiff mit vollen Segeln und ich bin lauter Luſt und Leben, weil morgen Dein Geburtstag iſt! O was gäbe ich darum, könnte ich den ſchönen Tag, und ſollt's auch ein Regentag ſein, bei Dir zubringen!

Das im Geiſt und in Gedanken Beiſammenſein liebe ich, aufrichtig geſtanden, nicht ſonderlich. Ich möchte Dir viel lieber in Deine lieben blauen Augen ſchauen, einen herzlichen Schweſterkuß auf Deinen freundlichen Mund drücken und Dir einen tüchtigen Patſch auf Dein kleines weißes Pfötchen geben, aber proſit die Mahlzeit! aus dem wird alle nichts. Ich muß mich halt doch mit der nüchternen Gedankenkoſt begnügen, von der noch Niemand fett geworden iſt. Dabei ſchmeichle ich mir, daß meine Wünſche, deren ich Dir eine Legion bringe, Dir auch lieblicher klingen würden, ver-

nähmſt Du ſie von meiner klangreichen Silberſtimme, als hier auf dem kalten todten Papier. Nun, Dir hilft Deine rege Phantaſie, Du träumſt Dir Alles, wie es ſein könnte und biſt glücklich dabei; ich nicht alſo, ich halte es mit dem Materiellen. Als Beweis davon erhältſt Du hier eine große Schachtel voll Marſeillerkrapfen, die ich mit eigener Hand gebacken habe, weil ich weiß, daß Du ſie gerne ißt. Ganz friſch werden ſie freilich nicht bei Dir ankommen, doch wirſt Du Dir auch keinen Zahn daran ausbeißen. Das beigelegte Chemiſettchen iſt nicht minder eine wohlgelungene Probe meines Kunſtfleißes, denn Du mußt wiſſen, daß ich ſeit ganz kurzer Zeit Stickunterricht habe. Welche Fortſchritte dabei gemacht worden ſind, davon giebt das jämmerliche Ding einen Beweis, dem man neben der Ungeſchicklichkeit auch noch die Eile anſieht. Nun, der Wille war gut, nimm mit dem für diesmal fürlieb, nächſtes Jahr ſoll auch die Ausführung beſſer ſein!

Mit Bitten um Fortſetzung Deiner mir ſo theuren Freundſchaft, ſo wie mit Verſicherungen der meinigen will ich Dich verſchonen, das wären Kinderpoſſen. Wiſſen wir doch, daß wir uns im ſiebenzigſten Jahre, hoffentlich erleben wir's, noch eben ſo zärtlich lieben werden wie im ſiebenzehnten, nicht wahr, meine Herzens-Maria?

Alſo lebe wohl! Die liebe Mutter läßt Dir auch Glück wünſchen und grüßt Dich herzlich. Ganz

Deine treue Emilie.

Achtzehnter Brief.

Maria an Emilie.

Meine liebe theure Freundin.

Ja wohl bedarf ich keiner erneuten Verſicherung Deiner Freundſchaft, iſt mir doch jeder Deiner lieben Briefe ein kräftiger Beweis derſelben und vollends der letzte! Wie gut Du biſt! Wie freundlich gedachteſt Du meines Geburtstages, wie erfreuteſt Du mich durch Deine Geſchenke! Nimm den herzlichſten, innigſten Dank dafür!

Wenn ich Dir ſage, wie Deine liebe Sendung meinem wunden Herzen ein heilender Balſam war, ſo wird Dir dies gewiß der ſchönſte Lohn für Deine Liebe ſein! Du kennſt mich ja, die ſchwermüthige Träumerin, die auch einen Tag der Freude und des Dankes zu einem Trauertag zu machen geneigt iſt! Doch ganz nehme ich die Schuld nicht auf mich: es vereinigte ſich Mancherlei, mich etwas melancholiſch zu ſtimmen. Tadeln wirſt Du es gewiß nicht, wenn ſchon durch das Andenken an meine ewig theure ſelige Mutter, das an dieſem Tage freilich wieder ſtärker als je in meiner Seele erwachte, am frühen Morgen einen ernſten, ja wehmüthigen Schleier über ſeine Stunden ausbreitete. Mußte ich ſie denn nicht ſchmerzlich vermiſſen, die Gütige, die Freundliche, die gerade bei ſolchen Feſten gewohnt war, die ganze Fülle ihrer reichen Liebe den Glücklichen, die ſich die Ihrigen nennen durften, zu zeigen und genießen zu laſſen. Jetzt war ſie todt — und Niemand, Niemand kümmerte ſich um meinen Geburtstag! Der liebe Vater dachte nicht daran, er wurde ſonſt immer erſt von der Mutter zur Theilnahme ihrer Freude auf=

gefordert. Die Kinder wußten ihn ohnehin nicht, eben ſo wenig die Dienſtboten. So ging der Morgen von Außen ſtill und unbemerkt dahin. Aber in meinem Herzen brach dennoch ein helles Licht hervor. Im ſtillen Umgang mit dem Herrn gelangte ich zu einer kindlichen Ergebung, die eine innerliche Freude in mir hervorrief und deren heilſame Wirkungen allmählig ſich auch in äußerer Heiterkeit kund gaben. Schon hatte ich beſchloſſen, dem lieben Vater zum Nachtiſch munter die Neuigkeit mitzutheilen, daß er nun eine ſiebenzehnjährige Tochter habe. Aber leider waltete ein unglückliches Mißgeſchick über dem Mittageſſen. Der Vater kam unmuthig zu Tiſche: er hatte, was ich erſt ſpäter erfuhr, unerfreuliche Briefe empfangen. Unter dem Eſſen führte ſich Edwin, der ſeit einiger Zeit ſtark in die Tölpeljahre eingetreten iſt, ſehr unmanierlich auf. Der Vater, ſchon vorher gereizt, wurde hitzig; ich wollte ihn beſänftigen, indem ich Edwins Unachtſamkeit zu entſchuldigen ſuchte: nun entlud ſich der ganze Zorn über mich und die bittern Vorwürfe des Vaters über meine ſchlechte Kinderzucht entlockten mir endlich Thränen. Da Julchen dies bemerkte, fing ſie auch an zu weinen und der Vater verharrte nun in finſterm Schweigen.

Als ein höchſt erwünſchtes Ereigniß mußte daher die Dazwiſchenkunft unſers lieben Pfarrers betrachten werden, der den Vater zu einem kleinen Spaziergang aufforderte. So wurde aus der Ankündigung des Geburtstages nichts und der Mittag verſtrich bei weitem trübſeliger als der Morgen.

Schon war die Dämmerung eingetreten, da kam der Amtsbote und brachte Deine Schachtel. Stelle Dir meine

Freude vor, beſonders unter dieſen Umſtänden! Mit ungeduldiger Haſt ſuchte ich Schnur und Siegel zu löſen und natürlich dauerte es jetzt doppelt ſo lang als ſonſt — endlich war es gelungen, und nun lag Dein lieber Brief und alle Deine Schätze vor mir! In demſelben Augenblick trat der liebe Vater zur Thüre herein. Der Spaziergang ſo wie die Geſellſchaft des Freundes mochte ihm wohl gethan haben: ſeine Miene war aufgeheitert. Ich trat ihm freundlich mit Deiner geöffneten Schachtel entgegen und die Geburtstags-Erklärung erfolgte endlich. Ach, liebe Emilie, wie war ich jetzt glücklich: denn nun war er wieder ganz der liebende Vater. Gerührt nahm er mich bei der Hand mit der Verſicherung, daß es ihm ernſtlich leid thue, es nicht gewußt zu haben. Er blieb den ganzen Abend im Wohnzimmer. Edwin und Julchen hatten ſich auch wieder gefaßt, ſpäter erſchien auch noch unſer lieber Pfarrer und nun durfte die Geburtstagschokolade nicht fehlen, der dann noch zu allgemeiner Zufriedenheit Deine delikaten Krapfen folgten. Ja ſogar eine Flaſche Champagner mußte herbei gebracht werden, um, wie der Vater meinte, der Geburtstäglerin Geſundheit zu trinken und, ſetzte der freundliche Pfarrer hinzu: auch der entfernten gütigen Freundin ein donnerndes Hoch! Selbſt die Kinder ſchnappten einige Tröpfchen davon und waren glückſelig. Nachdem ſie den Vater, den Pfarrer, die Tante, Dich und mich hatten leben laſſen, tranken ſie auch auf das Wohl des Hanſels. Richte ihm es wohl aus, er wird dieſe ſeltene Ehre gehörig zu würdigen wiſſen!

Des Nachts auf meinem ſtillen Zimmerchen angekommen,

bot mir dieſer anſcheinend ſo ſtille Tag noch vielen Stoff zum Nachdenken. Aber der Eindruck war der lebendigſte in mir, daß wir in der Hand eines guten Vaters ſtehen, der bis auf die kleinſten Einzelnheiten auch im Aeußern unſern Lebensgang beaufſichtigt und aus Liebe oft verwundet, aber auch wieder heilt.

Und mit dieſem Haupteindruck trete ich denn getroſt in mein ſiebenzehntes Jahr hinüber, deſſen verborgene Zukunft wohl Uebungen mancherlei Art, aber mehr noch die Spuren der unwandelbaren Treue Gottes enthalten wird.

Lebe wohl, meine theuerſte Emilie. Doch noch Etwas. Dein niedliches Chemiſettchen, dem Du aus übertriebener Beſcheidenheit großes Unrecht thuſt, werde ich wieder zu Ehren bringen, indem ich an den höchſten Feſttagen Staat darin zu machen gedenke. Habe den ſchönſten Dank dafür! Auch Deiner lieben Mutter danke für ihr freundliches Andenken und ſei zärtlichſt gegrüßt von

Deiner treuen Maria.

Neunzehnter Brief.

Tante Eliſe an Maria.

Ich weiß wohl, mein liebes Kind, daß letzten Freitag Dein Geburtstag war und es iſt mir leid genug, daß ich erſt heute dazu komme, Dir meine herzlichſten Glückwünſche zu bringen. Du mußt eben Geduld haben mit Deiner von Gichtſchmerzen hart geplagten Tante und das haſt Du auch, wenn ich Dir ſage, daß ich acht Tage das Bett hüten und faſt kein Glied rühren konnte. Jetzt geht es wieder beſſer, und darum iſt es meine größte Freude, Dir, geliebte Maria, aus der

Fülle meines Herzens alles Angenehme und Beglückende, aber vor Allem den Frieden Gottes zu wünſchen.

O, Du hätteſt es fühlen ſollen, mein geliebtes Kind, wie viel ich an dieſem Tage an Dich gedacht, für Dich gebetet habe! Möge doch der liebe Gott ſich Deiner unerfahrnen Jugend beſonders annehmen, da Du das ſchützende Mutterauge ſo frühe ſchon entbehren mußt! Doch er wird es thun: er iſt der Vater der Waiſen und verläßt Die nie, die auf ihn ſchauen!

Ich hätte Dir gern auch eine kleine Freude machen mögen an dieſem Tage, aber ich kenne Deine gegenwärtigen Bedürfniſſe ſo wenig und war deßwegen in einiger Verlegenheit. Da der Winter vor der Thüre ſteht, hoffte ich, ein Muff werde Dir nicht unwillkommen ſein und wählte daher dieſen; aber auch eine eigene Arbeit ſollteſt Du haben! Freilich nicht etwa eine kunſtreiche Stickerei oder Häkelei: mit ſolcherlei eleganten Dingen vermag ſich Deine gichtbrüchige Tante nicht zu befaſſen — nein, etwas ganz Anderes, ſehr Praktiſches, denke ich, ſoll es ſein. Ein kleines Kochbüchlein * habe ich Dir nach und nach zuſammen geſchrieben von den allergewöhnlichſten Speiſen, wie ſie täglich vorkommen und genau auf die Weiſe, wie ſie Dein lieber Vater gekocht haben mag. Sieh, hier darfſt Du nur hinein ſehen, ſo weißt Du, welche Gemüſe ungefähr in jeder Jahreszeit zu haben ſind und wie ſie zubereitet werden. Alle nur etwas künſtlicheren Speiſen findeſt Du in eigentlichen Kochbüchern, z. B. dem Löffleriſchen und manchen neueren, aber gerade dieſe einfacheren, Dir nützlicheren, weniger.

* Siehe hinten im Anhange.

Die Nachricht von Katharinens ſchneller Heirath war mir natürlich auch ſehr unangenehm; allein faſſe nur Muth, es wird dennoch gehen und das kleine Kochbuch wird Dich von ſelbſt auf den Gedanken leiten, daß ich mit Dir einverſtanden bin, dieſen Winter über wenigſtens eine Probe zu machen, mit Lene allein auszukommen. Sie iſt willig, gutmüthig, fleißig und nicht dumm: ſo ſollte eure kleine einfache Wirthſchaft wohl geführt werden können. Allerdings wirſt Du manches Geſchäft übernehmen müſſen, was mir nur deßwegen leid iſt, weil Du eben doch auch noch Zeit zu Deiner geiſtigen Ausbildung haben ſollteſt, die nicht unter dem Haushaltungsweſen ganz vernachläſſigt werden darf. Allein, wie geſagt, es iſt nur eine Probe; auf den Sommer, beſonders wenn die Gartenarbeit dazu kommt, kann immer wieder eine Aenderung gemacht werden. Hiebei fällt mir ein, Dich aufmerkſam zu machen, Deinen Garten jetzt, ehe es das Einfrieren unmöglich macht, umſchoren und gut bedüngen zu laſſen. Er wird dies um ſo nöthiger haben, als er in den letzten Jahren ſich nicht in guten Händen befand und eigentlich ganz neu hergeſtellt werden muß. So viel ich von Deinem lieben Vater gehört habe, will er ihn nur ganz einfach, in gewöhnliche Länder abgetheilt und die Hauptwege mit Blumenrabatten eingefaßt, angelegt haben. Dazu braucht man keinen Kunſtgärtner: das verſteht jeder nur etwas gewandte Gartenarbeiter. Indeſſen würde ich, da wir jetzt ſchon in der Mitte Novembers ſtehen, außer dem Umarbeiten und Düngen Nichts mehr darin thun laſſen; alles Uebrige kann beſſer auf den Frühling geſchehen. Das grobe Umwerfen der Erde

aber und das Düngen iſt im Spätherbſt beſonders nothwendig, wo der Boden ſchwer und unangebaut iſt, wie es bei eurem Garten der Fall zu ſein ſcheint. Das Eindringen der Winterfeuchtigkeit trägt ungemein viel dazu bei, den Boden lockerer und leichter zu machen. Wie Du Dir in Zukunft guten Dünger und gute Erde pflanzen kannſt, dazu will ich Dir eine beſondere Vorſchrift geben. Wird dann im Lauf des nächſten Sommers der Boden in beſſern Stand geſetzt, dann freilich muß im Spätjahr Vieles eingepflanzt und geſäet werden für's künftige Jahr. Ich werde mich bemühen, Dir jeden Monat das Gehörige darüber zu ſchreiben.

Ehe Katharine Dich verläßt, wird es paſſend ſein, noch eine Waſch zu halten. Sammle deßwegen, wenn es Gelegenheit giebt, Regenwaſſer und ſorge dafür, daß Du trockene Seife im Hauſe haſt. Die Art, wie Deine liebe ſelige Mutter die Wäſche behandelte, und ſich gut dabei befand, will ich Dir pünktlich aufſchreiben und beilegen. *

Was das Kraut betrifft, ſo rathe ich Dir, drei Viertel Häupter zu kaufen und weil es Dein lieber Vater alle Sonntage gerne ißt, davon ſechszig Stück zum Einmachen zu beſtimmen, die übrigen aber zu ſüßem, bayriſchen, gefüllten Kraut u. ſ. w. aufzubewahren. Sieh beim Einkauf darauf, daß die Häupter ſchön weiß (nicht grün), feſt und ſchwer, nicht grobrippig und möglichſt der Größe nach mittelmäßig ſind; die ſehr großen ſind gewöhnlich lockerer und ihre Blätter haben größere Rippen. Daß man auch das Ausgeſchnittene (Krauttorſchen) gut als Gemüſe benützen kann, das wirſt Du in

* Siehe hinten im Anhange.

Deinem Kochbüchlein finden. Ueber die Behandlung des Einmachens ſelbſt erhältſt Du hier eine beſondere Anweiſung. *

Nun lebe wohl, mein liebes Kind! Grüße Deinen lieben Vater und Deine Geſchwiſter. Wie immer

Deine treue Tante
Eliſe.

Zwanzigſter Brief.

Maria an ihre Tante Eliſe.

Ach, meine liebſte, beſte Tante! wie und wo ſoll ich mit Danken anfangen. Wie viele Liebe erzeigſt Du mir immer und welcher Mühe haſt Du Dich, und noch überdies krank, um meinetwillen unterzogen! Welch eine vortreffliche und überaus paſſende Gabe iſt das kleine Kochbuch! Jetzt darf mir ja gar nicht mehr bange ſein, was und wie ich kochen will, ich darf ja nur in daſſelbe hineinſehen! Nicht genug kann ich Dir ſagen, wie ſehr mich Deine Vorſchriften beruhigen, denn da ich — Dank ſei es der Vorſicht der geliebten ſeligen Mutter — ſo frühzeitig doch wenigſtens einen Begriff von dem Küchengeſchäfte gewann, ſo wird es mir jetzt gewiß nicht ſchwer, mit Hilfe des Kochbüchleins mich ſelber und zugleich Lene vollends allein zu unterrichten. Es iſt mir dadurch ein wahrer Stein vom Herzen gewälzt; gewiß, eine willkommnere Gabe hätteſt Du nicht für mich erſinnen können.

Auch der ſchöne Muff ſoll mir ſtattlich bekommen, wenn wir bei trockenem Boden ſchöne Winterſpaziergänge oder ein Paar Anſtandsbeſuche in der Nachbarſchaft machen, zu wel-

* Siehe hinten im Anhange.

chen der liebe Pfarrer den Vater immer veranlaſſen will. Der Vater bliebe freilich am liebſten ganz für ſich, aber unſer guter Pfarrer will das nicht leiden und ſagt: der liebe Gott habe die Menſchen keineswegs zu Einſiedlern beſtimmt.

Wohl glaube ich Dir, geliebte Tante, daß Du an meinem Geburtstag recht viel in Gedanken bei mir warſt. Ach, ich auch bei Dir! Der Tag, das wirſt Du Dir denken, hatte erſtaunlich viel Wehmüthiges für mich, aber Gottlob auch Freudiges, und wie er in meinem Herzen ſehr verſchiedene Saiten anſchlug, ſo zeigte auch ſeine äußere Seite eine mannichfache Miſchung von Angenehmem und Unangenehmem. Doch, Ende gut, Alles gut! Den Abend brachten wir recht fröhlich mit dem lieben Pfarrer zu. Ja denke nur, liebe Tante, ſo hoch wurde ich beehrt, daß man meine Geſundheit in Champagner trank! Auch unſere auswärtigen Lieben, alſo vor Allen meine geliebte Tante und meine liebe Emilie, die das Feſt durch eine Schachtel voll wohlgelungenes Backwerk verherrlichte, ließen wir hoch leben. Die Kinder waren wie närriſch vor Freude und Julchen ſo aufgeregt, daß ſie faſt die ganze Nacht nicht ſchlafen konnte!

Obwohl auf mir ſchon ſchwerere Sorgen laſten, als dies ſonſt bei Mädchen meines Alters der Fall iſt, ſo gehe ich doch getroſt an der Hand Gottes der Zukunft entgegen. Er hat mich bisher ſo väterlich geleitet, er wird es auch fernerhin thun.

In Deiner Liebe, meine theure Tante, die Du mir ſo treu zur Seite ſtehſt, darf ich ja beſonders auch ſeine Güte erkennen und bin gewiß voll des kindlichſten Dankes dafür!

Sehr ungern aber, liebe Tante, hören wir daß Du ſo

viel unwohl Dich befindeſt und ſtets Schmerzen leiden mußt. Der liebe Vater läßt Dich recht ermahnen, Du möchteſt doch Deine Geſundheit ſchonen und Dir nicht ſo viel zumuthen, da er wohl weiß, wie Du Dich ſtets für Andere aufopferſt. Möchteſt Du Dich recht bald vollkommen hergeſtellt fühlen!

Für die Abreiſe Edwins aus dem väterlichen Hauſe iſt jetzt das neue Jahr beſtimmt, er wird alſo noch über Weihnachten hier ſein. Auf dieſe ſo nahe gerückte Zeit habe ich auch noch nicht die mindeſte Vorbereitung getroffen, und ich ſehe kaum ein, wie ich Alles allein vollbringen will.

Was Edwins Weißzeug betrifft, ſo ſind noch ein halb Dutzend ganz neue Hemden für ihn da, die die liebe ſelige Mutter ſchon voriges Jahr für ihn machen ließ, um eine damals arbeitsloſe, würdige, arme Frau zu beſchäftigen, und da er noch zwölf gute im Gebrauch hat, ſo eilt es wenigſtens vor dem Frühling nicht mit neuen, was mir ſehr angenehm iſt. Seine übrigen Sachen werde ich alle pünktlich durchgehen und das Fehlende zu erſetzen ſuchen.

Nun lebe wohl, liebſte Tante! Wir grüßen Dich alle mit der zärtlichſten Liebe und ich bin

Deine ſtets dankbare Nichte
Maria.

Einundzwanzigſter Brief.

Julius Lindtheim an Herrmann Jäger.

Lieber Freund.

Beklage Dich nicht über mein langes Stillſchweigen: Du erhältſt Erſatz dafür durch Nachrichten, die Dir ſehr will-

kommen ſein werden. Nicht Du allein, auch ich habe Reiſen gemacht. Vielleicht weniger lange und weite als Du, aber gewiß nicht minder angenehme.

Ein kleines Geſchäft führte mich den Donaugegenden zu; nun hätte ich rechts auf kürzerm Weg dahin kommen können, aber ich machte linksum, um in Grünthal bei Deinem lieben Pflegevater einzuſprechen. Nicht wahr, das war vernünftig; bereu's auch durchaus nicht.

Der liebe gute Mann nahm mich als den Freund ſeines Herzens=Söhnchens mit offenen Armen auf. Meine Abſicht war nur ein Paar Stündchen mit ihm zu verplaudern und dann wieder im Galopp davon zu jagen — ich hatte meines Vaters Fuchſen bei mir, ein Paar treffliche Thiere! — allein daraus wurde nichts. Ohne Weiteres ließ der Pfarrer meine Siebenſachen aus dem Dorfhotel holen und erklärte mir, ich müſſe wenigſtens bis Morgen bei ihm bleiben, um heute Abend auch ſeinen Freund, den Juſtizrath Werner, kennen zu lernen.

Meine Gegenvorſtellungen halfen alle nichts: Du kennſt ihn ja, wie er in ſeiner gutmüthigen Dringlichkeit unüberwindlich iſt. Ich ergab mich ſonach in mein Geſchick und blieb. Und hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre noch viel lieber geblieben. Doch Alles der Ordnung nach.

Daß wir nun Kaffe tranken, Cigarren rauchten, von Dir ſprachen, das ſiehſt Du Alles wie hingemalt. Doch muß ich nebenbei ſagen, wie es meinen Ohren recht wohl that, den guten Mann mit ſo wahrhaft väterlicher Liebe und Sorge von Dir ſprechen zu hören. Es iſt eine ſüß=

klingende Muſik, von dem Freunde aus einem dritten Munde Gutes zu hören. Nun, das weiß Jedermann, alſo weiter! Nachdem dieſes Kapitel nicht eben erſchöpft — dieſes Compliment wäre unfein — aber doch gehörig durchgeſprochen war, hatte ſich, um dichteriſch zu reden, die Sonne bereits ziemlich tief geſenkt und bald mußte ihre ſtrahlende Helle durch ein trauriges Talglicht erſetzt werden, oder kurz geſagt, es war Nacht. Und nun, ſagte der Pfarrer, iſt es Zeit, daß ich Sie zu meinem Freunde führe.

Wir wanderten aus dem Dörfchen hinaus einem, wie ich erſt des andern Tages ſah, höchſt niedlichen Häuschen zu. In dieſes traten wir ein, ſtiegen die Treppe hinauf und öffneten das Wohnzimmer. Schon die regelmäßig viereckige Form des Zimmers, das weder zu klein noch zu groß, weder zu hoch noch zu niedrig iſt, ſo wie die ganze paſſende Einrichtung deſſelben macht auf den Eintretenden den angenehmſten Eindruck von Behaglichkeit: man meint nicht zum erſten Mal, nein ſchon unendlich oft und gern über dieſe Schwelle gekommen zu ſein. Aber freilich nach dieſen allgemeinen Bemerkungen bleibt der Blick auf dem Lichtpunkt des Zimmers, das heißt: wo eben das Licht ſteht, ruhen. Das Licht aber ſtand auf einem kleinen runden Tiſch vor dem Sopha; um denſelben gruppirt war ein junges Mädchen in ſchwarzer Kleidung von ſiebenzehn bis achtzehn Jahren, neben ihr ein kleines vierjähriges Schweſterchen, dem ſie aus einem Bilderbuch zu erzählen ſchien und endlich ein etwa achtjähriger braungelockter Knabe, der mit Schreiben beſchäftigt war und nebenbei auch auf die anmu=

thigen Erzählungen der Schweſter lauſchte. Gewiß ein Bild der lieben Häuslichkeit für den Pinſel eines Oſtade.

Unſer Eintritt, wenigſtens der meinige, überraſchte das Trio ein wenig. Allein da ſie den lieben Freund des Hauſes erblickten, waren ſie alle Drei voll unbefangener Freude. Die Kleinen ſprangen ſogleich fort, den Vater herbei zu holen, während Maria, die älteſte Schweſter, uns auf's Freundlichſte Sitze anbot.

Die Ueberraſchung war jetzt ganz auf meiner Seite, denn Dein Pflegevater hatte mir, vielleicht aus ein wenig Schelmerei, vielleicht auch aus Gleichgültigkeit, denn ſolche Dinge ſind im ſechszigſten Jahre etwas minder wichtig als im dreiundzwanzigſten, kein Sterbenswörtchen davon geſagt, daß ſein Freund Werner Familie, geſchweige ein ſo feines Töchterchen habe.

Indeſſen erſchien der Juſtizrath. Die Kinder wurden an einen Nebentiſch und am Ende in's Bett verwieſen. An dem runden Tiſchchen blieb von der vorigen Gruppe nur noch die Hauptperſon, die liebenswürdige Maria, zurück, und bald war ein allgemeines, heiteres Geſpräch eingeleitet, an welchem Maria mehr durch bedeutende Blicke und durch ſanftes Lächeln, als durch Worte Theil nahm, ſo ernſtlich ich mich auch bemühte, ſie in die Unterhaltung zu ziehen. Das Wenige aber, was ſie ſprach, war ſo vernünftig, ſo nachdenkſam und ſo jungfräulich zart, daß es kein Wunder war, wenn man gern mehr aus ihrem ſchönen Munde gehört hätte.

Aber was treibe ich! Ich wollte Dir ja eigentlich von

Deines Pflegevaters Freund erzählen und habe nun faſt über der Tochter den Vater vergeſſen. Der Juſtizrath iſt ein Biedermann: dies drückt ſich in ſeinem Aeußern, in ſeinen Worten, ja ich möchte ſagen in allen ſeinen Bewegungen aus. Aber das freundlich Zuvorkommende, das einem das Herz gleich gefangen nimmt, das hat er nicht. Auch giebt er ſich nicht auf den erſten Augenblick ſo ganz ohne Rückhalt hin. Ich glaube, daß er ein ſehr treuer Freund ſein kann, wie er es Deinem Pflegevater auch iſt, aber daß man ſein Vertrauen erſt erworben haben muß. Dir wird es nicht fehlen, Du wirſt für ihn taugen, Du biſt ernſt und vernünftig genug; ich wäre zu leichtſinnig, zu geſchwätzig für ihn. Indeß ſprach er ſelbſt viel und intereſſant; er iſt ein geſcheidter Mann und hat die Welt und namentlich die ſtaatlichen Einrichtungen derſelben ſchon von verſchiedenen Seiten beobachtet und durchdacht.

Der Abend flog ſchnell dahin und bald war es Zeit zur Heimkehr. Der Pfarrer und ich wollten aufbrechen, allein der Juſtizrath gab es nicht zu, indem er in guter Laune ſagte: wir ſind jetzt ſo traulich beiſammen, warum ſchon uns trennen? Dann wandte er ſich lächelnd gegen ſeine Tochter: „Wie ſteht's Maria, Du biſt ja eine gute Wirthin, kannſt Du Deine Abendtafel nicht ſo einrichten, daß unſer lieber Pfarrer und ſein Gaſt auch noch ein Plätzchen daran finden? Hold erröthend erwiederte munter das Mägdlein: „Warum nicht, lieber Vater, beſonders wenn die Herren ſtatt leckerm Appetit viel Genügſamkeit mitbringen!“ — „Nun, ich denke, Maria,“ rief Dein Pflegevater darein, „Du

kennſt mich nicht gerade als ein Leckermaul, und was meinen jungen Freund betrifft, ſo wird ihm die angenehme Wirthin das ländliche Mahl verſüßen; an meinem Tiſch hätte er ſich das Eine ohne das Andere gefallen laſſen müſſen." Daß Dein Freund ſeinen ganzen Vorrath von Galanterie aufbot, um dieſe Worte, die ihm aus der Seele geſprochen waren, auf die artigſte Weiſe zu beſtätigen, begreifſt Du wohl, und ſo war der Handel bald abgeſchloſſen und das Nachteſſen im Pfarrhaus abgeſagt.

Nicht mit ängſtlicher Haſt eilte jetzt Maria in die Küche, um den Speiſezettel zu verändern, nein, erſt nach einiger Zeit und mit aller Ruhe ohne widerliches Hin- und Herjagen gab ſie ihre Befehle oder legte wohl auch ſelbſt mit Hand an's Werk, denn ſie blieb ein halb Stündchen aus. Dann erſchien ſie wieder mit derſelben Ruhe, wie ſie uns verlaſſen hatte und mit einem ſchneeweißen Tiſchtuch und Servietten, deckte den Tiſch ſelbſt auf's Sorgfältigſte und ließ dann die Suppe hereinbringen, indem ſie uns mit einnehmender Freundlichkeit bat, den Theetiſch mit dem Eßtiſch jetzt zu vertauſchen.

Es war ein einfaches, aber vortreffliches Mahl.

Daß ſie keine Fleiſchſpeiſen vorſetzen konnte, darüber glaubte ſich Maria nur beim fremden Gaſt entſchuldigen zu müſſen; der Pfarrer war ſelbſt von der Unmöglichkeit überzeugt. Aber wie gern vergaß dieſen etwaigen Mangel der fremde Gaſt in einer ſo angenehmen Umgebung! Als Nachtiſch brachte ſie noch ſchönes Obſt, Anisbrod und Kümmellikör herbei und nie glaubte ich vorzüglicher geſpeiſt zu haben.

Ja, mein lieber Hermann, ich kann Dir verſichern, Dein Grünthal hat durch dieſe treffliche Familie eine Zierde gewonnen, wie Du Dir ſie gar nicht denken kannſt! Hat Dich indeſſen nicht Dein lieber alter Pflegevater, nicht Dein treuer Jugendfreund in's Heimathland zurückgezogen, ſo ſollten es jetzt wenigſtens die neuen Anſiedler thun! — Hat Dir denn der Pfarrer noch gar Nichts von ihnen geſchrieben und biſt Du denn gar nicht neugierig, ihre Bekanntſchaft zu machen? Der Vater wird, dafür ſtehe ich, Deinem Verſtand trefflich behagen, aber vor der Tochter nimm Dein Herz in Acht: ſo vernünftig Du auch biſt, es könnte Dir hier doch einen Streich ſpielen. Glaube deßwegen aber nicht, Maria ſei ſchön — es fällt mir jetzt eben ein, daß ich Dir noch gar Nichts von ihrem Aeußern geſagt habe. Sie iſt nicht, was man eigentlich ſchön heißen kann. Ihre Figur iſt mehr klein als groß, aber zierlich gebaut, und ihr Geſicht, ein liebliches Oval, zeichnet ſich weniger durch regelmäßige Züge als durch Freundlichkeit und einen bedeutſamen Ausdruck aus. Dazu mögen denn freilich ihre großen blauen ausdrucksvollen Augen, von auffallend langen und dunkeln Wimpern überſchattet, das Meiſte beitragen. Dieſe blauen Augen ſind ſo ſchön, wie ich noch nie ähnliche geſehen habe, und paſſen vollkommen zu der reinen weißen Stirne und den dunkeln glänzenden Haaren. Dem ganzen Weſen Maria's iſt eine Ruhe, eine Würde möcht' ich ſagen, aufgeprägt, wie man ſie gewöhnlich nur bei ältern Perſonen findet und die ihr, die ſchon ſo frühe die Pflichten einer Mutter und Hausfrau übernehmen mußte, ganz be-

ſonders gut anſteht. Dabei hat ſie etwas kindlich Frohes, das ihr vernünftiges Betragen weder ſteif noch affektirt erſcheinen läßt.

Doch was bemühe ich mich ſo viel mit Beſchreibungen: komm, ſieh und ſiege! und dann will ich Dein fröhlicher Brautführer werden.

Erſt gegen Mitternacht wurde die Tafel aufgehoben und vergnügt wanderten wir dem Pfarrhauſe zu, ich mit der beſtimmten Abſicht, Morgen vor Tag das gaſtfreundliche Grünthal zu verlaſſen. Allein eine Nacht ändert oft viel. Als ich ziemlich ſpät des Morgens erwachte, fiel es mir ein, daß es doch höchſt nothwendig ſei, heute dem Juſtizrath noch einmal für die freundliche Aufnahme, die er einem Fremden gewährt hatte, zu danken. Ich entſchloß mich alſo immerhin noch ein Paar Stündchen zu bleiben und kaum bedurfte es des freundlichen Zuſpruchs Deines lieben Pfarrers, mich noch bis nach Tiſch aufzuhalten. Um elf Uhr begab ich mich zu den neuen Freunden. Maria war überraſcht, mich, den ſie über Berg und Thal ſich dachte, noch hier zu ſehen, doch ſchien's mir, es war ihr nicht unangenehm; auch ihr Vater kam mir freundlich entgegen. Die Kinder, die ich geſtern nur ſo flüchtig geſehen hatte, lernte ich jetzt erſt recht kennen: ſie waren gleich ganz zutraulich und bekannt. Edwin iſt ein ſchöner lebhafter Knabe und das kleine Julchen ein wunderliebliches naives Kind. Aber die Art, wie Maria die Kleinen behandelt und mit welcher Liebe ſie an ihr hängen und ihr Gebot achten, iſt wirklich einzig! Eine ſo jungfräuliche Mutter oder mütterliche Jung=

frau iſt doch etwas überaus Schönes und Achtungswürdiges, und ſchied ich geſtern Abend nur mit dem Eindruck von Maria's Liebenswürdigkeit, ſo verließ ich ſie heute erfüllt von reiner Hochachtung. Ihr irgend Etwas zu ſagen, das nur entfernt einer Schmeichelei gleich geſehen hätte, wäre mir rein unmöglich geweſen und hätte mich in meinen eigenen Augen tief erniedrigt. Aber mit Herzlichkeit bot ich ihr die Hand, als endlich doch der Abſchied kommen mußte, und bat ſie, faſt gerührt — und das kommt, wie Du weißt, nicht allzu oft an mich — dem fremden Gaſt ein freundliches Andenken zu bewahren. Mehr ihre Augen als ihre Lippen verſprachen es. Der Juſtizrath lud mich dringend ein, auch die Rückreiſe wieder über Grünthal zu machen und nochmals Pfannkuchen mit ihnen zu ſpeiſen. Ich ſagte es nur unbeſtimmt zu und — habe es nicht gethan. Meine Geſchäfte führten mich einen andern Weg, und ich glaube, es war gut ſo. Auch der Abſchied von Deinem lieben Pflegevater that mir weh; es iſt doch ein gar lieber edler Mann.

Ich fuhr nun nach dieſer idylliſchen Epiſode raſch meinem Ziele zu, das ziemlich proſaiſch war und mit dem Dich zu langweilen ich mich wohl hüten werde. Ueberhaupt haſt Du jetzt den Rahm von der Milch, darum bleibt die übrige Dir zugedachte Reiſebeſchreibung wohl in der Feder, und es werden Dir hiemit nur noch die herzlichſten Grüße geſagt von

Deinem Julius.

Zweiundzwanzigſter Brief.

Emilie an Maria.

Liebſte, theuerſte Maria.

Dem gemiſchten Inhalt Deines letzten lieben Briefes bin ich treulich auch mit gemiſchten Empfindungen gefolgt, und habe bald mit der Weinenden geweint, bald, und das noch viel lieber, mit der Fröhlichen mich gefreut. Auch die liebe Mutter haben Deine Berichte tief bewegt und ihre innigſte Theilnahme hervorgerufen, und der Wunſch, Dich, Du liebe gute, verwaiste Freundin, noch bei uns zu haben und beſonders an dieſem Tag bei uns gehabt zu haben, erfüllte uns lebhafter als je! Indeſſen muß man ſich in das Unabänderliche beſtmöglichſt zu ſchicken ſuchen und ſich mit der Hoffnung des Wiederſehens tröſten!

Seit ich Dir das letzte Mal geſchrieben habe, meine geliebte Maria, iſt eine bedeutende Veränderung mit mir vorgegangen. Du ſiehſt mich mit großen Augen an! Ja denke nur, ich bin mit einem Mal vom Kind zum Fräulein vorgerückt, d. h. in die Abendgeſellſchaften der Frau von Peters aufgenommen worden.

Du weißt, daß dieſe geiſtreiche und liebenswürdige Dame in jeder Woche einen Abend eine ausgewählte Geſellſchaft bei ſich empfängt. Die jungen Leute, die gewürdigt werden, dahin zu kommen, ſchätzen ſich glücklich, um der angenehmen Unterhaltung willen, die theils in Muſik, theils in witzigen Geſellſchaftsſpielen, Tableaux u. ſ. w. beſteht. Aber auch die Eltern ſind erfreut darüber, weil ſie überzeugt ſind, daß ihre Söhne und Töchter nirgends beſſer und an=

genehmer als hier, diejenigen Eigenſchaften lernen können, die vielleicht nicht weſentlich zum Lebensglück, aber auf jeden Fall eine erwünſchte Beigabe eines gebildeten Menſchen ſind: nämlich Lebensart, feine Umgangsſitte, überhaupt gewandtes, gefälliges Benehmen.

Aus dieſen Gründen nahmen auch meine lieben Eltern die Einladungskarte, die vor drei Tagen für Deine Freundin auf geſtern Abend einlief, gerne an. Aber ach, es war eine Schule, ja wohl eine Kreuz- und Leidensſchule für ſie! Doch höre nur weiter! Das wichtige Ereigniß rief ſogleich, denn ich bin ja ein Mädchen, eine ſehr ernſthafte Sorge hervor, nämlich die heidniſche: womit ſollen wir uns kleiden? Zwar wenn nur höchſtens zwei brauchbare Kleider zu ſo erhabenem Zweck ſich im Schranke befinden, ſollte die Wahl nicht allzu ſchwierig ſein. Dennoch ſchwankte die große Zeitfrage ziemlich lange zwiſchen Weiß und Gefarbt, da erſchien Emma Leer, die auch geladen war, und entſchied für's erſte. Ein weißes Kleid alſo und ein himmelblaues Leibband ſchmückten Deine Freundin, und als ihr auch eine dergleichen blaue Schleiſe auf der Seite neben den blonden Locken ſaß, war ſie bei ihrem letzten Blick in den Spiegel recht wohl mit ſich zufrieden.

Bis dahin ging Alles gut, denn ſich zu putzen ſoll, ſagt man, ein natürliches Talent der jungen Mädchen ſein, und dieſes Studium erfordere deßwegen nicht die größte Mühe. Allein je näher die erwartete Stunde heranrückte, je ſtärker klopfte das kleine Herz — nicht etwa aus Freude, nein, aus purer Angſt, und wahrlich nicht umſonſt. Denn ach, wie

war mir beim Eintritt in den prächtigen, glänzend erhellten Salon, der von ſo vielen ſchönen Herren und Damen wimmelte! Tauſend Stunden wäre ich lieber davon entfernt geweſen. Endlich faßte ich Muth, machte der Frau des Hauſes einen artigen Knix und flehte mit den demüthigſten Blicken rechts und links ein und anderes bekanntes Mädchengeſicht um Erbarmen an. Dieſe, zum Ruhm ſei es gemeldet, weideten ſich nicht an meiner Angſt, ſondern nahmen ſich meiner großmüthigſt an, ſo daß meine Seelenſtärke mit Rieſenſchritten wuchs und ich ſchon ohne Herzklopfen den Thee zu trinken hoffte. Aber da ereignete ſich ein bedeutendes Unglück. In etwas weitem Kreis am Tiſche ſitzend, mußte ich die Taſſe in der Hand halten, während ich trank. Ich wollte dies auf's Zierlichſte thun, allein der ſilberne Löffel verlor das Gleichgewicht und fiel mit großem Lärmen zu Boden. Schnell bückte ich mich, um ihn faſt noch im Fallen zu erhaſchen, da ſprang ein halbes Dutzend galanter Herren gleichfalls herbei, und ſo entſtand ein Allarm, daß ich heute noch nicht begreife, welcher gute Genius es verhütete, daß ich nicht in der allergrößten Verlegenheit die volle Taſſe über das ſchöne weiße Kleid und das blaue Leibband gegoſſen habe. Gottlob, es geſchah nicht — aber male Dir die ſpöttiſchen Geſichter im ganzen Kreis! Ich wenigſtens habe ſie mir gemalt; ob ſie in der Wirklichkeit exiſtirten, weiß ich nicht zu ſagen, denn eine Viertelſtunde lang wagte ich nicht mehr, den in tiefer Scham geſenkten Blick zu erheben.

Das war aber nur das Vorſpiel zum großen Drama, oder ſoll ich's Tragödie nennen?

Als der Thee getrunken war und ſich meine Lebensgeiſter nach dieſem Schrecken wieder einigermaßen erholt hatten, ging erſt die wahre Noth an. Geſellſchaftsſpiele wurden vorgeſchlagen, aber nicht etwa ſo kindiſche, wie wir ſie bisher getrieben hatten, wie z. B.: wie lieben ſie es, oder wie gefällt dir deine Nachbarſchaft u. ſ. w., nein, lauter ſinn- und geiſtreiche. Da ſollte man bewandert ſein in der griechiſchen Götterlehre, in der Geſchichte und Völkerkunde, in der Geographie, und Gott weiß in was Allem. Ach welch ein Unglück, denn von all dieſen ſchönen Dingen weiß ich Aermſte ſo viel als nichts. Kein Wunder, daß mir dieſe Unterhaltungen nicht Spiele, ſondern der fürchterlichſte Ernſt zu ſein däuchten, und ſchon die Vorbereitungen dazu erklärten mir mit einem Mal die Examenſcheu unſerer jungen Herren. Während es mir bald kalt, bald heiß vor Angſt war, entging dennoch meinem weiblichen Scharfblick nicht, daß auch einer und der andern meiner kleinen Nachbarinnen es etwas unheimlich zu werden anfing, und dieſe Entdeckung hob meinen tief geſunkenen Muth wieder — nicht aus Schadenfreude, aber es iſt doch ſüß, Leidensgefährten zu haben, wär's auch nur in der Unwiſſenheit!

Endlich nach langem Berathen kam's zum Spiel. Aber die galanten Herren ſollen leben! Hatte mir ihre übergroße Gefälligkeit auch beim Löffelunglück den Angſtſchweiß ausgepreßt, ſo war ich doch hoch beglückt, als ſich jetzt einer derſelben des Neulings erbarmte, ſich zu mir ſetzte und mir glücklich und ſo unvermerkt durchhalf, daß ich mit allen Ehren, ja flott beſtand. Ein oder zwei gute Einfälle hatte

ich auch ſelber, und als einmal die erſte Noth vorüber war, wurde ich ganz keck und brachte meine Witzlein an, die meinem Nachbar beſonders wohl gefielen. Du möchteſt gern hören, wie der Edle geheißen? Ja das geht nicht ſo geſchwind! Rathe nur und zerbreche Dir Dein Köpflein, das nächſte Mal ſollſt Du es dann erfahren.

Da nun aber nicht jede der jungen Damen ſo glücklich war, einen ſo gefälligen Nachbar zu haben und ſich bei mancher eine kleine Verlegenheit kund gab, ſo wurde beſchloſſen, daß man für's nächſte Mal etwas vorbereiteter erſcheinen ſolle. Dieſem Beſchluß zu Folge wurden z. B. mehrere Titel von allgemein bekannten Opern und Theaterſtücken aufgeſchrieben, unter einander gemiſcht und an die einzelnen Perſonen der Geſellſchaft ausgetheilt, mit der Aufgabe, daß Jedes die hiſtoriſchen Notizen des dem Stücke zu Grunde liegenden Inhalts ſchriftlich oder mündlich der Geſellſchaft mittheilen müſſe. So erhielt ich: Coriolan. Welch eine Arbeit für mich, die Unbewanderte, in der römiſchen Geſchichte! Andern fiel die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Egmont, Maſiniſſa u. ſ. w. zu.

Der Abend war endlich vorüber gegangen, wie eigentlich unſer ganzes Leben — unter Furcht und Hoffnung, und als ich gegen 11 Uhr mit unſerm alten Johann und ſeiner Laterne nach Haus trippeln wollte, meinte der Herr Nachbar, es wäre doch ſicherer, wenn er, als der Dritte im Bunde, mich auch geleitete. Was wollte ich machen? Ich ließ es geſchehen, und ſo wohl geleitet kam ich dann glücklich in der Heimath an. Des Nachts ſummten mir die

Geſtalten von geſtern noch ein wenig im Kopf, aber dieſen Morgen ſtund ich raſch und behende wie ſonſt auf, und jetzt kommt mir Alles faſt wie ein Traum vor, über den man ſich halb freut, halb ängſtigt.

Bei Dir, geliebte Maria, an Deiner Seite wäre es doch beſſer als in der ſchönſten Geſellſchaft. Doch das iſt vorbei!

Leb' wohl, meine Herzensfreundin. Laß bald Angenehmes von Dir hören

Deine Emilie.

Nachſchrift. Bald hätte ich vergeſſen, Dir zu ſagen, daß ich nicht ermangelte, dem Hanſel die ihm erwieſene Ehre zu vermelden. Aber denke, welcher Undank: er erwiederte nicht nur nichts darauf, ſondern ließ im Gegentheil deutlich merken, daß ihm das neulich von Julchen verſprochene, wiewohl nicht erhaltene Stück Zucker viel lieber geweſen wäre. Eine niedrige Natur!

Dreiundzwanzigſter Brief.

Maria an ihre Tante Eliſe.

Geliebte Tante.

Während meine Waſch auf dem Boden zum Trocknen hängt — denn leider war ich mit der Witterung nicht ſo glücklich als ich es wünſchte — benütze ich dieſe Ruhezeit, um Dir, liebe Tante, Einiges zu erzählen.

Mich genau an Deine Vorſchrift haltend, und ſo viel als möglich ſelbſt dabei gegenwärtig, ging das Waſchen gut von Statten. Nur bemerkte ich, daß die mir von des Pfar-

rers Haushälterin empfohlenen Wäſcherinnen zwar pünktlich, aber nicht ſo flink wie diejenigen in der Stadt arbeiten. Ich werde deßhalb in Zukunft eine Perſon weiter, d. h. drei ſtatt zwei nehmen müſſen. Da aber auch der Lohn hier geringer iſt, ſo wird es ſich dadurch wieder gleich ſtellen.

An dem Tag, an welchem ich mit Katharine das Einſeifen der Waſch ſelbſt beſorgte, kam ich gegen Abend, durch dieſe Arbeit ziemlich vernachläſſigt in meiner Kleidung, von der Waſchküche in's Wohnzimmer zurück. Ei, dachte ich, was ſoll ich mich heute noch umkleiden, iſt doch der Tag bald hin! Plötzlich fiel mir ein, wie die geliebte Mutter nie auch nur eine Stunde lang in unordentlichen Haaren oder in unpünktlicher Kleidung ſich ſehen ließ. Dieſen Beweis von Achtung, ſagte ſie, iſt man nicht Fremden, die etwa noch kommen könnten, ſondern ſich ſelbſt und ſeinen Hausgenoſſen ſchuldig. In dieſem Gedanken half ich nun wie der Wind meiner Unordnung ab und ſetzte mich dann ganz vergnügt zu den lieben Kindern.

Mit Eintritt der Nacht erſchien unſer gewöhnlicher Abendbeſuch, der liebe Pfarrer, aber diesmal in Geſellſchaft eines jungen Mannes, den er uns als einen Herrn Julius Lindtheim, einen Freund ſeines Pflegeſohns, vorſtellte. Aufrichtig geſtanden war ich nun doppelt froh, meiner Bequemlichkeit nicht nachgegeben zu haben.

Die Herren unterhielten ſich gut zuſammen, und endlich lud der liebe Vater ſie gar ein, bei uns zum Abendeſſen zu bleiben. Das war mir denn doch ein kleiner Schrecken, denn meine Küche war gerade an dieſem Tage ſehr ein=

fach beſtellt. Ich hatte eigentlich im Sinn gehabt, mit den Mädchen nur Kartoffeln und Butter zu eſſen und für den lieben Vater ein wenig Apfelbrei zu kochen, was er gerne ißt. Anmerken ließ ich mir jedoch nichts, ſondern beſann mich ſchnell, was jetzt zu thun ſei, und eilte dann hinaus, um die frugale Mahlzeit noch durch Pfannkuchen und Salat zu vervielfältigen. Die Herren ſchienen ganz wohl zufrieden und ſetzten ihre heitern Geſpräche bis gegen Mitternacht fort. Herr Lindtheim beſuchte uns auch den andern Tag noch ein wenig, und verſprach halb und halb, auf ſeiner Rückreiſe abermals Pfannkuchen bei uns zu ſpeiſen. Es iſt ein recht angenehmer junger Mann, mit offenem Herz und Sinn. Sein Freund, des Pfarrers Pflegeſohn Hermann Jäger, an dem der liebe Pfarrer mit Vaterzärtlichkeit hängt, ſcheint, der Beſchreibung nach, weniger heiter, mehr ernſthaft zu ſein. Er wird auf den Frühling hier erwartet in Begleitung eines jungen Herrn von Strahlenau. Der Pfarrer freut ſich ungemein auf dieſen Beſuch.

Dieſe kleine Unterbrechung unſers gewöhnlichen Stilllebens war aber nicht die einzige. Wir waren auch einmal in der Oberamtsſtadt. Obwohl der liebe Vater die perſönliche Bekanntſchaft des Präceptors, zu welchem Edwin kommen wird, ſchon im Pfarrhaus gemacht hatte und die vortheilhafte Schilderung des Pfarrers von ihm ganz beſtätigt fand, ſo wünſchte er doch auch die Frau und die Einrichtung des Hauſes, wenn auch nur mit flüchtigem Blick, zu prüfen, ehe er ſein liebes Kind derſelbigen übergeben ſollte. Dieſer Wunſch war eine Hauptveranlaſſung zur Reiſe. Da=

neben hielt er es für nöthig, auch noch einige andere Beſuche zu machen. Der Oberamtsrichter iſt ein Univerſitätsfreund des lieben Vaters und hatte nicht ſo bald erfahren, daß wir in Grünthal angekommen ſeien, als Einladung auf Einladung erfolgte. Auch den Oberamtsarzt wollte der Vater kennen lernen und ſonſt noch Mehreres beſorgen. Er wünſchte, daß ich ihn begleiten möchte, was ich natürlich ſehr gerne that. Halb verfehlt war jedoch unſere Reiſe, in ſo fern wir den Herrn Präceptor und ſeine Frau, die zur Hochzeitfeier einer Schwägerin verreist waren, nicht trafen. Dieſer Umſtand war freilich ſehr bedauerlich, allein die Freundlichkeit und Manierlichkeit des Dienſtmädchens, ſo wie das reinliche Hauweſen machte uns doch einen ganz guten Eindruck, und der liebe Vater meinte, dies ſeien unverkennbare Merkmale einer guten und geordneten Hausfrau und ſprechen ihr das unpartheiiſte Lob.

Der Oberamtsrichter und ſeine Frau nahmen uns mit vieler Herzlichkeit auf. Es ſind auch zwei erwachſene Töchter da, die ſich mir ſogleich freundlich näherten. Mathilde, die jüngere, gefiel mir beſonders wohl, die ältere Schweſter Bertha kam mir ein wenig eitel und affektirt vor.

Das Städtchen ſelbſt iſt recht freundlich, auch kann man faſt alle Bedürfniſſe gut und billig daſelbſt haben.

Aber auch in unſerm eigenen Dörfchen habe ich indeſſen einen Schatz entdeckt, der mich ganz außerordentlich freut.

Gleich in den erſten Tagen unſers Hierſeins bemerkte ich im Dorf ein kleines Haus, das ſich durch Reinlichkeit und Niedlichkeit auszeichnete, an welchem aber alle Läden

geſchloſſen waren. Der Pfarrer ſagte mir, daß es von einer Frau Doktor Berthold und deren Tochter bewohnt würde; er bedauerte, daß dieſe brave Frau auf mehrere Monate zu einem Sohne verreist ſei, weil der Umgang der Mutter und Tochter für mich gewiß ſehr wünſchenswerth wäre. Dieſe ſind nun zurückgekehrt und der liebe Pfarrer machte mich ſogleich mit ihnen bekannt. Die Mutter iſt eine liebe, freundliche Frau. Die Tochter, einige Jahre älter als ich, iſt auch freundlich, aber ſie hat etwas Ernſtes, Zurückhaltendes, ſo daß man ſich auf den erſten Augenblick mehr zu der Mutter als zu der Tochter hingezogen fühlt. Beide ſcheinen ſehr religiös zu ſein. Sie luden mich ein, recht oft zu ihnen zu kommen und auch ſie wollen mich beſuchen. Dieſe neue Bekanntſchaft iſt mir natürlich äußerſt willkommen, da ich mich bisher doch ſo gar allein und vereinzelt gefühlt habe. Meine liebe Emilie erfreut mich wohl zuweilen durch ihre lieben, heitern Briefe, aber das iſt doch immer nur ein kleiner Erſatz für die Entbehrung ihres lieben Umgangs.

Du weißt nun, liebe Tante, alle meine kleinen Erlebniſſe. Darf ich auch bald auf ein liebes Briefchen von Dir hoffen? Gewiß!

Lebe wohl! Vater und Geſchwiſter grüßen Dich herzlich mit mir. Ganz

Deine dankbare Nichte

Maria.

Vierundzwanzigſter Brief.

Hermann Jäger an den Pfarrer von Grünthal.

Mein geliebter Pflegevater.

Mit wahrer Beruhigung vernahm ich Ihre letzten Nachrichten, die mir nicht nur die erfreuliche Verſicherung Ihres Wohlbefindens gaben, ſondern mir auch Ihr freundliches Verhältniß mit der Werner'ſchen Familie ſchilderten. Ueberdies hat unlängſt mein Freund Lindtheim, für deſſen gaſtfreundliche Aufnahme ich Ihnen herzlich danke, mir gar vieles Angenehme hierüber erzählt. Er war höchlich erfreut, von Ihnen, mein verehrter, väterlicher Freund, ſich ſo gütig empfangen und durch Sie mit der liebenswürdigen Familie bekannt gemacht worden zu ſein. Hat es mich ohnehin ſchon längſt herzlich verlangt, auch einmal wieder meine Heimath zu ſehen, ſo müſſen dieſe reizenden Beſchreibungen nur dazu beitragen, meinen Wunſch noch lebhafter zu machen. Allein wenn ich hier meine Freundespflicht vollkommen erfüllen will, iſt die Ausſicht doch noch nicht ſo ganz nahe, und, aufrichtig geſtanden, es knüpfen ſich auch hier immer feſtere Bande, die mich an den Abſchied nicht ohne Wehmuth denken laſſen. Die Dankbarkeit gegen die Baronin, und wohl auch gegen den kranken Verwalter ſelbſt, waren anfänglich die einzigen Gründe, die mich zum Hierbleiben beſtimmten. Den Verwalter kannte ich als einen ſehr biedern, ehrlichen Mann und als einen vollkommen tüchtigen Landwirth. Gegen mich betrug er ſich jeder Zeit zuvorkommend und gefällig, aber wir ſprachen ſelten mehr und anders mit einander, als was zur Arbeit gehörte. Jetzt erſt auf ſeinem langen und

beſchwerlichen Krankenlager, bei welchem ich mir es zur beſondern Pflicht gemacht habe, ihn oft zu beſuchen, erſchließt ſich mir das vortreffliche Gemüth dieſes Mannes und ſein tief religiöſer Sinn, der in ihm unter den wilden Stürmen des Lebens geboren wurde. Er beſitzt keine gelehrte, ja nicht einmal viel allgemeine Bildung, ſelbſt ſeine ökonomiſchen Kenntniſſe ſind meiſt auf dem Felde der Erfahrung geſammelt worden, und erſt ſpäter hat er ſich auch die Theorie zu Nutzen zu machen geſucht. Aber er hat ſich gewöhnt, in der heiligen Schrift und in ſeinem Herzen ſeinen Gott zu ſuchen und zu finden, und das hat ſein Weſen geläutert und veredelt und bewahrt ſein Benehmen vor jeder rohen und ungebildeten Aeußerung. Ach, wie verkehrt iſt es doch, wenn die Bildung, auch die äußere, nur immer von *außen* an den Menſchen hingebracht werden will; von *innen* muß ſie kommen, wenn ſie rechter Art ſein ſoll. Der wahre Chriſt, der in der Tiefe ſeines Herzens ſich ſelbſt kennen und ſeine Mitmenſchen als Kinder *eines* Vaters lieben gelernt hat, iſt demüthig, mitleidig, wohlwollend, und deßwegen gewiß auch freundlich, gefällig, aufopfernd, nicht aus ſogenannter Lebensart, nein, aus herzlicher Liebe, und wie ganz anders iſt das! Der Verwalter war nicht ſo glücklich, durch eine ſorgfältige Erziehung oder durch eine kräftige Leitung von den gewöhnlichen Verirrungen der Jugend zurückgehalten zu werden. Sein lebhaftes Temperament bildete den Keim der Sünde frühzeitig in ſeinem Herzen aus und er trug ihm üble Früchte. Eine Neigung zu einem jungen Mädchen, von der er ganz eingenommen wurde, rettete ihn zwar von äußern

Unordnungen, entfremdete ihn aber immer mehr von Gott. Sie wurde ſein Ideal, ſein Alles. Da entdeckte er ihre Untreue! Wuth und Verzweiflung traten an die Stelle ſeiner Liebe und er war nahe daran, zum Mörder zu werden, aber der barmherzige Gott hat kein Gefallen am Tode des Gottloſen, ſondern daß er ſich bekehre und lebe. Als er ausgegangen war, ſeinen Nebenbuhler zu erſchlagen, verfehlte er in ſeiner Leidenſchaft den Weg und fiel in einen tiefen Abgrund. Erſt nach mehreren Stunden entdeckt und für todt in's nächſte Dorf gebracht, wurde er hier, bewußtlos und lebensgefährlich verwundet, der Pflege des Wundarztes übergeben. Viele Wochen lang mußte er auf dem ſchmerzhafteſten Krankenlager ausharren. Ein Geiſtlicher nahm ſich ſeiner an, nach Leib und Seele. Es war, was er erſt ſpäter erfuhr, der Bruder ſeines Todfeindes. Er genaß endlich, aber nicht nur von ſeinen Körperleiden — viel Größeres war an ſeiner Seele geſchehen. Er hatte ſeine Schuld erkennen und Barmherzigkeit ſuchen lernen. Er dachte jetzt nicht mehr daran, was ihm Böſes widerfahren, ſondern nur, was er Böſes gethan hatte; er wollte von keiner Rache mehr hören, ſondern nur von Gnade für ſich und Andere.

Als er von ſeinem Schmerzenslager zum erſten Mal wieder in die Natur hinaus trat, ſchien ihm Alles neu: des Himmels Blau, des Waldes Grün, die ganze Schöpfung, er ſich ſelbſt. In tiefer Anbetung und Beugung hätte er mögen die ganze Welt umarmen. Verſöhnt und verſöhnend warf er ſich nieder vor dem Gott, der ſein Herz neu gemacht hatte und dem er ganz es zu weihen heilig gelobte. So aber

blieb's nicht. Mit dem Steigen der körperlichen Kraft ſank die Begeiſterung und die alten Tücken tauchten auf. Vergeben ſchien ihm Schwäche, treue Liebe zu ſeinem Erlöſer Aberglauben, frommer Wandel finſtere Kopfhängerei. Er wollte zurück in ſein voriges Leben, aber er konnte nicht mehr. Es hielt ihn Etwas, ein Stachel in ſeinem Gewiſſen: er vermochte nicht mehr mit Freuden zu ſündigen. Ein jahrelanger ſchmerzlicher Kampf entſtand in ſeiner Seele, aber die Gnade Gottes ſiegte in ihm. Ununterbrochene Arbeit, ſtrenges Beobachten ſeiner ſelbſt und vor Allem anhaltendes und ernſtliches Gebet waren und ſind ſeine Schutzmittel vor Rückfällen. Er wurde ein trefflicher Menſch in den Augen ſeiner Mitmenſchen; in ſeinen eigenen und den Augen Gottes bleibt er ein Sünder, der täglich die Schwachheit ſeiner Natur, aber auch die Kraft ſeines Herrn fühlt.

Er heirathete nicht, verkaufte ſeine eigenen, wenigen Güter, begab ſich auf Reiſen und endlich in die Dienſte der Strahlenau'ſchen Gutsherrſchaft. Mit ſeltener Treue und Umſicht ſtand er ſeinem Beruf vor, bis ihn voriges Spätjahr, wahrſcheinlich in Folge ſeiner Anſtrengungen, die ſchwere Krankheit befiel, die auch die alten Schmerzen ſeines grauſam verwundeten Körpers wieder aufweckte. Lange ſchwebte er am Rande des Grabes; jetzt geben die Aerzte wieder Hoffnung zur Geneſung. Ihm iſt Beides recht, wie ſein Herr es will. Gegen mich iſt er voll Dankbarkeit, ach, gegen mich, der ich doch ihm Unendliches zu danken habe und noch nie mehr zu danken hatte, als da er aufhören mußte, mich im Landbau zu unterrichten, aber dadurch anfing, mein Lehrer

und Vorbild durch ſich ſelbſt, durch ſein Leben, durch ſein Leiden zu werden.

Sie verſtehen nun ſelbſt, mein väterlicher Freund, wie ich bei aller Liebe und Sehnſucht nach dem Vaterland mich auch hier innerlich gefeſſelt fühle, und das iſt noch nicht Alles. Der Verwalter hat mich auch zum Stellvertreter bei einer Anſtalt gemacht, die ſeinem edlen Herzen ſehr nahe liegt, und die mir ein Vergnügen gewährt, das ich mir entfernt nicht dachte. Daß ſich ſein chriſtlicher Sinn auch in thätiger Menſchenliebe äußern mußte, iſt ja natürlich, und es war mir wohl bekannt, daß er im Verein mit der Baronin, die ſo gern zu allem Guten und Schönen die Hand bietet, im Dorfe eine kleine Wohlthätigkeitsanſtalt gebildet hatte. Die Armen aber bloß leiblich zu unterſtützen, war ihm bei weitem nicht genug, und da er bemerkte, auch wohl aus eigener trauriger Erfahrung wußte, wie mangelhaft oft der Unterricht der Dorfjugend zu Haus und in der Schule iſt und doch nur durch das heranwachſende Geſchlecht ein beſſerer Samen ausgeſtreut werden kann, ſo ſammelte er in aller Stille erſt nur vier, dann ſechs junge muntere Knaben um ſich, die ihn Sonntag Nachmittags oder ſonſt, wenn es die Arbeit erlaubte, auf Spaziergängen begleiteten. Neben manchen ſchönen Kenntniſſen, die er ihnen von der Natur oder dem Landbau ſpielend beibrachte, ging ſein Hauptaugenmerk darauf, ihren Geiſt überhaupt zu wecken, intellektuell, ſittlich und religiös. Dabei ſtieß er dann freilich auf große Hinderniſſe und bald war's ihm klar, er müſſe am A anfangen, um zum B kommen zu können. Doch erwarb er

ſich Liebe und Vertrauen, was ſchon Etwas war. Das Häuflein mehrte ſich und jetzt hat er zwölf junge Leute, die mit Leib und Seel' ihm anhängen, denen er aber auch alle ſeine freie Zeit gewidmet, ihnen im Leſen, Schreiben, Rechnen nachgeholfen, ſie in der Oekonomie unterrichtet und je nach der Eigenthümlichkeit eines Jeden unter ihnen auf Herz und Geiſt wohlthätig einzuwirken geſucht hat. Rührend iſt es, wie dieſe wackern Knaben Alles aufſuchen, ihrem Freunde ſein Krankenlager zu erleichtern. Dieſes verlaſſenen Häufleins, das jetzt alſo ſeines Lehrers beraubt iſt, nehme ich mich nun indeſſen auch ein wenig an, und fehlen mir auch die meiſten der liebenswürdigen Eigenſchaften, die den Verwalter befähigten, ſo ſegensreich unter ihnen zu walten, ſo habe ich doch wenigſtens den guten Willen und ſehe mich durch die Freude, die mir dieſe neue Wirkſamkeit gewährt, und die Liebe der Kinder überreich dafür belohnt, daß ich ihnen manche Stunde, die ich ſonſt ſehr angenehm im Schloß zubrachte, aufopfere. Von Eugen muß ich dafür manchen Spott erdulden. Er nennt mich einen alten Schulmeiſter und will nicht glauben, daß ich einen Geſchmack an dieſer Beſchäftigung finden könne. Selbſt die Baronin ſchreibt es bloß auf Rechnung meiner Liebe zu dem Verwalter und lobt mich darum. Nur allein die jüngſte Tochter, die ſanfte Anna, begreift es, weil ſie in ähnlicher Weiſe, angeregt durch das Beiſpiel des Verwalters, ſchon einige Proben an jungen Mädchen gemacht hat. Freilich wollte es ihr ſo ganz noch nicht gelingen, da ſie in jedem Betracht zu erfahrungslos iſt, aber auf jeden Fall zieht ſie durch ſolch' menſchen-

freundliche Verſuche Gewinn für ihr eigenes Herz, und die Liebe wird ſie ſchon lehren, praktiſcher dabei zu Werke zu gehen.

Geht nun auch der Winter darüber hin, ehe ich zu Ihnen, mein verehrter Pflegevater, zurückkomme, ſollte es ſogar April oder Mai werden, nun, ſo komme ich dafür gereifter durch manche innere und äußere Erfahrung, und genieße indeſſen die Beruhigung, Sie in Freundeshand zu wiſſen. Mit beſonderm Dank würde ich es erkennen, wenn Sie den abweſenden Pflegeſohn im Voraus auch in die Freundſchaft der liebenswürdigen Familie empfehlen wollten, bis es ihm möglich wird, dies ſelber zu thun.

Genehmigen Sie indeſſen die Verſicherung der herzlichſten und innigſten Verehrung und Dankbarkeit von

Ihrem gehorſamen Pflegeſohn

Hermann Jäger.

Fünfundzwanzigſter Brief.

Maria an Emilie.

Du haſt mich, meine geliebte Emilie, einen recht hellen Blick in Dein Stadtleben hineinwerfen laſſen. Beſchreibſt Du mir doch Alles ſo deutlich und lebendig, daß es iſt, als wäre ich ſelbſt dabei geweſen. Doch muß ich Dir aufrichtig bekennen, ich fühle mich durch die Entbehrung dieſer Unterhaltungen nicht unglücklich. Abgeſehen davon, daß aller Anfang ſchwer iſt, und Du, nach Deinem eigenen Bekenntniſſe, mehr Angſt als Freude empfunden haſt, ſo glaube ich, daß, auch nach Ueberwindung dieſer erſten Scheu, für mei=

nen Geſchmack ſo große Geſellſchaften nicht paſſend wären. Ich würde mich ſtets genirt, unbehaglich fühlen. Vielleicht trägt dazu hauptſächlich das Gefühl meiner Untauglichkeit bei. Weder witzig und gewandt von Natur, noch gut unterrichtet, würde ich mich jeden Augenblick beſchämt und verletzt ſehen. Geſetzt aber, ich beſäße die mir fehlenden Eigenſchaften, ſo glaube ich, wären dergleichen öffentliche Uebungen noch weniger für mich wünſchenswerth, weil ſie meiner Eitelkeit, die verborgen, aber deſto tiefer in meinem Herzen ſitzt, Thür' und Thor öffnen würden.

Das Alles iſt bei Dir, meine geliebte Freundin, anders. Du gehörſt zu den glücklichen harmloſen Naturen, die ſich des Lebens freuen und Andern Freude machen, ohne gleich ſo tief einſchneidende Eindrücke zu empfangen, und Dein angeborner und angenehmer Frohſinn erwirbt Dir die Gunſt Anderer, ohne ſie erſt mühſam ſuchen zu müſſen, ſo wie Dir Dein natürlicher Takt überall zeigt, wie weit Du Dich Deiner heitern Laune überlaſſen darfſt. Es gilt eben auch hier der weiſe Göthe'ſche Spruch: „Eines ſchickt ſich nicht für Alle!" Ich ſcheine nun einmal für die beſchränktere Sphäre des einfachen Landlebens geboren zu ſein, während Dir ohne Zweifel Dein Loos unter der höher geſtellten Geſellſchaft der Stadt auf's Lieblichſte, wie ich hoffe, fallen wird.

Wünſche ich nun aber auch nicht gerade, perſönlich Deine Unterhaltungen zu theilen, ſo würdeſt Du Dich doch ſehr irren, wenn Du glauben ſollteſt, die Schilderungen derſelben wären mir unintereſſant. Nein, im Gegentheil, dieſe gewähren mir ein überaus großes Vergnügen, und be=

ſonders wünſchenswerth wäre mir, zu hören, wie die Aufgaben das nächſte Mal gelöst werden. Du kannſt Dir daher ein großes Verdienſt um mich erwerben, wenn Du mir nicht nur Deine eigene Erzählung, ſondern auch Etwas von der übrigen Geſellſchaft mittheilteſt, da Dein treues Gedächtniß Dir dies leicht geſtatten wird. Und genau beim Lichte beſehen biſt Du mir es ſchuldig, denn eine Strafe mußt Du doch haben, Du ſchelmiſche Emilie, daß Du meine Neugierde alſo ſpannſt und mir den Namen Deines gefälligen Nachbars ſo lange vorenthältſt! Wie könnte ich mich jetzt rächen! Aber ich will großmüthig ſein und Dir ſogleich ehrlich beichten, daß ich indeſſen auch nicht ganz als Nonne gelebt, ſondern Beſuche gegeben und — empfangen habe. Ja, auch Beſuche empfangen. Nicht nur unſern alten lieben Pfarrer, ſondern auch einen ſchönen, heitern, jungen Herrn! Und wie hieß dieſer? Julius Lindtheim, und iſt ein Freund von des Pfarrers Pflegeſohn. Ferner habe ich den lieben Vater in die Oberamtsſtadt begleitet und dort einige Familien kennen gelernt. Auch junge Mädchen, zwei Töchter des Oberamtsrichters, und eine Tochter des Doktors. Aber meine Emilie hat nicht Urſache, auf dieſe neuen Bekanntſchaften eiferſüchtig zu werden. Gefährlicher könnte ihr diejenige werden, die ich in unſerm eigenen Dörfchen gemacht habe. Nein, gefährlich auch nicht, aber Glück wirſt Du mir wünſchen, wenn ich Dir ſage, daß mir ein ſehr angenehmer Umgang in Ausſicht ſteht durch eine Frau Doktorin Berthold und deren Tochter, die hier wohnen und erſt ſeit einigen Tagen, nach einer längern Abweſenheit, wieder zurückgekehrt ſind. Die

Mutter iſt eine äußerſt freundliche, liebevolle Frau, Gabriele kommt mir etwas ernſthaft vor, doch habe ich ſie nur erſt einmal geſehen.

Nun lebe wohl! Ich habe der Hände voll zu thun: Waſch= und Bettgeſchäfte, und dann iſt Weihnachten ſo nah! An Edwin's Ausſteuer fehlt auch noch ſo Manches, und in wenigen Tagen werde ich nur noch eine Magd haben. Ach, wie iſt mir ſo bange, wie Alles geſchehen ſoll! Leb' wohl, meine Geliebte. Ganz

Deine Maria.

Nachſchrift. Laß mich ja bald hören, wer der Nachbar war!

Sechsundzwanzigſter Brief.

Maria an Tante Eliſe.

Tauſend Dank ſage ich Dir, meine geliebte Tante, für Deinen liebevollen Brief* und die reiche Sendung, die ihn begleitete. Glaubten wir doch Weihnachten mit ſeinen köſtlichen Gaben ſeie ſchon da. Ich und die lieben Kinder ließen uns die ſüßen Leckerbiſſen trefflich behagen, aber auch die geſalzenen waren erwünſcht. Der liebe Vater und unſer guter Pfarrer meinten noch nie ſo milden Schinken, noch nie ſo wohlſchmeckende geräucherte Zunge verſpeiſt zu haben. Der liebe Vater machte mir Vorwürfe darüber, daß ich nicht ſelbſt auch ein paar Schinken eingeſalzen und geräuchert habe, was doch in keiner Speiſekammer fehlen ſollte. Ich denke aber, dazu wird es auch jetzt noch Zeit ſein. Wäreſt Du wohl

* Dieſer hat ſich nicht gefunden.

ſo gut, liebe Tante, mir die Behandlungsweiſe, die Du bei den Deinigen beobachteteſt, genau anzugeben?

Nicht weniger dankbar bin ich Dir für Dein ſo gütiges Anerbieten, mir mein Chriſttagsbackwerk für dieſes Jahr beſorgen zu wollen. Allzu unerfahren in der Backkunſt war es mir ſchon lange ſehr bange um's Herz bei dem Gedanken, daß ich Alles allein ohne Hilfe vollbringen ſollte; um ſo mehr, als man auch das Backen ſelbſt hier nicht ſo ſorglos dem Bäcker überlaſſen darf wie in der Stadt, weil die hieſigen Bäcker nicht geübt ſind in ſolcherlei feinem Backwerk und deßwegen den dazu tauglichen Grad von Wärme ihres Ofens nicht anzugeben wiſſen. Ueberdies, wo ſoll ich Zeit hernehmen? In acht Tagen geht Katharine, dann muß ich mit Lene allein haushalten und habe noch ſo Manches für Edwin und an ſonſtigen Arbeiten für den Chriſttag zu beſorgen. Für den lieben Vater arbeite ich insgeheim an einem Geldbeutel; unſern lieben Pfarrherrn will ich mit einer ſchwarzſeidenen geſtickten Weſte überraſchen, die aber kaum angefangen iſt — Emilie hat mir Stoff und Riß dazu beſorgt; Edwin ſoll einen Hoſenträger in Stramin genäht von meiner Hand bekommen, und für Julchen habe ich noch eine Puppe neu zu kleiden und überhaupt ihre kleine Wirthſchaft wieder herzuſtellen. Gewiß, Du darfſt es mir glauben, liebe Tante, ich treibe mich den ganzen Tag, ja ſchon vor Tag, unabläſſig herum, aber dennoch will es nicht reichen — das nimmt mir oft ganz den Muth und entleidet mir mein ganzes Haushalten.

Was die Chriſtgeſchenke für die lieben Kinder betrifft,

ſo wünſcht der liebe Vater, daß mit der möglichſten Sparſamkeit zu Werke gegangen werden ſolle, jedoch will er ihnen, außer den ihnen gerade abgehenden Kleidungsſtücken, auch ſonſt noch Etwas zu ihrer Unterhaltung oder Belehrung kaufen. So wird Edwin einen Erd= und Himmelsglobus bekommen, was er ſich ſchon lange wünſcht, weil er große Freude an der Geographie hat, beſonders ſeit der Pfarrer ſich viel mit ihm darüber unterhält; Julchen würde eine Puppenküche ganz glücklich machen. Der Vater meint aber, dazu wäre ſie noch zu ungeſchickt, es wird deßwegen für diesmal nur bei einem Kleiderſchränkchen für ihre Puppen, was ſie übrigens auch freut, ſein Bewenden haben müſſen.

Bis nun aber alle dieſe Sachen vollendet und geordnet ſind — ach wie viel iſt da zu thun! Es nimmt mich ganz gefangen und läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe mehr.

Mit der größten Dankbarkeit nehme ich deßhalb Deinen gütigen Vorſchlag an und lege Dir hier den Zettel bei, auf welchem die liebe Mutter verzeichnet hat, was und wie viel ſie voriges Jahr an Weihnachten gebacken hat. Es kann dies freilich eigentlich kein Maßſtab mehr ſein, da ich hier bei weitem weniger und auch Geringeres brauche. Das überlaſſe ich ganz Deiner eigenen Beurtheilung: was und wie viel Du uns ſendeſt, erkennen wir mit größtem Dank an. Ach, nie ſah man die liebe ſelige Mutter glücklicher als zur Zeit des Chriſttags: Niemand durfte da ihr Haus unbeſchenkt verlaſſen, und Herzen froh und Geſichter heiter zu machen war Wonne für ſie!

Meine Wäſche iſt jetzt glücklich im Kaſten und für die

gegenwärtige Jahreszeit gut ausgefallen. Ich habe dabei das Verfahren beobachtet, welches Du mir als Dein eigenes bezeichneteſt.

Die Sorge, wie es mir am Bügeltag ergehen werde, wurde mir durch die Gefälligkeit meiner neuen Freundin, der Frau Doktorin Berthold, abgenommen, die es ſich nicht nehmen ließ, mir den ganzen Tag zu helfen, obſchon ihre Tochter Gabriele unwohl das Bett hüten mußte.

Mutter und Tochter ſind ſo gut und freundlich gegen mich und bieten mir ihre Hilfe überall an. Ich bin doch recht glücklich, überall wieder ſo gute Menſchen zu treffen.

Nun, liebſte Tante, lebe wohl! Von ganzem Herzen

Deine gehorſame Nichte

Maria.

Siebenundzwanzigſter Brief.

Emilie an Maria.

Hätte ich doch nicht gedacht, daß meine altkluge, überaus vernünftige Maria gerade ſo neugierig wie alle andern jungen Mädchen wäre! Den Nachbar möchteſt Du gern wiſſen? Ei, haſt Du denn nicht an allen jungen Herren herum gerathen? Du haſt es vielleicht gethan, aber den rechten doch nicht getroffen. Denn ach! der gefällige Nachbar iſt zwar vor kurzen 30 Jährlein etwa auch ein junger Herr geweſen, jetzt aber iſt er ein ziemlich alter Knabe! Merkſt Du nun wohl, daß es Niemand anders als unſer lieber, freundlicher Hausherr, der alte Profeſſor Krieger, war? Sieh, Püppchen, wie weit Du vom Ziele geſchoſſen haſt, wenn Dir in

dem gefälligen Nachbar wohl gar ſchon ein charmanter Verehrer Deiner Freundin erſchienen iſt! Nein, ſage ich Dir, reiner, heller Edelmuth und tiefes Erbarmen mit dem unglücklichen Neuling war es, was den guten alten Mann bewog, aus ſeiner Gemächlichkeit heraus ſich unter die Reihen der Jugend zu miſchen, nur um der Unwiſſenden hie und da ein paſſendes Wörtchen einflüſtern zu können.

Sieh, ſolche großmüthige Handlungen werden in dieſen Geſellſchaften ausgeübt, die, wie es mir ſcheint, Dir, in Deinem hohen Ernſt, faſt ein wenig gefährlich vorkommen. Indeſſen hoffe ich, dieſe Eröffnung wird die Gefahr in Deinen geſtrengen Augen bedeutend vermindern, und was die Ausbildung der Eitelkeit betrifft, ſo glaube ich, Dir hinlänglich gezeigt zu haben, daß es, wenigſtens für meine kleine Perſon, eher auf eine Schule der Demüthigung und Selbſterniedrigung abgeſehen iſt und ich noch einen unendlich großen Schritt bis zu jener ſchwindelnden Höhe zu machen habe, auf der es möglich wird, ſich ſelbſt im Siegeslicht erblicken, auf Andere aber mitleidig herabſehen zu können.

Nun ich mich vollkommen gerechtfertigt zu haben glaube, will ich auch an Dich kommen, und zwar ebenfalls mit Fragen. Hältſt Du Dich denn allein zur Neugierde berechtigt? Ich bin, ſo gut wie Du, Eva's Tochter, und möchte daher gern hören: woher kam denn eigentlich jener Julius Lindtheim, über den meine Freundin beliebt, ſo ſchnell hinweg zu gehen, wo ging er hin, wer führte ihn in euer Haus, was that er daſelbſt und wer iſt Deines lieben Pfarrers Pflegeſohn? Von dieſem haſt Du mir ja noch nie ein Sterbens-

wörtlein erzählt. Iſt dieſer in Grünthal, und kommt er auch zu euch?

Eben ſo wenig gefällt es Dir, mir von dem weiblichen Theil Deiner neuen Bekanntſchaften eine nähere Beſchreibung zu machen. Ich will nicht reden von des Oberamtsrichters und Doktors Töchtern, die, wie es ſcheint, nicht ganz nach Deinem Geſchmack erfunden worden ſind; aber dieſe Gabriele, auf die ich doch halb und halb eiferſüchtig bin, möchte ich gern durch und durch kennen lernen, darum beſchreibe ſie mir gütigſt vom A bis zum Z. Wie gern möchte ich ſie, oder noch lieber Dich, ſehen, aber bis ich ſo glücklich bin, wird Dein liebes Grünthal wohl ſein grünes Röcklein, nämlich den Frühlingsſchmuck, angelegt haben, und das iſt mindeſtens noch drei bis vier Monate!

In der Hoffnung nun, daß Du Dich das nächſte Mal gut hältſt, will ich Dir jetzt mit der höchſt rührenden und beweglichen Geſchichte des Coriolans aufwarten, deren letzter Theil dem Text der Oper dieſes Namens zu Grunde liegt und bei welcher die Muſik von Nicolini iſt. Merke wohl auf:

Nachdem Rom aufgehört hatte von Königen, deren es nach und nach ſieben hatte, beherrſcht zu werden, ungefähr 260 Jahre nach ſeiner Erbauung oder 590 vor Chr. G., und nun den glorreichen Namen einer Republik führte, war die Ruhe hiedurch keineswegs hergeſtellt. Zwei mächtige Parteien, die der Vornehmen, aus deren Familien die Mitglieder des Senats gewählt und Patricier genannt wurden, und die des kriegsgeübten Volkes, Plebejer geheißen, ſtanden

ſich feindlich gegenüber. Jeder Theil trachtete eifrig danach, ſich die überwiegende Gewalt zu verſchaffen, und die heftigſten Kämpfe entſtanden dadurch, in welchen ſich der Pöbel öfters mit Gewalt errang, was der Senat ihm durch Liſt wieder zu entreißen ſtrebte. Nur wenn dieſe Parteikämpfe eine Zeit lang ruhten, vereinigte ſich die römiſche Kraft zur Bekämpfung äußerer Feinde. Ein ſolcher Krieg gegen die Antier und Volsker war es auch, der einem vornehmen jungen Römer, dem Cajus Marcius, durch die Eroberung der Stadt Corioli den ehrenvollen Zunamen Coriolan erworben hatte, der aber auch durch die Abweſenheit des Volkes und der daraus entſtandenen Vernachläſſigung des Ackerbaus die traurige Folge einer Hungersnoth für Rom herbeiführte. Dieſes unglückliche Ereigniß erneuerte die innern Streitigkeiten. Jede Partei ſchob die Schuld davon auf die andere. Der Senat, eifrig bemüht, zweckmäßige Maßregeln zu ergreifen, der allgemeinen Noth abzuhelfen, mußte dennoch täglich die Vorwürfe des Volkes hören, das nur dem Geiz der Patricier die Landplage zuſchrieb und dieſe der Abſicht beſchuldigte, das Volk abſichtlich aushungern zu laſſen. Von Tag zu Tag ſteigerte ſich der gegenſeitige Haß. Endlich erſchien eine große Flotte mit Korn beladen aus Sicilien, das der Senat zum Theil angekauft, zum Theil als Geſchenk vom König Gelo erhalten hatte. Jetzt, ſollte man denken, wäre geholfen worden. Nichts weniger! Statt daß dieſe ſo erwünſchte Zufuhr die Herzen beruhigte, gab ſie nur Veranlaſſung, das Feuer der Zwietracht noch heftiger anzublaſen. Im Senat nämlich erhob ſich die Frage: ob das erhaltene

Korn unter dem harrenden Volke ganz unentgeldlich vertheilt oder bloß zu niedrigen Preiſen verkauft werden ſolle. Lange ſchwankten die Meinungen, da erhob ſich Coriolan und ſuchte in kräftiger Rede zu beweiſen, daß es unehrenhafte Feigheit von dem Senat wäre, wenn er ſich aus Furcht vor dem Unwillen des Volks beſtimmen ließe, auf irgend eine Art nur etwas von den Früchten zu vertheilen, ehe ſich das Volk dazu bequeme, den Rechten, die es in letzter Zeit dem Senat abgetrotzt, wieder zu entſagen. Entſtehe auch daraus, was da wolle, beſſer, überall nicht zu herrſchen, ſo beſchloß er ſeine Rede, als mit der Hefe des Pöbels die geſchändete Herrſchaft zu theilen. Was, rief nun das Volk voll Wuth, durch Hunger will man uns zwingen, unſere wohlerworbenen Freiheiten aufzugeben! Im erſten Augenblicke wollte die wüthende Menge über den ganzen Senat herfallen. Davon abgehalten, vereinigte ſie ſich in dem Untergange Coriolans. Dieſer, kühn, nüchtern von Natur, unbeugſam, ein ſtreng moraliſcher Mann, ein großer Feldherr, ſtand unter ſeiner Partei in hoher Achtung. Ein Haufen junger Patricier ſammelte ſich ſogleich, um ihren Liebling vor den Gewaltthätigkeiten der rohen Menge zu ſchützen, die verlangte, daß er vom Tarpejiſchen Felſen, auf welchem das Capitol erbaut iſt, herabgeſtürzt werde. Die Entſchloſſenheit, die Coriolan dem Volk, deſſen angebeteter Feldherr er kurz vorher noch geweſen war, entgegenſtellte, verſchüchterte dieſes auf einen Augenblick und ließ den Vorſchlag, den Angeklagten vor ein förmliches Verhör zu ſtellen, durchdringen. Der beſtimmte Tag erſchien. Bange Erwartung erfüllte alle Ge=

müther, denn die Entſcheidung war nicht nur wichtig für Coriolan, ſondern ſie war Sache der Partei: ſiegte er, ſo feierten die Patricier einen großen Triumph, unterlag er, ſo war die Gewalt der Plebejer entſchieden. Eine zahlloſe Menge harrte in höchſter Spannung der Gerichtsverhandlung entgegen. Jetzt trat Coriolan vor das Volk. Seine edle Geſtalt, die Hoheit ſeines Anſtandes, ſeine männliche Sprache machte gleich anfangs einen wunderbaren Eindruck auf die ganze Verſammlung. Er begann ſeine treffliche Rede mit Aufzählung der Verdienſte, die er ſich um ſeine Vaterſtadt erworben; er erinnerte ſeine Mitbürger an die Schlachten, die er für ſie geſchlagen, die hohen Poſten, die er zu ihrer Zufriedenheit verwaltet; er zeigte die Kronen, womit ſeine Tapferkeit belohnt, die vielen Wunden, durch die er ſie erworben hatte; er berief ſich auf Diejenigen unter der Menge, denen er das Leben gerettet, und ſogleich traten Viele hervor und baten mit Thränen, ihrem Retter das Leben zu ſchenken, oder verlange die beleidigte Volksmajeſtät ein Opfer, ihr Leben für das ſeinige zu nehmen.

Allgemeine Rührung entſtand. Die Zuſchauer, ſchon während Coriolan's Rede durch ſeine edle Würde und die Ruhe ſeines Tones umgeſtimmt, riefen jetzt: „Er iſt unſchuldig — nicht den Tod, einen Triumph verdient ein ſo wackerer Mann, und dieſes Verhör ſchon iſt ein Vorwurf für die Nation. Sein Sieg ſchien entſchieden. Da trat der Tribune Decius mit fließender Beredtſamkeit auf und machte Angriffe auf die Tugend Coriolan's von einer Seite her, die Niemand, am wenigſten er ſelber, erwartet hatte. Er warf

ihm vor, Ausfälle gegen die Feinde auf eigene Fauſt gemacht zu haben, wovon er die Beute, ſtatt ſie nach dem Geſetz dem öffentlichen Schatz zu überliefern, an ſeine Freunde ausgetheilt habe.

Decius ſchloß ſeine Anklage mit den tief einſchneidenden Worten: Nun mag er ſich vertheidigen, er mag die That läugnen, wenn er kann, nicht aber mit prahlender Darſtellung ſeiner Wunden, ſondern mit tüchtigen Beweiſen und Gründen!

Coriolan war erſchüttert und — verſtummte. Er konnte nicht läugnen, daß er, was aber auch Andere gethan hatten, Ausfälle gegen den Feind gemacht; da dies aber zu einer Zeit geſchehen war, in welcher das Volk den Kriegsdienſt hartnäckig verweigerte, ſo glaubte er dies Unternehmen für eine reine Privatſache anſehen zu dürfen und deßwegen mit den eroberten Schätzen auch nach Willkür verfahren zu können. Er brauchte geraume Zeit, bis er ſich Faſſung errang. Endlich wollte er reden, allein er ſtotterte und gerieth abermals in Verwirrung. Dieſen ungünſtigen Augenblick benützten die Tribunen, ſeine Feinde, zur Stimmenſammlung, und das Urtheil lautete auf lebenslängliche Verbannung. Glorreicher Triumph für den Pöbel! Laut und ausſchweifend bezeugte dieſer ſeine Freude, während der Senat, der ſich nicht nur ſeines muthigſten Vertheidigers beraubt, ſondern ſich auch einer ſchmachvollen Abhängigkeit von dem Willen des Volkes preisgegeben ſah, ſeinen Schmerz und ſeine Beſtürzung nicht verbergen konnte. Zwiſchen dieſem ſich entgegenſtehenden Getümmel ſtand allein Coriolan ruhig und

feſt, wie ein Eichbaum, welcher der Wuth der ungeſtümen Elemente trotzt und deſſen ſtolzes Haupt der wilde Sturm nicht beugt. Begleitet von Hunderten der ehrwürdigſten Senatoren und der edelſten Bürger Roms kehrt er nach Hauſe, um ſeiner Familie ein ſchmerzliches Lebewohl zu ſagen. Seine Mutter Veturia, ſeine Gattin Volumnia, ſeine kleinen Kinder umringen ihn, klammern ſich an ihn an, wollen den theuren, den geliebten Sohn, Gatten, Vater nicht loslaſſen. Er ſucht ſie zu tröſten, empfiehlt ſie der Obhut des Himmels, reißt ſich los und wandelt einſam und allein aus den Thoren ſeiner Vaterſtadt in die Verbannung! Rache kocht in ſeinem Buſen. Das erlittene Unrecht ſollte gerächt werden — und müßte auch ſeine ſonſt ſo theure Vaterſtadt zu Grunde gehen.

Er wandert zu den Feinden Roms, den Volskern. Bei Nacht erſcheint er in Antium im Hauſe des Tullus Attius, des Angeſehenſten der Volsker, und ſetzt ſich dort nieder an dem Herde, dem geweihten Sitze der Hausgötter, einer willkommenen Freiſtätte für jeden Flüchtling. Erſtaunt empfängt Tullus den Fremden, deſſen königlicher Anſtand ihm auffällt. Er forſcht nach ſeinem Namen und Begehr. „Mein Name," ſpricht der Römer, „iſt Cajus, mein Zuname Coriolan — und dies die einzige Belohnung, die mir für alle meine Dienſte übrig blieb. Rom, deſſen treueſter Freund ich war, hat mich ausgeſtoßen. Nun ſuche ich eine Zuflucht, wo man mich bisher mit Recht als gefürchteten Feind betrachtet hat. Willſt du von meinen Dienſten Gebrauch machen, ſo ſollſt du mich dankbar finden, gefällt es dir aber,

dein Vaterland an dem Manne zu rächen, der ihm am gefährlichſten war, ſo ſteht er hier in deiner Gewalt."

Tullus reichte dem Römer die Hand des Friedens und wünſchte ſich Glück, ſeinem Volk dieſen Helden gewonnen zu haben.

Krieg gegen Rom wurde beſchloſſen. Eine Urſache, die Feindſeligkeiten zu erneuern, war bald gefunden. Und nicht lange ſtand es an, ſo ſah ſich Coriolan als feindlicher Feldherr auf dem Gebiete ſeiner Vaterſtadt. Gefliſſentlich ließ er die Ländereien der Plebejer verheeren und ausplündern, während diejenigen der Patricier geſchont wurden. In Rom gingen die Rüſtungen nur langſam vorwärts. Unter ſich ſelbſt uneins, wurden keine durchgreifenden Maßregeln gefaßt, indeß eine Stadt nach der andern dem ſiegenden Coriolan zufiel, deſſen Macht und Anſehen von Tag zu Tag wuchs. Der Ruf ſeiner Siege, ſo wie ſeine Perſönlichkeit führten ihm die Soldaten haufenweiſe zu, und ſelbſt von dem Heere des Tullus liefen Viele zu ihm und wollten ſich nur von Coriolan befehligt ſehen, was den nicht minder ſtolzen Volsker nicht wenig zerdroß. So näherte ſich Coriolan an der Spitze eines ſehr anſehnlichen Heeres bis auf 5 Meilen ſeiner Vaterſtadt. Jetzt bemächtigte ſich Angſt und Verzweiflung des römiſchen Volkes. Es beſchwor den Senat, die Verbannung Coriolan's zu widerrufen, die Ungerechtigkeit dieſer That eingeſtehend. Aber es war zu ſpät. Mit einem Mal ſtand Coriolan vor den Thoren der Stadt. Nun vereinigte ſich Senat und Volk in dem Entſchluß, dem furchtbaren Feinde eine Geſandtſchaft entgegenzuſchicken, um ihn

zum Rückzug zu bewegen. Mit ſtolzer Miene und umgeben von ſeinen Kriegsobriſten empfängt Coriolan die Abgeſandten ſeiner Vaterſtadt. Er hörte ſie an, legte ihnen aber zur Erfüllung ihrer Bitte ſo harte Bedingungen vor, weil, wie er ſagte, er jetzt im Intereſſe der Volsker handeln müſſe, daß der Senat ſie einzugehen der römiſchen Ehre für unwürdig hielt. Eine zweite Geſandtſchaft hatte denſelben unglücklichen Erfolg. Da ſuchte man den Feldherrn auf der Seite der Religion, die er hochachtete, zu faſſen. In langem Trauerzug nahten ſich die Prieſter und Auguren, angethan mit ihren Feierkleidern, dem Lager, und flehten um Erbarmen für ihre Stadt. Umſonſt — Coriolan bezeugte ihnen die Ehrerbietung, welche die Heiligkeit ihres Amtes erheiſchte, aber in ſeinen Forderungen blieb er feſt und unerſchütterlich.

Als auch die Diener der Tempel unverrichteter Sache zurückkehrten, wuchs der Jammer der Stadt; aller Muth war aus ihr entwichen und nur Töne der Verzweiflung vernahm man auf ihren Straßen.

In dieſer tiefſten Noth erwachte auf einmal noch ein lichtvoller Gedanke unter ihnen. Was dem Senat, was den Prieſtern unmöglich war, bewirkt vielleicht die Thräne eines Weibes! Veturia, die Mutter des Feldherrn, wird aufgefordert, ihren abtrünnigen Sohn durch ihre Bitten zu erweichen. Sie, welche die unbiegſame Gemüthsart deſſelben kannte, verſpricht ſich nicht viel von dieſem Schritt, dennoch wagt ſie, wiewohl ungern, den Verſuch. Begleitet von der Gattin Coriolans, ſeinen Kindern und den vornehmſten römiſchen Matronen naht ſie ſich dem feindlichen Lager. „Das fehlte

noch!“ ſpricht Coriolan, als er den Weiberzug von weitem ſieht, und faßt innerlich den Entſchluß, ſich auch durch dieſe nicht rühren zu laſſen. Aber an der Spitze der Weiber erblickt er ſeine alte Mutter, ſeine Gattin, ſeine Kinder — das bricht ſein ſtolzes Herz! Mit Thränen fliegt er ihnen entgegen, ſchließt ſie in ſeine Arme! Eine Minute verſagt die Rührung der Veturia die Sprache, dann aber beginnt ſie: „Sage mir, o Coriolan, umarme ich meinen Sohn oder meinen Feind? Bin ich deine Mutter oder deine Gefangene? O, daß ich den Tag erleben mußte, der mir meinen Sohn als Feind des Vaterlands zeigt, der mir zeigt, wie er ſeine Waffen gegen die Mauern richtet, die ſein Weib, ſeine Kinder, ſeine Götter ſchützen! O daß ich nie Mutter geworden wäre, ſo wäre Rom jetzt frei. Doch ich werde dieſen Kummer nicht lange überleben, aber bedenke, was aus deinen Kindern wird, wenn du verbannt biſt und ſie Gefangene ſind!“ Coriolan geräth durch die Rede ſeiner Mutter in den furchtbarſten Kampf der widerſtreitendſten Gefühle. Seine Mutter, ſein Schwanken bemerkend, fährt fort, ihn mit Thränen und Bitten zu beſtürmen. Ihre Gefährtinnen vereinigen ſich mit ihr, Roms Elend zu bejammern. Stumm und in tiefen Gedanken ſteht der Held da im gräßlichſten Kampf zwiſchen Ehre und Liebe. Endlich ſieht er ſeine Mutter flehend zu ſeinen Füßen liegen. Das war zu viel. „O meine Mutter!“ ruft er aus, indem er ſie aufhebt, „Rom haſt du gerettet, aber deinen Sohn verloren!“

Sogleich erhielt das Heer Befehl zum Rückzug, unter dem Vorwand, die Stadt wäre zur Einnahme zu feſt. Tullus,

ſchon längſt den Ruhm Coriolan's beneidend, ergreift mit Freuden die Gelegenheit, ihn zu ſtürzen. Dem ohnehin unzufriedenen Heere, das ſich durch den Rückzug um die Hoffnung einer reichen Beute in Rom gebracht ſah, die Parteilichkeit Coriolan's gegen ſeine Vaterſtadt im ſchwärzeſten Lichte zeigend, veranlaßt er dieſes zu einer Empörung gegen ſeinen Feldherrn. Dieſe bricht aus und Coriolan wurde das Opfer derſelben. Später legten jedoch die Volsker durch die ehrenvolle Beſtattung ſeines Leichnams ihre Reue an den Tag.

In Rom aber war der Jubel außerordentlich. Durch die glänzendſten Feſte wurde der Rückzug des feindlichen Heeres gefeiert. Der Senat wußte nicht, wie er die Frauen hoch genug ehren ſollte, und als ſie ſich ſelbſt erbaten, daß an der Stelle, an welcher ſie ihr Vaterland gerettet hatten, ein Tempel, der weiblichen Fortuna, der Göttin des Glücks, gewidmet, errichtet werden ſolle, ſo wurde dies ſogleich auf Koſten des öffentlichen Schatzes auf's Prächtigſte ausgeführt und alljährlich ein Tag der Erinnerung dieſem Ereigniſſe geweiht.

Hier, theure Maria, geht meine Erzählung zu Ende. Schwerlich hätteſt weder Du noch ich dieſen unglücklichen Ruhm der Veturia theilen mögen!

Nun für heute genug. Lebe wohl! Ganz

Deine treue Emilie.

Achtundzwanzigſter Brief.

Tante Eliſe an Maria.

Meine liebe Maria!

Die letzten Nachrichten, die ich von Deinem lieben Vater erhielt, wirkten äußerſt wohlthätig auf mein Gemüth ein,

weil ſie mir die innere Beruhigung verſchafften, daß ſich der liebe Vater wirklich zufrieden fühlt. Du weißt, er iſt nicht gewohnt, viele Worte zu machen, aber man fühlt es dem ganzen Ton ſeines Briefs an, daß er keine Urſache zu klagen hat. Auch über Dich, mein liebes Kind, ſpricht er ſich mit Zufriedenheit aus. Er lobt nicht nur Deinen eigenen beharrlichen Fleiß und Deine große Emſigkeit, ſondern rühmt beſonders auch, daß Du die Kleinen ſchon zu regelmäßiger Thätigkeit anhalteſt. Das iſt wohlgethan und ich lobe Dich auch darum, aber halte Maß und Ziel, ſei eine Martha, das iſt ſchön und löblich, aber vergiß nicht dabei eine Maria zu bleiben. Dein eigener Name predigt Dir ja jeden Augenblick dieſe Ermahnung. Ich meine nämlich: laß bei all der Sorgfalt, die Du Deinem irdiſchen Beruf zuwendeſt, und allerdings iſt Deine Aufgabe keine ſo ganz leichte, Deine höhere Beſtimmung nie aus den Augen. Werde mit einem Wort kein Erdenwurm. Gieb Dich nicht mit Deinen edelſten beſten Kräften nur und allein dem irdiſchen Getreibe hin: der Geiſt, der Geiſt iſt die Hauptſache, ja nicht das Fleiſch. So auch und ganz hauptſächlich bei der Erziehung. Wer wollte es mißbilligen, daß Du das kleine Julchen, von Edwin kann ja ohnehin bald nicht mehr die Rede ſein, zu unterhalten, zu beſchäftigen ſuchſt; wer wollte, ſage ich, das mißbilligen: im Gegentheil iſt es ja einer der erſten Grundſätze einer guten Erziehung, keine Langeweile bei den Kindern aufkommen zu laſſen. Auch iſt es ganz zweckmäßig, wenn das Kind ſchon jetzt zu einer gewiſſen Arbeitſamkeit und Zeiteintheilung angehalten wird. Aber hier iſt große Vorſicht nöthig, damit es nicht in Pedan=

terie und in geiſt- und liebeleere Strenge ausarte, die der armen Kleinen jede Beſchäftigung ſtatt zur Luſt zum Sklavendienſt macht und ſie ihr auch für ſpätere Jahre entleidet.

Die Arbeit darf in ſo zartem Alter nur Mittel, nicht Zweck ſein. Du wirſt dies noch ſehr gut aus eigener Erinnerung wiſſen: Deine liebe Mutter hat Dich in Deinem vierten, fünften, ja ſogar ſechsten Jahre nicht unnachſichtlich an Deinen Strickſtrumpf hingebannt, aber ſie hat Dich mit Freundlichkeit dazu aufgemuntert, Deine kleine Aufgabe zu löſen. Oft hat ſie Dir auch nicht einmal eine ſolche gegeben, ſondern ſie hat es ganz Deinem freien Willen anheimgeſtellt, aber ſie hat durch Wort und Beiſpiel, oft auch in kleinen Erzählungen Dir gezeigt, wie ſchön es ſei, emſig und fleißig zu ſein und wie dies der liebe Gott haben wolle. Hatteſt Du dann Deine Schuldigkeit gethan und Du thateſt ſie auf dieſe Art am liebſten, ſo fandeſt Du in ihrer Zufriedenheit den ſüßeſten Lohn, ſo wie Du im entgegengeſetzten Falle keine härtere Strafe kannteſt, als ihr Mißfallen.

Die Hauptſache blieb aber immer nicht ſowohl das Arbeiten, als vielmehr das Nichtmüſſigſein. Beſchäftigteſt Du Dich mit etwas Anderem, ſei es nun mit Zeichnungen auf die Schiefertafel, was Du gern und zum Verwundern nett machteſt, oder mit Auszupfen von Seidefleckchen oder auch nur mit Puppenarbeiten, ſo ließ ſie es gelten, in ſo fern es nur etwas Vernünftiges war, aber ſinn- und gedankenloſes Nichtsthun, das duldete ſie keinen Augenblick. Es iſt möglich, daß nicht alle Kinder ſo gelinde behandelt werden dürfen, beſonders ſehr lebhafte, heftige; aber weiche, ſanfte Gemüther,

bei denen die unſelige Zerſtreuung noch nicht überhand genommen hat, gewiß. Wie nun bei dem kleinen Mädchen die Arbeit mehr Mittel als Zweck ſein muß, ſo muß dies auch in den reiferen Jahren unbewußt fortgepflanzt und in uns zur herrſchenden und leitenden Idee werden. Das heißt: unſer ganzer irdiſcher Beruf, in welchem wir allerdings möglichſt treu ſein ſollen, iſt aber am Ende doch auch nur Mittel zu unſerer Ausbildung, deßwegen, und nun komme ich wieder bei demſelben Punkt an, von welchem ich ausgegangen bin, liegt viel daran, was wir thun, aber doch noch unendlich mehr, wie wir daſſelbe thun, in welchem Sinn, in welcher Abſicht, in welchem Namen.

Freilich wirſt Du denken, meine geliebte Maria, die Tante hat gut predigen, aber muß ich denn nicht alle meine Gedanken und alle meine Kräfte der Haushaltung, die mir ſo ſchwer aufliegt, und den täglichen Geſchäften zuwenden? Bringen dies nicht, bei mir wenigſtens, durchaus die äußeren Verhältniſſe ſo mit? — Du haſt Recht, mein Kind: früher und deßwegen auch ſchwerer als auf andern jungen Mädchen ruhen ernſte Sorgen und Pflichten auf Dir, aber glaube mir, es iſt kein Menſch in der Welt, der nicht geneigt wäre, ſeine etwaigen Fehler und Verſäumniſſe auf irgend eine Weiſe mit ſeiner äußern Lage zu entſchuldigen und dadurch eigentlich dem lieben Gott einen lauten oder leiſen Vorwurf zu machen, da ja doch er es iſt, der uns in dieſes oder jenes Verhältniß geſetzt hat. Aber faſſen wir uns und unſere Lage ſchärfer in's Auge, ſo werden wir finden, daß dieſe gerade ſo ſein muß, um uns unſer Herz auch in ſeinen verborgenſten Tiefen ken-

nen zu lernen, und daß oft in dieſen ſcheinbaren Schwierigkeiten für uns die wirkſamſten Mittel zu unſerer Veredlung und Heiligung liegen, wenn wir nur Muth und Willen haben, ſie weislich zu benützen. So auch Du, meine liebſte Maria! Du biſt von Natur etwas ſchwärmeriſch, hätteſt Dich am liebſten ganz in die Einſamkeit zurückziehen und Deinen ſchönen Träumereien leben mögen! Laß mich Dir's offen geſtehen: Du warſt auf dem Weg, eine kraftloſe Empfindlerin zu werden. Das ſollte nicht ſein. Du mußteſt hinein in's Leben. Etwas rauh und unſanft wurdeſt Du aufgeſchüttelt und in die Wirklichkeit zurückgeführt. Hier nun häufen ſich Deine Pflichten und die Anforderungen an Dich ſo ſehr, daß ſie drohen, Dich oder wenigſtens Deine zarteren Empfindungen ganz zu erſticken; dies darf aber eben ſo wenig ſein. Jetzt mußt Du Dich emporringen und dazu bieten Dir gerade wieder dieſe Pflichten ſelbſt die Hand. Du übernimmſt ſie aus der Hand Gottes, Du flehſt ihn um ſeinen täglichen Beiſtand an, Du vollbringſt ſie in ſeinem Namen, zu ſeiner Ehre; gelingt Dir eine Arbeit, ſo dankſt Du ihm dafür, denn er hat Dir ſeinen Segen dafür gegeben. Fällt Dir Manches ſchwer, ja mißlingt es Dir ſogar, ſo führt Dich auch dies zu Deinem Herrn, und in der Demüthigung unter ſeine Hand liegt ein neuer Segen. So wird die Sorge für die Haushaltung geadelt, geheiligt. Es iſt Nichts niedrig, Nichts gemein, denn in Allem iſt der Herr, der das Wollen und Vollbringen giebt. In noch viel höherm Grad gilt dies von der Erziehung. Das Wohl Deiner jüngeren Geſchwiſter liegt Dir am Herzen — ſollte es da nicht täglich, ſtündlich zu bitten und zu danken

geben? Ein alter Kirchenvater ſagt: „Seele, ſorge nicht ſo ſehr, bitt' und danke täglich mehr." So auch hier. Und führt dies Dich in beſtändige Gemeinſchaft mit dem Herrn, was kannſt Du mehr verlangen? Iſt's dann nicht gerade Dein äußeres Verhältniß, das Dich zum ſeligſten Genuß und zum höchſten Zweck unſeres Lebens geführt hat? Würde dieſe Abſicht etwa beſſer erreicht werden, wenn Du eine ſorgloſere Jugend genießen und mehr nach Deinen Neigungen leben dürfteſt? Gewiß nicht!

O, welche Aufſchlüſſe werden uns hierüber erſt in jener Welt vorbehalten ſein!

Deine wahrhaft mütterliche Sorge, mit der Du darauf bedacht biſt, an Weihnachten Alles zu erfreuen, hat mir in der That recht wohl gethan; aber auch hier erlaube ich mir Dich darauf aufmerkſam zu machen, dieſe äußeren Sorgen nicht als Hauptſache zu betrachten. Bring' Deinem Herzen die Bedeutung dieſer ſchönen Zeit ſo nah als möglich, aber laß es Dir von dieſen Tändeleien nicht ſo gefangen nehmen, daß es den Sinn und den Dank für die höchſte Gabe, die Menſchwerdung Chriſti, verliert und vergißt. Auch bei den lieben Kindern bemühe Dich einen guten Samen auszuſtreuen, erzähle ihnen oft und viel von ihrem Heiland, ſo gut ſie es eben verſtehen können — für Liebe haben Kinder ja offene Herzen — und mache ihnen durch das Andenken an den himmliſchen Geber die irdiſchen Gaben werther und wichtiger.

Da ich dem lieben Vater auch noch einige Worte zu ſchreiben habe, ſo muß ich jetzt Abſchied nehmen. Lebe wohl, mein geliebtes Kind! Verkenne meine Liebe nicht. Grüße

mir Deine lieben Geſchwiſter herzlich und ſei der unwandelbaren Treue verſichert von

Deiner Tante Eliſe.

Neunundzwanzigſter Brief.

Maria an Tante Eliſe.

Ja, meine geliebte Tante, die Liebe hat Dein Auge geſchärft und läßt Dich tief in mein Herz blicken. Mit Staunen ſah ich auf einmal in klaren, deutlichen Worten ausgeſprochen, was ſeit einiger Zeit als unbeſtimmte Befürchtung meine Seele ängſtigte. Du haſt vollkommen Recht; ich war auf dem Weg, vor lauter Schaffen und Sorgen nichts Anders mehr zu hören und zu ſehen. Ich fühlte das wohl, aber Alles nur als eine unabänderliche Folge meiner verlaſſenen Lage betrachtend, ſeufzte ich unter meiner Laſt und war nahe daran, entweder in lautes Murren und Klagen zu verfallen, oder, nach und nach in die unvermeidliche Nothwendigkeit mich ergebend, mich ganz unter die Sorgen dieſes Lebens zu vergraben und ein ſo hohes Intereſſe für ſie zu gewinnen, daß mir außer ihnen Alles gleichgültig oder gar verächtlich und lächerlich erſchienen wäre. Habe Dank, geliebte Tante, daß Du mich wieder aufgerüttelt und ein Licht in meiner Seele aufgeſteckt haſt, das nicht vergeblich leuchten ſoll. Auch die Winke hinſichtlich Julchens will ich mir merken. Wohl möglich, daß ich auch hierin in meinem Eifer zu weit gegangen bin. Ich werde ſuchen einen andern Weg einzuſchlagen und hoffe Dir ein günſtiges Reſultat davon melden zu können.

Katharine hat uns jetzt verlaſſen und dieſer Umſtand erfordert gegenwärtig freilich meine ganze Aufmerkſamkeit, bis ich mich ſelbſt mit Lene ſo in ihre Geſchäfte hineingearbeitet habe, daß man ihre Lücke nicht fühlt. Es iſt gerade die ſchlimmſte Zeit: die Tage ſo kurz und trübe, Weihnachten und Edwins Abreiſe ſo nahe; aber dennoch bin ich ſeit Deinem letzten Brief voll Muth. Es wird gehen; der liebe Gott wird mir durchhelfen, und iſt nur erſt das neue Jahr da, ſo wird Alles eine freundlichere Geſtalt gewinnen.

Zu Frau Doktorin Berthold faſſe ich immer mehr Zutrauen; es iſt eine liebe fromme Frau. Aber Gabriele kann ich nicht recht verſtehen, ſie iſt zu ernſt für ihr Alter und hält Alles für Sünde. Ihre ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit geht ſo weit, daß ſie ſich kaum zu ſprechen erlaubt, weil ſie bei jedem Wort meint ſich zu verfehlen. Sollte das wohl der liebe Gott verlangen?

Heute, liebſte Tante, muß ich früher als mir lieb iſt zum Schluß eilen: es iſt Samſtag und dieſer Tag ſcheint faſt noch kürzer zu ſein als alle übrigen; darum nur noch die freundlichſten, herzlichſten Grüße vom lieben Vater, den Kindern und

Deiner dankbaren

Maria.

Dreißigſter Brief.

Maria an Emilie.

Geliebte Emilie.

Neben Dank, vielem Dank für Deine anſprechende Erzählung verdienſt Du doch auch ein klein wenig Zank für

Deinen Muthwillen in Betreff des Nachbars: Du biſt und bleibſt eben meine liebe ſchelmiſche Emilie! Aber es iſt jetzt ſchon recht, viel beſſer, als wenn es anders wäre — halte Dich nur an den lieben alten Mann; ſein Schutz kann Dir noch oft wohl bekommen.

Um nun auch Deine Fragen in der Geſchwindigkeit zu beantworten, ſollſt Du wiſſen, daß beſagter Herr Julius Lindtheim in Begleitung unſeres lieben Pfarrers, deſſen Gaſt er war, unſer Haus beſuchte. Aus der Stunde, welche ſie bei uns verweilen wollten, wurde es freilich Etwas länger, weil der liebe Vater ſie überredete, unſer Abend-Süppchen mit uns zu eſſen, was für mich, die Wirthin, nicht ohne kleine Verlegenheit abging, da ich, ſelbigen Tag mit der Waſch beſchäftigt, in der That nicht viel mehr als ein Süppchen am Feuer hatte. Doch wurde Alles ſatt und eine lebhafte Unterhaltung erſetzte die Einfachheit der Bewirthung. Zu dieſer beigetragen zu haben kann ich mich jedoch nicht rühmen, denn meine natürliche Schüchternheit verweist mich gewöhnlich nur auf's Zuhören. Ich weiß wohl, es iſt ein Fehler, und ein größerer, je älter ich werde, und ein doppelter in meinem Verhältniß, in welchem ich genöthigt bin die Hauswirthin zu machen; allein, dies Alles wohl einſehend, will eben Nichts heraus. In dieſer Hinſicht wäre es allerdings gut, wenn ich in größern Verkehr mit Andern käme, obgleich das Alleinſein meiner Neigung angemeſſener iſt. Gabrielens Umgang wird mir in dieſer Beziehung nicht viel förderlich ſein, da ſie noch viel, viel ſtiller und ernſthafter iſt als ich, nur mit dem Unterſchied,

daß bei ihr aus Grundſatz geſchieht, was bei mir theils angeboren, theils Neigungsſache iſt.

Gabriele, die ich Dir nun, ſo gut ich's vermag, beſchreiben will, iſt zwanzig Jahr alt, ſie iſt etwas größer als ich und hat eine ſchöne Figur, die aber durch ihre unvortheilhafte Kleidung kaum ſichtbar wird. Ihre Geſichtszüge könnte man faſt regelmäßig ſchön nennen, aber die auffallende Bläſſe ihres Geſichts und die Bewegungsloſigkeit ihrer Züge würden mehr an eine Statue als an ein lebendes Bild mahnen, ſpräche nicht das lebhafte, wiewohl unterdrückte Feuer ihrer großen ſchwarzen Augen, das nur zuweilen wie ein plötzlicher Blitzſtrahl ihrem Geſicht Leben verleiht, für das Gegentheil. Ihr reiches Haar iſt glänzend ſchwarz und ganz dazu geeignet, die Weiße ihrer hohen Stirne zu erhöhen, allein da es Gabriele nicht einfach geſcheitelt, ſondern gewaltſam aus dem Geſicht geſtrichen trägt, ſo erſcheint dadurch die Stirne zu hoch und überhaupt wird durch dieſe Friſur ihr Ausſehen ſehr entſtellt. In ihrem hübſch geformten Munde befinden ſich geſunde und niedliche Zähne, denen nichts fehlt als die Erhaltung, denn ich glaube, ein Ding, das man Zahnbürſtchen heißt, haben ſie noch nie geſehen. Mit einem Wort, man kann ſich beim Anblick Gabrielens kaum der Vermuthung enthalten, daß ſie es darauf anlege, ſich zu verunſtalten. Ob dies bewußt oder unbewußt geſchieht, darüber erlaube ich mir noch kein Urtheil. Bei der Wahl ihrer Kleidung iſt ſie, wie ich ſchon oben bemerkt habe, über die Maßen gleichgültig. Nicht nur ſind die Zeuge ſchlecht und altmodiſch, ſondern auch der

Schnitt iſt mehr als einfach und oft etwas unpaſſend; ſie macht ihre Kleider alle ſelber, hat es aber nie gelernt und viel zu wenig Sinn dafür, als daß ſie einige Mühe darauf verwenden ſollte. Ihre Kleider ſind auch, unreinlich nicht, aber alt und abgewaſchen. Ich würde denken, ihre ökonomiſchen Verhältniſſe verlangen dieſe Einſchränkungen, allein dies ſei nicht der Fall, auch iſt die Mutter ſtets auffallend beſſer gekleidet als die Tochter.

Du wirſt mich tadeln, daß ich mich ſo lange mit der Beſchreibung des Aeußern Gabrielen's aufhalte, allein einmal wirft dies oft ein richtiges Licht auf das Innere und dann kenne ich ſie ſelber noch zu wenig und zu kurz, um ihre moraliſchen Eigenſchaften recht darſtellen zu können; ernſthaft und ſchweigſam, wie ſie iſt, ſcheint dies noch ſchwerer zu ſein, als in der Regel bei andern jungen Mädchen. So viel glaube ich indeſſen gewiß zu wiſſen, daß ſie ſehr fromm iſt, viel, viel frömmer als ich und — nimm mir's nicht übel — auch als Du! Sie nimmt es mit Allem ſo genau und iſt ſo ängſtlich gewiſſenhaft, daß ſie kaum wagt ein Wort zu ſprechen, und faſt Alles, was ſie ſagt, weiß ſie in irgend eine religiöſe Beziehung zu bringen. Ein bloß weltliches Buch würde ſie um keinen Preis leſen, wenn es auch noch ſo viel Schönes enthielte, und eben ſo wenig könnte ſie ſich entſchließen, eine Geſellſchaft zu beſuchen, in der ſie mehrere Stunden lang Geſpräche anhören müßte, die in keinerlei Weiſe auf Religion abzielten. Ich glaube auch, daß ihr mein Umgang deßwegen nicht der angenehmſte iſt, ſo wie, aufrichtig geſtanden, ich mich auch nicht ganz behag-

lich bei ihr befinde. Wunderbar aber fühle ich mich dann wieder auf der andern Seite unwiderſtehlich zu ihr hingezogen und oft will es mich bedünken, ſie habe doch das beſſere Theil erwählt und das Gefühl in ihrer Nähe, das faſt wie Furcht iſt, komme bloß daher, weil ich erkenne, wie tief ich unter ihr ſtehe und wie weit ſie es gegen mir in der Selbſtbeherrſchung und in der Liebe zu ihrem Gott und Heiland gebracht habe. Ein beſonders gutes Beiſpiel giebt Gabriele im Fleiß. Sie ſteht auch jetzt mitten im Winter früh um ſechs Uhr auf und arbeitet immer fort. Auch für Andere um's Geld, wie mir's ſcheint, was mich wundert, da ihre Mutter ein ziemlich großes Vermögen beſitzt. Warum thut ſie nun dies? Geizig iſt ſie doch gewiß nicht.

In feinen weiblichen Arbeiten beſitzt ſie ausgezeichnete Geſchicklichkeit; ich habe in meinem Leben nicht ſchöner nähen und ſticken ſehen, auch macht ſie hübſche Blumen und noch viele andere niedliche Arbeiten. Wie viel könnte ich auch in dieſer Beziehung von ihr lernen.

Begierig bin ich doch, welches Urtheil Du über ſie fällſt, wenn Du ſie einmal geſehen haſt. Aber wann wird dies geſchehen? Meine Sehnſucht nach Dir, meine geliebte Freundin, iſt ſo groß und Du ſchiebſt die Erfüllung meiner Wünſche bis auf den fernen Frühling hinaus!

Ueber Deine dritte Frage, den Pflegeſohn unſers lieben Pfarrers betreffend, kann ich Dir nur das Wenige ſagen, was ich ſelber weiß: daß er Hermann Jäger heißt, die Landwirthſchaft ſtudirt hat und ſich gegenwärtig bei einer freiherrlichen Familie von Strahlenau in Mähren be-

findet. In Geſellſchaft eines Sohnes des Hauſes wird er nächſten Frühling auf Beſuch hier erwartet, worauf ſich der Pfarrer, der mit Vaterzärtlichkeit an ihm hängt und ihn als einen ausgezeichnet vorzüglichen jungen Mann ſchildert, ganz außerordentlich freut. Nun mußt Du zufrieden ſein, denn Du weißt jetzt gerade ſo viel als ich ſelbſt.

Auf beigelegtem Zettel war ich ſo frei, Dir Einiges aufzuſchreiben, das ich Dich freundlich bitte mir einzukaufen und natürlich vor Weihnachten zu ſchicken. Lege auch noch ein Dutzend gefarbte Glaskugeln bei, damit es dem Chriſtbaum nicht an Schmuck und Glanz fehle. Jetzt ſind es nur noch vier Tage bis dahin — o könnteſt Du bei uns ſein, welch eine Freude für

Deine verwaiste Maria.

Einunddreißigſter Brief.

Maria an Tante Eliſe.

Schon ſo oft, meine geliebteſte, meine theuerſte Tante, haſt Du Sorge, Kummer und Schmerz mit mir getheilt, — heute ſollſt Du Dich auch einmal mit mir freuen! Denn ach, was hatte ich geſtern einen glücklichen Tag und vollends der Abend, ein wahrhaft heiliger Abend!

Nichts, Nichts fehlte meinem Glück, als daß Du, geliebte Tante, nicht bei uns ſein konnteſt! Wie würdeſt Du Dich gefreuet haben, die jauchzenden Kinder, den glänzenden Baum, die allgemeine Luſt zu ſehen! Noch nie ſeit der geliebten Mutter Tod ſah ich den lieben Vater ſo wahrhaft aufgeheitert als geſtern Abend. Nicht als ob die Er=

innerung an die theure Selige bei unſerer Freude in den Hintergrund getreten wäre, nichts weniger! vielmehr war es, als wäre ſie mitten unter uns, als höre und ſähe ſie uns vom Himmel herab. Ehe wir zur Beſcherung in's Pfarrhaus gingen, rief mich der liebe Vater in ſein Zimmer und übergab mir der theuren Mutter Gedenkbüchlein und ihre Bibel, aus welcher ſie ſich täglich erquickte — Heiligthümer, nach deren Beſitz mich ſchon lange gelüſtete. Sieh, Maria, ſprach er, dieſe Andenken übergebe ich Dir im Namen Deiner verklärten Mutter. Seine Augen waren naß, ich wollte ſeine Hand ergreifen, er zog mich liebend an ſein Herz, wir verſtanden uns vollkommen, aber dieſe Erinnerung ſtörte unſere Freude nicht, ſie erhob ſie nur. Wir waren ſelig im Lieben, im Glauben, im Hoffen!

Den Morgen ſchon dieſes ſchönen Tages begrüßte ich mit frohem Dankgefühl. Den von den Kindern ſo heiß erſehnten Abend konnte ich ruhig und innerlich geſammelt erwarten, denn es war mir gelungen, alle meine angefangenen Arbeiten vollendet zu ſehen. Einige weitere Kleinigkeiten, die ich noch verfertigen wollte, unterließ ich auf Deinen Rath lieber, um nicht bis auf die letzte Stunde in unruhigem Getreibe leben zu müſſen. Bald nach dem Frühſtück langte Dein Kiſtchen bei uns an. Welche Freude, dies eröffnen und auspacken zu dürfen, und welche Ueberraſchung beim Anblick dieſer Menge von ſchönen und nützlichen Gegenſtänden! Wie haſt Du uns, liebe Tante, ſo reich gemacht und Jedem zu ſeinem Wünſchen verholfen! Dem lieben Vater die niedliche Mütze, mir einen Sammthut, nach welchem mein

eitler Sinn ſchon lange trachtete, und dann vollends die Kinder! Julchen iſt glückſelig mit ihrer Puppenküche und Edwin läßt es ſich nicht nehmen, Dir einen eigenen Brief, den erſten in ſeinem Leben, zu ſchreiben, um Dir für den ſo ſehr erwünſchten Bücherranzen zu danken.

Für das viele vortreffliche Backwerk, das Dir ſo große Mühe gemacht hat, bin ich Dir, liebſte Tante, ganz beſonders verpflichtet. Nimm eben unſern innigſten, herzlichſten Dank für alle Deine Liebe!

Die Kinder erfuhren natürlich von der Ankunft der Kiſte nichts. Sogleich nach Tiſch wollte ich im Beſuchzimmer einheizen laſſen und Alles zur Beſcherung zurichten, da kam unter dem Eſſen die niederſchlagende Nachricht, daß unſer lieber Pfarrer, der begreiflich unter uns ſein ſollte, nicht kommen könne, weil er ſich den Fuß beſchädigt habe. Das war uns Allen, beſonders aber auch dem lieben Vater, höchſt verdrießlich. Mein Vorſchlag, die ganze Beſcherung in's Pfarrhaus zu bringen und das Feſt dort zu veranſtalten, fand des lieben Vaters Beifall. Man ließ anfragen und erhielt erwünſchte Antwort. Dieſe Anordnung erhöhte noch die Freude der Kinder. Im Pfarrhaus, im Pfarrhaus iſt der Chriſttag! riefen ſie ſich immerwährend jubelnd zu. Die Mittagsſtunden waren eine Wartezeit für Jung und Alt. Ich ſetzte mich zu den Kindern und erzählte ihnen von der Geburt des lieben Heilandes, wie das Kindlein in der armen Krippe gelegen und doch von den himmliſchen Heerſchaaren begrüßt worden ſei u. ſ. w. Sie waren ſehr aufmerkſam und die Augen des weichen Julchens

füllten ſich mehrmals mit Thränen; in Edwin aber ſtieg je zuweilen der Seufzer auf: ach, wenn es doch ſchon Abend wäre! Endlich verließ ich die Kinder, um die Geſchenke in Körbe zum Forttragen zu ordnen, da hörte ich etwas vor unſerem Haus anfahren. Ich ſchaute aus dem Fenſter — es war meine Emilie! Stelle Dir, liebe Tante, mein Entzücken vor. Faſt mit einem Schritt war ich die Treppe hinab, in ihren Armen! Auch ſie ſtrahlte vor Freuden mich, uns Alle wiederzuſehen. Der liebe Vater gönnte mir dieſe Ueberraſchung herzlich und Julchen ſagte: gelt, Maria, jetzt haſt Du Dein eigenes Chriſtkindlein? Emilie war voller Luſt und Leben. Trotz der etwas beſchwerlichen Reiſe half ſie mir ſogleich an allen Orten und freute ſich ungemein, nun auch gleich in's Pfarrhaus zu kommen.

Wir beiden Mädchen wanderten um vier Uhr endlich dem Pfarrhofe zu — die Körbe waren vorher hingebracht worden — und nun wollten wir Alles zum Empfang der Uebrigen herrichten; eine Stunde ſpäter ſollte dann der Vater mit den Kindern nachkommen. Allein der gute Pfarrer, auf den Sopha gebannt, bat uns, die ganze Anordnung nur ſeiner Haushälterin zu überlaſſen, die Alles auf's Beſte beſorgen werde; wir aber ſollten ihm indeſſen Geſellſchaft leiſten. Dies war mir nun gar nicht lieb, denn, dachte ich, wie wird dieſe geſchmackloſe Perſon etwas Ordentliches herrichten können? Doch wagte ich nicht Einſprache zu thun und begnügte mich, ihr zu ſagen, was für jedes der Anweſenden beſtimmt ſei. An meiner heitern Emilie hatte der liebe Pfarrer eine große Freude und machte gleich ſeine gut-

müthigen Späßchen mit ihr, aber er ſprach auch manch ernſtes, ſchönes Wort mit uns, das mehr einem Gebet gleich ſah und meine Emilie tief bewegte. Als es ſchon dunkelte, wünſchte ich eben doch auch nur nachſehen zu dürfen, aber nein, der Pfarrer ließ es nicht zu: er ſei der Wirth, er ſelbſt müſſe die Wirthſchaft unterſuchen, und ſo hinkte er durchaus allein fort, bald mit der Nachricht zurückkommend, daß Alles wohl beſtellt ſei. Bald darauf erſchien der liebe Vater mit den ungeduldigen Kindern an der Hand und nun zog Alles der großen blauen Stube zu. Aber welche Ueberraſchung! das ganze Zimmer war nicht mehr blau, ſondern glich einem ſchön beleuchteten Tannenwäldchen! In der Mitte auf einer langen Tafel hob ſich vollends ein ganz rieſenhafter Tannenbaum, mit Lichtlein und Schönheiten aller Art reich geſchmückt. Ueber dieſem ſchwebte ein ſchöner Engel, der die feurig ſtrahlenden Worte in dem Mund trug: Gott iſt die Liebe. Um den Baum her waren die Geſchenke aufgepflanzt, nicht nur, was uns Deine und des Vaters Liebe beſchert hatte, ſondern auch von dem lieben Pfarrer wurde jedes der Anweſenden auf das Sinnvollſte bedacht; ſogar Emilie durfte nicht leer ausgehen.

Der Jubel der Kinder war unbeſchreiblich, aber auch die Alten mußten nur ſtaunen, wie ſchön und geſchmackvoll Alles angeordnet war. Daß dies nicht das Werk weniger Stunden ſein konnte, war augenſcheinlich, und unſer lieber Pfarrer mußte eingeſtehen, daß er den Plan längſt gemacht, der böſe Fuß ihm aber zum paſſenden Vorwand gedient habe, die Beſcherung in ſeinem Hauſe zu vereinigen. Wer

aber hatte die ganze kunſtvolle Anordnung und Ausſchmückung ausgeführt? Niemand anders als Gabriele, die nebſt ihrer lieben Mutter ſich jetzt weidete an unſerm Erſtaunen.

Die Ueberraſchungen hatten aber noch kein Ende. Denn plötzlich that ſich die Thüre in's Nebenzimmer auf und ein zweiter prächtig erleuchteter Baum in der Mitte eines großen Tiſches, der mit zwanzig Tellern mit Weihnachtsgaben überſtellt war, zeigte ſich unſern Blicken. Zugleich traten zwanzig arme Kinder des Dorfs herein. Es waren ſolche, die ſich das Jahr über in der Schule gut aufgeführt und die entweder verwaist oder bei ihren ganz armen Eltern keine Beſcherung zu erwarten gehabt hätten. Schiefertafeln, Federrohre, Kiele, auch einige Kleidungsſtücke, dann auch Aepfel, Nüſſe, Mürbes u. ſ. w. waren die willkommenen Gaben, die ſie erhielten.

Könnte ich Dir doch, geliebte Tante, die vergnügten Geſichter dieſer kleinen derben Burſche hinmalen! Zuerſt waren ſie alle ganz ſtill und etwas verblüfft, aber nach und nach wurden ſie dreiſter. Manche, beſonders Knaben, jubelten laut, Manche aber zeigten nur ein ſtilles Entzücken. Ein kleines rothbackiges Mädchen, die ganz im Anblick des ſchönen Engels im zweiten Zimmer verſunken daſtand, ſagte endlich zu einer größern leiſe: „Iſt's jetzt auch wohl noch ſchöner im Himmel?" Solche Fragen hörte man mancherlei, und beſonders war ihnen die große Helle ſo unbegreiflich. Als ſich endlich Alles ſatt gefreut und verwundert hatte, ſetzte ſich Gabriele, auf einen Wink des Pfarrers, an's Klavier. Groß und klein ſchaarte ſich um daſſelbe und in dem ſchö-

nen Choral: „Nun danket Alle Gott“ vereinigten ſich die Stimmen zu Dank und Anbetung. Es war ungemein lieblich, von den hellen Kinderſtimmchen das Lied ſo ſanft und richtig ſingen zu hören. Wem ſollte hiebei das Wort nicht eingefallen ſein: „Aus dem Munde der Kleinen haſt Du, o Herr, dir dein Lob zubereitet.“ Gabriele war dieſen Abend ein ganz verwandeltes Weſen. Freude und Rührung hatten ihrem ſchönen Geſicht den lebhaften Ausdruck gegeben, den man gewöhnlich ſo ſehr darauf vermißte, ein feines Roth lag auf ihren Wangen, ihre großen ſchwarzen Augen voll des tiefſten Gefühls der Andacht und Liebe zum Himmel aufgeſchlagen — ſo ſaß ſie am Klavier, eine zweite Cäcilie! Sie hat eine herrliche, klangreiche und wohl ausgebildete Stimme, mit der ſie aber nur Choräle ſingt. Auch der liebe Pfarrer ſang mit, er ſingt noch ſchön! und denke, ſelbſt der Vater gab ſich alle Mühe nicht zurückzubleiben. Ja, in der That, das Bauernmädchen hatte Recht: es war wie im Himmel! Meine gute Emilie war ſo heftig ergriffen, daß ſie zu weinen anfing und ſo eben ſagte ſie mir: die Freude habe ſie die ganze Nacht nicht ſchlafen laſſen.

Auf Erden geht aber eben Alles vorüber und ſo nahm auch unſer Geſang ein Ende, worauf die kleine vergnügte Schaar abzog und auch unſere Kinder ſich bequemen mußten, durch Lene heim und zur Ruhe gebracht zu werden. Die Erwachſenen aber theilten noch ein einfaches Abendbrod mit ihrem freundlichen Wirthe und erſt als der heilige Abend zur heiligen Nacht geworden war, zogen ſie ſtill, glücklich und dankbar nach Hauſe.

Unſer lieber Pfarrer iſt doch ein trefflicher Mann. Die Schmerzen ſeines kranken Fußes nicht achtend, hielt er den Morgengottesdienſt, von welchem wir ſo eben zurückkommen, ſelbſt. Und welche herrliche Weihnachtspredigt! Ach, daß doch dieſe guten Eindrücke uns zur wahren Weihe des Lebens dienen möchten!

Nun, liebſte Tante, noch einmal unſern herzlichſten Dank und den Wunſch, daß Dir der liebe Gott geſunde und ſegensreiche Feiertage ſchenken möge!

Mit kindlicher Liebe

Deine dankbare Nichte

Maria.

Zweiunddreißigſter Brief.

Edwin an Tante Eliſe.

Liebe Tante.

Ich will Dir auch einen Brief ſchreiben. Ich will Dir danken, Du haſt mir ſo viele gute und ſchöne Sachen zum Chriſttag geſchickt. Der Bücherranzen iſt mir ſehr angenehm, weil ich jetzt bald in die Koſt komme und dann zuweilen einen Beſuch in Grünthal machen darf, dann werde ich meine Kleider und Bücher hineinpacken und mir ihn auf den Rücken hängen wie ein Handwerksburſche auf der Wanderſchaft. Julchen ſagt, ich ſoll Dir auch für ſie recht ſchön danken.

Eine Puppenküche, das habe ſie ſich gerade gewünſcht, ſie kocht jetzt den ganzen Tag, bald wird ſie alle ihre Gutlen verkocht haben. Von dem lieben Vater habe ich einen Erd- und Himmelsglobus bekommen, das hat mich ſehr gefreut;

von dem Herrn Pfarrer eine ſchöne Schreibmappe und ein Buch, und Maria hat mir einen Hoſenträger gemacht. Hat Dir Maria erzählt, wie ſchön es im Pfarrhaus war? Ich ſage Dir, liebe Tante, es war prächtig! und über dem Baum ein Engel, der hatte einen Spruch von feurigen Buchſtaben in der Hand; und dann die armen Kinder, das hat mich ſo gefreut, daß dieſe auch Etwas bekommen haben, der Friederle war auch dabei, der ſo arm iſt, daß er den ganzen Tag nichts zu eſſen bekommt als Kartoffeln und gar nie Fleiſch und Salat, er hat es mir ſchon oft ſelber geſagt. Und das Singen hat mir auch wohl gefallen, ich wäre gern noch länger da geblieben, aber wir mußten heim, weil es ſchon ſpät war.

Nun reiſe ich bald ab. Es wird mir ein wenig ſchwer fallen zuerſt, aber ich freue mich auch, weil ich hier gar keinen Kameraden habe und ſo allein bei dem lieben Vater lernen muß; wenn ich nur mein Julchen auch mitnehmen könnte! Julchen läßt Dich grüßen, liebe Tante, und ſchickt Dir hier ein Serviettenband, ſie hat es ſelbſt genäht auf Stramin. Schreiben kann ſie noch nicht, auch noch nicht leſen, aber ſie muß es jetzt bald lernen bei Maria oder bei dem Herrn Schulmeiſter. Ich habe Dir Nichts machen können: ich kann Nichts.

Nun weiß ich Nichts mehr, liebe Tante, lebe wohl! Ich bin

Dein gehorſamer Neffe

Edwin Werner.

Dreiunddreißigſter Brief.

Der Pfarrer von Grünthal an ſeinen Pflegeſohn.

Mein lieber Hermann.

Wenn dieſer Brief meinem letzten * faſt auf dem Fuße folgt, ſo mag Dir dies ein Beweis ſein, wie gern ich mich mit Dir unterhalte; dazu kommen denn noch einige kleine Nebengründe. Erſtens iſt's Weihnachten und da iſt mein lieber Sohn von Jugend auf an ein kleines Liebeszeichen von ſeinem alten Vater gewöhnt. Was mag Dir aber gerade nützlich und angenehm ſein? Das kann ich nicht wiſſen, darum erlaube ich mir, Dir ein kleines Wechſelchen beizulegen, wovon Du jedenfalls einen guten Gebrauch zu machen wiſſen wirſt.

Der zweite Grund meines heutigen Schreibens iſt eine unerwünſchte Feiertagsmuße. Ich hatte nämlich vor einigen Tagen einen kleinen Unfall: indem ich ein Buch aus einem obern Fach meines Bücherſchranks herabholen wollte, that ich einen Fehltritt und beſchädigte mir den Fuß. Die kleine Verletzung nicht achtend, war ich am heiligen Abend viel auf den Beinen und hielt auch noch, wiewohl mit Anſtrengung, den Gottesdienſt am Chriſttag. Allein nun rächt ſich dieſe Vernachläſſigung mit heftigen Schmerzen und ſo muß ich mir's gefallen laſſen, ganz auf dem Sopha auszuharren und die Feiertagspredigten einem Freunde aus der Nachbarſchaft zu überlaſſen. Es iſt mir dies eine wahre Verläugnung, denn lange vorher freue ich mich immer einer ſo ſchönen Feſtzeit, in der ich Gottes Wort meiner lieben Gemeinde recht oft verkündigen darf, auch koſtet mich's körperlich ſo wenig Anſtren-

* Dieſer iſt nicht abgedruckt.

gung, daß ich im Gegentheil mich nach jeder Predigt geſtärkter fühle und immer beſſer in's Feuer komme. Nun muß ich mir ſelbſt ſtatt Andern predigen und das iſt auch gut. Eine ſolche unwillkommene Unterbrechung unſerer Thätigkeit zeigt uns zunächſt, daß es Gnade iſt, wenn der Herr uns würdigt, in ſeinem Weinberg zu arbeiten und läßt uns überhaupt Zeit, ernſte Blicke in unſer eigenes Herz zu werfen, was gar leicht verſäumt wird, wenn wir nur immer darauf angewieſen ſind, auf Andere zu wirken. Und wo ſollte mehr als beim chriſtlichen Prediger die weiſe Warnung vom Balken im eigenen und dem Splitter im fremden Auge ihre Anwendung finden?

Wenn jede Feſtzeit und ganz vorzüglich das Weihnachtsfeſt dazu geeignet iſt, dem Nachdenkenden und Glaubenden die Liebe Gottes in der Gabe ſeines Sohnes recht groß und anbetungswerth werden zu laſſen und in unſerer Bruſt eine Freude der Unſterblichkeit zu erwecken, die ſich ſiegend über irdiſchen Kummer und Schmerz erhebt, ſo iſt es gewiß auch ein ſehr lieblicher Gebrauch, in dieſer ſchönen Zeit den lieben Kindern Freude zu machen, überhaupt das Herz durch Geben und Empfangen zu erwärmen und für die Gefühle der Liebe zu erweitern. Nur ſollte nicht, wie es jetzt ſo oft geſchieht, durch Uebertreibung der urſprünglich darin gelegene ſchöne Sinn zerſtört und nicht dieſe irdiſchen Gaben, die nur als ſchwache Zeichen hinweiſen ſollten auf die höchſte Gabe der göttlichen Liebe, als die Hauptſache und einzige Quelle der Freuden angeſehen werden. Alle Eltern möchte ich daher bitten, doch auch bemüht zu ſein, ihren Kindern ſo bald als möglich, natürlich in kindlicher Weiſe, eine würdige Vorſtel-

lung von dieſem ſchönen Feſte beizubringen. Ehemals glaubten die Kinder bis in's ſechste oder ſiebente Jahr ſteif und feſt, das heilige Chriſtkindlein bringe die Schönheiten alle unmittelbar vom Himmel herab, und mit welch' heiliger Glorie umgab dieſer kindliche Glaube die Beſcherung und welche Liebe erweckte er in dem kleinen Herzen zu dem lieben Heiland! Jetzt iſt man zu dieſer Vorſtellungsart zu aufgeklärt, zu vernünftig, zu ungläubig. Schon das zwei- oder dreijährige Kind weiß ſehr gut, daß dieſe Sachen von Vater und Mutter gekauft ſind, und betrachtet ſie nicht viel anders, als eben alle andern Geſchenke der elterlichen Liebe. Liebe zum Sohn Gottes dadurch einzupflanzen fällt faſt Niemanden mehr dabei ein, und ſo iſt denn offenbar an die Stelle des ſchuldloſen Aberglaubens ein weit ſchädlicherer Unglaube getreten. Ich denke, es ließen ſich in unſerer kalten Zeit auch bei Erwachſenen noch manche derartige Beiſpiele nachweiſen.

Doch genug hierüber! Ich werde die Welt nicht anders machen. Hatten doch wir in unſerm ſtillen Grünthal einen recht ſchönen heiligen Abend. Wäreſt Du, mein lieber Hermann, nur in unſerer Mitte geweſen! Ich hatte mich lange darauf gefreut, den Werner'ſchen Kindern ein kleines Feſt zu bereiten. Zuerſt ſollte ich Zeuge ihrer Freude in ihrem Hauſe ſein und dann wollte ich ſie zu mir führen, allein mein kranker Fuß, der mich am Ausgehen hinderte, bewirkte den glücklichen Entſchluß, daß man die Beſcherung im Pfarrhaus vereinigte und dadurch wurde das Feſt deſto großartiger und vollſtändiger. Gabriele Berthold hatte die Gefälligkeit, mir bei der würdigen Ausſchmückung des blauen Zimmers, wozu

ich ſchon allerlei Vorbereitungen getroffen hatte, an die Hand zu gehen; und die grünen Tannenbäume mit den vielen Lichtlein und einigen gut angebrachten Transparenten nahmen ſich wirklich recht artig aus, auch das daran ſtoßende gelbe Zimmer wurde durch einen großen reichlich mit Wachskerzen verſehenen Chriſtbaum erleuchtet, und hieher hatte ich zwanzig arme Waislein beſchieden, die an dieſem Abend auch die Freundlichkeit des Herrn durch Gaben aus menſchlicher Hand ſchmecken ſollten. Außer der Werner'ſchen Familie, Gabriele und ihrer Mutter wurde unſere kleine Geſellſchaft noch durch ein liebes junges Mädchen, einer Freundin Maria's, vermehrt. Es war wirklich ein reines ungeſtörtes Vergnügen und ſelbſt Freund Werner wurde ganz aufgethaut und warm, ja als wir am Ende zu Gabrielens ſchönem und ausdrucksvollem Spiel Alle mit dankerfüllter Seele einen Choral ſangen, brummte auch er aus beſten Kräften mit. Die anweſenden Kinder äußerten ihr Erſtaunen und ihre Freude auf verſchiedene Weiſe, aber auch bei den drei erwachſenen Mädchen konnte dem aufmerkſamen Beobachter die Eigenthümlichkeit einer jeden nicht entgehen. Die lebhafte, ſonſt ſehr heitere Emilie fing vor tiefer Herzensbewegung laut zu weinen an; Maria's Blicke leuchteten voll ſtiller Freude und ſie bemühte ſich, an jedes der Kinder freundliche und theilnehmende Worte zu richten; Gabriele ſprach Nichts, ſondern ſchien, beſonders als ſie am Klavier ſaß, gar einer andern Welt anzugehören. Dieſes Mädchen iſt überhaupt eine ſeltene Erſcheinung. Ganz von der Liebe des Herrn durchdrungen und nur von dem Wunſche beſeelt, nach ſeinem Willen zu leben, iſt ſie natürlich

auf's Aeußerſte darauf bedacht, ſeine Gebote zu erfüllen und Alles, was dagegen iſt, zu unterlaſſen. Aber bei der Schwäche und Verdorbenheit unſerer menſchlichen Natur wird dies nie vollkommen gelingen, und dieſes an ſich ſo edle Streben kann ſogar ſehr ausarten, wenn wir dabei zu viel auf unſere eigene Kraft bauen. Geſetzliche Werkheiligkeit oder engherzige Selbſtgerechtigkeit und geiſtlicher Hochmuth werden die Früchte des ſich ſelbſt betrogenen Herzens ſein, ehe dies eine Ahnung davon hat, daß es nicht auf dem rechten Wege geht. Ich will das nicht von Gabrielen ſagen, aber etwas ſchroff ſcheint ſie mir doch gegen Andere zu ſtehen und ihre Grenzlinie zwiſchen Recht und Unrecht allzu eng abgeſteckt zu haben. Liebe, ein Herz voll Liebe verlangt der Herr von ſeinen Jüngern gegen Jedermann, auch gegen Andersdenkende und Fehlende. Wer war denn mitleidiger als er? Und um dieſer Liebe willen will er uns viel vergeben, wenn wir, das Bedürfniß der täglichen Vergebung anerkennend, um ſeine vermittelnde Gnade bitten. Alles Selbſtrechtmachen können wir nicht, das weiß der Herr am Beſten, aber lieben und glauben können wir, wenn wir ernſtlich wollen.

Maria Werner, die zweite meiner jungen Freundinnen, iſt ein ſehr liebenswürdiges Mädchen, ſie hat ein bildſames Gemüth bei viel innerer Kraft. In den Stürmen des Lebens, die bei ihr früh begannen, wird ſie nicht unterſinken, wofern ſie, was ich hoffe, den rechten Steuermann und das rechte Ziel nicht aus den Augen verliert.

Mit herzlicher Theilnahme las ich in Deinem letzten Brief, daß es mit dem Befinden Deines lieben Verwalters

wieder beſſer geht. Dir und allen ſeinen Freunden mag ich ſeine Wiedergeneſung gönnen, ihm ſelber wäre vielleicht ein ſeliger Feierabend mehr zu wünſchen geweſen, doch was Gott thut, das iſt wohl gethan!

Lebe wohl, mein lieber Hermann! Von Herzen

Dein treuer Pflegevater.

Vierunddreißigſter Brief.

Die Tante an Edwin.

Du, mein lieber Edwin, ſollſt den erſten Brief von mir haben im neuen Jahr und vielleicht iſt es auch der erſte, den Du an Deinem neuen Aufenthaltsort empfängſt.

Du haſt nun alſo das liebe Vaterhaus verlaſſen!

Ich glaube wohl, daß es Dir anfangs ein wenig wehe thun wird, allein junge muntere Leute gewöhnen ſich bald, und da Dein Herr Präzeptor und ſeine Frau Dich gewiß liebevoll behandeln werden, ſo findeſt Du ja an dieſen wieder neue Eltern. Schließe Dich nur mit kindlichem Vertrauen an ſie an und ſei immer ganz offen und wahr gegen ſie. Vor Allem aber, mein lieber Edwin, vergiß keinen Augenblick, daß Einer iſt, der Alles hört und Alles ſieht, nicht nur was Du thuſt und ſprichſt, ſondern auch was Du denkſt und fühlſt, und daß dieſer Dein lieber Vater im Himmel iſt.

Vergiß nicht, daß dieſer Dich mehr liebt, als ein Menſch Dich lieben kann, und Dir Alles giebt, was Du bedarfſt, und dafür Nichts haben will, als daß Du ihn wieder liebſt und aus Liebe zu ihm ſeinen Geboten und der Stimme Deines Gewiſſens gehorchſt. Ja Edwin, vergiß nie, daß Gott all-

gegenwärtig iſt und daß es deßwegen lange nicht genügt, nur Böſes zu meiden, ſo weit das Auge der Menſchen reicht. Gottes Auge müſſen wir ſcheuen und dies ſchaut in die verborgenſten Winkel um uns und in uns. Schreibe dies tief in Dein Herz hinein und verſäume es nicht, Dich täglich und immerwährend in den Schutz Deines Gottes zu empfehlen. Je treuer Du ihm biſt, je lieber wirſt Du dies thun, denn gute Kinder nahen ſich gerne ihrem lieben Vater mit Bitten und Danken, und es iſt meiſtens kein gutes Zeichen, wenn die Luſt oder der Muth zum Gebet fehlt.

Für Dein liebes Briefchen, das mir viel Freude gemacht hat, danke ich Dir recht ſchön; ich hoffe, Du ſchreibſt mir bald wieder, doch, verſteht ſich, nur, wenn Du nichts Wichtigeres darüber verſäumſt.

Eure Chriſttagsbeſcherung muß freilich glänzend und prächtig geweſen ſein, ich hätte ihr auch wohl beiwohnen mögen! Daß der gute Pfarrer auch der lieben armen Kinder gedachte, hat mich beſonders gefreut. Sieh, lieber Edwin, wie gut Du es gegen dieſe haſt, wie leicht man Dir es zu machen ſucht, daß Du Alles lernen kannſt, was Du nöthig haſt, um einſt ein brauchbarer Menſch zu werden; ſei dankbar dafür durch Fleiß und aufmerkſame Benützung Deiner Lehrſtunden.

Da ich vermuthe, Dein Chriſttagsbackwerk ſei aufgezehrt, ſo ſchicke ich Dir hier einiges Obſt und wünſche Dir guten Appetit dazu. Nun lebe wohl, lieber Edwin! Dich herzlich grüßend

Deine treue Tante

Eliſe.

Fünfunddreißigſter Brief.

Die Tante Eliſe an Maria.

Es thut mir herzlich leid, meine geliebte Maria, daß mir, durch Beſuche aufgehalten, jetzt nur noch wenig Zeit zur Beantwortung Deiner beiden lieben Briefe bleibt. Durch den erſten derſelben haſt Du mich an eurer Chriſttagsfreude im Geiſt vollkommen Antheil nehmen laſſen. Der andere ſpricht mir in ſeinen guten Wünſchen zum neuen Jahr wieder auf's Neue Deine aufrichtigen kindlichen Geſinnungen aus! Für beide bin ich Dir von ganzem Herzen dankbar, ſie haben mir ungemein viel Vergnügen gemacht, und es iſt mir ein wahrer Genuß, ſie öfters wieder zu leſen. Ein größerer Brief, an den lieben Vater geſchrieben, gilt auch für Dich, und ich beſchränke mich nur noch darauf, Dir für das ſchöne Geſchenk, die niedliche Taſche, zu danken. Iſt es denn möglich, daß Du auch dieſe ſelbſt verfertigt haſt? Wirklich, Dein Fleiß iſt bewundernswürdig, aber ich bitte Dich, mein liebes Kind, gieb Dir doch in Zukunft mit mir keine ſolche Mühe, ich kann ja die ſchöne Taſche, die von allen meinen Bekannten bewundert wird, nicht ohne Mitleiden anſehen, weil ich mir ſtets dabei denke, welch ein Opfer dieſe mühevolle Arbeit Dir und Deinen Augen gekoſtet hat.

Wie mag ich Dir die Freude gönnen, die Dir der Beſuch Deiner lieben Emilie macht. Grüße ſie auch von mir! Und nun lebe für heute wohl. Bald mehr von

Deiner getreuen Tante

Eliſe.

Sechsunddreißigſter Brief.

Die Tante an Julchen.

Mein liebes Julchen!

Nun habe ich dem lieben Vater, Maria und Edwin geſchrieben, und Du, liebes Kind, ſollteſt leer ausgehen? Nimmermehr! Du verdienſt ja den größten Dank, daß Du mit Deinen kleinen Fingerchen Dir ſo viele Mühe gegeben haſt, um Deine alte Tante durch ein ſo ſchönes Servietten= band zu erfreuen. So oft ich es anſehe, und das geſchieht täglich, weil ich es ſogleich in Gebrauch nahm, freue ich mich über dieſe erſte Probe des Fleißes und der Beharrlichkeit meines lieben Julchens. Fahre ſo fort, mein liebes Kind, ſei folgſam und fleißig, ſo wirſt Du dem lieben Gott und allen guten Menſchen wohl gefallen. Maria liebt Dich mit der zärtlichſten Liebe und ſorgt wie eine Mutter für Dich, darum wirſt Du gewiß auch recht aufmerkſam ſein auf Alles, was ſie Dich lehrt, und nichts thun, was ſie betrüben könnte.

Da ich weiß, liebes Julchen, daß Du Freude an klei= nen Geſchichtchen haſt, will ich Dir auch Etwas erzählen, das mir kürzlich vor Ohren kam.

Das Täubchen.

„Ach ein Täubchen, liebſte Mutter, möchte ich haben,“ bat eines Tages die kleine freundliche Hermine; „ach, ſo ein niedliches, allerliebſtes Thierchen, wie ich eben bei Langens Jettchen eines ſah. Schneeweiß und ganz zahm; es pickte mir die Brodkrümchen von der Hand weg, und mit ſeinen hellen Aeuglein ſah es mich ſo treu und lieb an! O nicht wahr, liebe Mutter, Du kaufſt mir auch ein ſolch liebes

Thierchen?" — „Gewiß, mein Kind, wenn Du fleißig und gehorſam biſt!" Ach wie freute ſich Hermine! Sie lief im ganzen Haus umher, um allen Bewohnern ihr Glück anzukündigen und das paſſendſte Plätzchen aufzufinden, wo die Wohnung für den erſehnten Gaſt aufzuſchlagen wäre. Mit einem rothen Halsbändchen gedachte ſie deſſen ſchönen weißen Hals zu ſchmücken, und dies ſelbſt zu ſtricken machte ihr beſondere Freude. Den ganzen Tag ſprach ſie von nichts als dem weißen Täubchen und des Nachts träumte ſie davon. Nie hatte man ſie ſo emſig und achtſam geſehen; denn wenn ſie eben die Hände mit dem Strickſtrumpf bequem auf den Schoß ſinken laſſen wollte, fiel ihr wieder ihr weißes Täubchen ein und daß, wenn ſie unfleißig wäre, die Mutter ihr Verſprechen nicht halten würde. Schnell bewegten ſich dann ihre Fingerchen wieder, um die Aufgabe, die ihr die Mutter gegeben hatte, zu Stande zu bringen.

Nach einigen Tagen trat einmal die Mutter mit einem großen, wohlverſchloſſenen Armkorb, den ſie auf einen nebenſtehenden Tiſch ſtellte, in's Zimmer herein. „Herminchen," ſprach ſie zu der kleinen Tochter, „ich muß jetzt Etwas außer dem Hauſe beſorgen; haſt Du, bis ich wieder komme, Dein bald vollendetes Strümpfchen ausgeſtrickt, ſo ſollſt Du ein Dir ſehr angenehmes Veſperbrod bekommen: herrliche Erdbeeren, mit Zucker und Zimmt und Milch angerührt — ſieh, dort auf dem Ofen ſteht ſchon die ſüße Milch dazu!" Das war Herminchen recht, denn ſie aß gar zu gerne etwas Süßes! Als die Mutter wegging, wiederholte ſie: „Herminchen, ſei fleißig! und den Korb dort berühre nicht!" Nun

war Hermine allein. Anfänglich ſtrickte ſie emſig; auf einmal fiel ihr ein: was mag doch in dieſem Korbe ſein, den ich nicht berühren ſoll? Die Wahrheit zu geſtehen: Herminchen war ſehr vorwitzig. Berühren, dachte ſie, will ich ihn nicht, nur anſehen! Sie ſtand auf und trat ihm näher. Sie bemühte ſich, durch die Fugen der Weiden hindurch zu blicken, allein es war ein dichter Korb; ſie konnte nichts ſehen. Eben wollte ſie wieder auf ihren Sitz zurückkehren und an ihrer Arbeit fortmachen, da war ihr, als höre ſie Etwas in dem Korb ſich bewegen; jetzt wurde ſie noch neugieriger. Ei, dachte ſie, unter Berühren verſtand die Mutter doch wohl den Korb herumtragen, das will ich auch gewiß nicht thun, aber ihn nur ein klein wenig vom Tiſch aufheben, das wird ihm doch nichts ſchaden, ich möchte nur ſehen, ob er ſchwer iſt. Schon ſtreckte Hermine ihre kleine Hand nach dem Bogen des Korbes aus, da fiel ihr ein, daß es nicht recht ſei und daß, wenn auch ihre liebe Mutter ihren Ungehorſam nicht ſehen könne, Gottes Auge doch auf ſie ſchaue und ſie ſtrafen werde. Sie zog langſam ihre Hand wieder zurück, da hörte ſie noch deutlicher die vorige Bewegung in dem Korbe. Ach jetzt konnte ſie ſich nimmer halten — ein wenig mußte ſie den Deckel lüften, um zu ſehen, was darin ſei? Sie that's — und in demſelben Augenblick flatterte ein ſchneeweißes Täubchen mit Gewalt aus dem Korbe heraus! — Ach wie erſchrack Hermine! Das war gewiß das Täubchen, das ſie erhalten ſollte — und wenn jetzt die Mutter käme! Sie wollte den Vogel wieder in ſein Gefängniß zurückbringen, aber das war vergebliche Mühe. Das Täubchen flat=

terte in der Angſt im Zimmer hin und her, ſtieß eine koſtbare Porzellanvaſe um, die klirrend und zu tauſend Scherben zerbrochen zur Erde fiel, und endlich auch den Milchtopf vom Ofen, deſſen weißer Inhalt ſich über den ganzen Fußboden ergoß. Von der erſchrockenen Hermine immer ſtärker gejagt, rettete ſich das Täubchen endlich in's zweite Zimmer, dort ſtand ein Fenſter offen und huſch! war es draußen und flog, froh über ſeine Freiheit, weit über's Dach hinaus! — In dieſem Augenblick trat die Mutter in's Zimmer und erblickte dieſe Zerſtörung!

Nun was meinſt Du, Julchen, was wird ſie geſagt haben?

Wie ſchön iſt's doch, gehorſam ſein,
So darf man nie ſein Thun bereu'n!

Nimm fürlieb, mein liebes Julchen, mit meiner Erzählung und ſei herzlich gegrüßt von

Deiner Dich zärtlich liebenden
Tante Eliſe.

Siebenunddreißigſter Brief.

Emilie an Maria.

O meine geliebte Maria! nun iſt Alles, Alles vorbei! Ach wie ärgere ich mich über die Zeit, die eben raſtlos ihren Schritt geht und Alles mit ſich fortnimmt. Warum ſtand ſie nicht ein wenig ſtille und ließ uns noch einige glückliche Stunden in Deinem lieben herrlichen Grünthal? Unbarmherzig ſchreitet ſie vorwärts und wir müſſen mit ihr fort! Und ſo ſitze ich denn wieder in meinen vier Mauern und

kaue kläglich an den köſtlichen Bildern der Vergangenheit! — Habe Dank, Du liebe, theure Freundin, für all den reichen Genuß, den mir Deine Freundſchaft gewährte! Nie in meinem Leben hatte ich ſo glückliche Tage, darum meinen innigſten wärmſten Dank Dir, liebe Maria, und Deinem lieben Vater für ſeine gütige Gaſtfreundſchaft, und auch dem lieben Pfarrherrn, deſſen freundliche Wohlwollenheit ich in ſo hohem Grade genießen durfte. Ach, wie ſeid ihr Alle gut gegen mich geweſen und welch ein glückliches Leben habt ihr unter einander. Auch den lieben Kindern danke — ſie haben mir viel Freundliches erwieſen; aber Julchen ſage nur: das Koſtgeld für den Hänſel ſchenke ich ihr nicht, ſie müſſe mir ein Paar Strümpfe für die arme Käthe ſtricken. Eile habe es nicht ſo ſehr, aber erlaſſen werde ich es ihr nie und nimmermehr!

Ja, ihr ſeid glückliche Leute in eurem Grünthal; da kann man freilich die Geſellſchaften der Stadt entbehren! Ich weiß es zwar wohl, daß es auch die ſchöne Feſtzeit war, die ihren himmliſchen Glanz über die Zeit meines Aufenthalts bei euch verbreitete und die Stunden ſeliger und die Herzen froher machte, aber auch ohne dieſe, wie herrlich und zwanglos unſere Spaziergänge auf den weiten winterlichen Fluren, die im Glanz der Sonne wie beſäet mit Diamanten ſchienen! Wie traulich die Abende am Theetiſch, wenn der liebe Pfarrherr kam und Dein lieber Vater ſich zu uns ſetzte, auch etwa Gabriele und ihre freundliche Mutter unſere Geſellſchaft vermehrten; wie unterhaltend, wie belehrend, wie herzerwärmend! Ach, liebe Maria, ich habe ſo viel, ſo viel

gelernt in Grünthal, daß ich dies nicht genug ſagen kann; es iſt mir Manches ganz anders vorgekommen als ſonſt in meinem ganzen Leben; ich glaube unter euch, überhaupt auf dem Lande, wäre ich viel beſſer, viel frömmer, dem Herzen Gottes viel näher. Habe ich doch ſchon viele und zum Theil recht glänzende Chriſttage erlebt, aber welcher Unterſchied gegen den eurigen! Ach, jene waren nur wie ſchöne Körper, dieſer wie eine fromme, nach Gott verlangende Seele!

Du denkſt vielleicht, Gabriele ſei es, die mich zu dieſen an mir etwas ungewohnten Empfindungen geſtimmt habe? Nichts weniger! Nein, Gabriele ſtimmt mich zu nichts und ihre Frömmigkeit paßt nicht zu meiner Natur. Wollte ich ihr nachahmen, ſo würde ich zur Heuchlerin werden, obgleich ich überzeugt bin, daß ſie ſelbſt keine iſt. Als ich ſie am erſten Abend meiner Ankunft bei der Beſcherung ſah, beſonders als ſie in der innigſten und gewiß wahrſten Begeiſterung am Klavier ſaß, da ſchien ſie mir in der That eine Heilige, und ich nahte mich ihr mit einer Ehrfurcht, wie ich ſie noch nie vor einem jungen Mädchen empfunden hatte. Aber als ſie den andern Tag Gewiſſensunruhe darüber zu empfinden äußerte, daß ſie das Lob, welches man ihrer geſchmackvollen Anordnung gerechter Weiſe ertheilte, gerne angehört und alſo ſich ſelbſt eine Ehre gegeben habe, da ſchien mir dies ſo übertrieben und unnatürlich wie das, daß ſie Mittags in eurem Haus keine Chokolade annahm und zwar, wie mir ihre Mutter ſagte, bloß aus dem Grund, weil ſie den Genuß derſelben ſehr liebe und deßwegen ſich dieſe Selbſtverläugnung auflegen zu müſſen glaube. Solche Selbſtquä-

lereien kann ich nicht begreifen und glaube auch nicht, daß ſie vom lieben Gott verlangt werden. Ich denke, es giebt im Leben Uebungen zur Selbſtverläugnung genug, ohne daß wir ſie ſo mühſam aufſuchen. Dennoch that es mir weh, daß des Oberamtsrichters Töchter, beſonders die eitle Bertha, in ſo ſpöttiſchem Tone von Gabrielen ſprachen. Innern Werth hat ſie in jedem Fall hundert Mal mehr als dieſer vorlaute Gelbſchnabel, wenn ſie auch nicht ſo niedlich ſich zu kleiden und ſo fein zu ſchwatzen verſteht.

Nun muß ich endigen, ſo ſauer mir's ankommt, um — den Kochlöffel zur Hand zu nehmen! Ja, liebe Maria, auch in dieſer Beziehung habe ich Dir zu danken. Dein Beiſpiel hat mich dringend ermahnt, wie Du eine gute Hauswirthin zu werden, und zur größten Freude der lieben Mutter ſpaziere ich ſeit meiner Rückkunft täglich in die Küche, woſelbſt ich mit großem Eifer einmal den Gerſtenſchleim anbrennen laſſe und das andere Mal den Brei verſalze.

Leb' wohl, meine Geliebteſte! Nochmals den wärmſten Dank von

Deiner Emilie.

Achtunddreißigſter Brief.

Maria an die Tante.

Diesmal, meine geliebte Tante, bin ich faſt um einen Stoff, Dir zu ſchreiben, verlegen. Seit der Abreiſe meiner lieben Emilie iſt es ſo ausnehmend ſtill in unſerer kleinen Wirthſchaft, ſo ein Tag dem andern vollkommen ähnlich, daß ich fürchten müßte, Dir Langeweile zu machen, wüßte

ich nicht, daß Du ſchon die Verſicherung unſeres Wohlbefindens gerne höreſt.

Edwins Abweſenheit vermehrt die Stille unſeres Hauſes natürlich bedeutend. Die Nachrichten, die er uns jeden Samſtag von ſich giebt, ſind aber Gottlob fortwährend gut. Er hat ſich bald eingewöhnt, und ſein Lehrer ſcheint mit ſeinem Fleiß und Betragen zufrieden zu ſein. Edwin hat ein gutes Gemüth, und wenn er in der letzten Zeit mehr Tadel verdiente, ſo war daran offenbar oft Langeweile Schuld; er ſelbſt ſchreibt, das Lernen ſchmecke jetzt ihm weit beſſer, ſeit er in Geſellſchaft lerne.

Da ich nun ſo ruhige Zeit habe, will ich Edwins neue Hemden ſelbſt verfertigen. Gabriele iſt wohl ſo gut, mir die nöthige Anleitung dazu zu geben. Auch gedenke ich mit Julchen einen Verſuch zu machen, ſie leſen und ſchreiben zu lehren — das gute Kind beklagt ſich oft darüber, daß Alles der lieben Tante ſchreibe, nur ſie könne es nicht, und ſie möchte es doch ſo gerne thun. Julchen iſt ſehr lieb, hat aber ein gar zu weiches Herzchen, gleich fließen ihre Thränen wie Bächlein, und man muß ſehr auf der Hut ſein, ſich nicht dadurch beſtechen zu laſſen. Der von Dir, liebe Tante, erhaltene Brief freute ſie außerordentlich und immer wieder muß man ihr die kleine Erzählung deſſelben wiederholen. Ueberhaupt iſt ihr nichts lieber, als Geſchichtchen zu hören; ich ſuche deßhalb auch immer ihren Fleiß dadurch zu belohnen und nichts ſpornt ſie mehr zur Emſigkeit an als dieſe Hoffnung; lieber würde ſie ihr Veſperbrod als die Erfüllung dieſes Verſprechens dahinten laſſen.

Der Winter hat ſich jetzt erſt mit ganzer Macht bei uns eingeſtellt und wir ſind total eingeſchneit. Das macht auch unſere kleinen Spaziergänge unmöglich, und als den lieben Pfarrherrn theils Geſchäfte, theils Unwohlſein an ſeinen gewöhnlichen Abendbeſuchen verhinderten, da war es doch gar zu einſam bei uns. Der liebe Vater, obgleich er es nur ungern eingeſtand, fand in dieſer Zeit das Landleben etwas weniger reizend als ſonſt, und unläugbar iſt es freilich, daß der Mangel an gutem und gebildetem Umgang eine Schattenſeite deſſelben iſt. Gabriele, mit der ich unlängſt darüber ſprach, will dies nicht gelten laſſen. Der ſtille Umgang mit dem Herrn, meint ſie, mache jeden menſchlichen Verkehr entbehrlich, und guter Umgang ſei ihr jede Seele, gleichviel gebildet oder ungebildet, die eine Empfindung für die Liebe Gottes und ſein Erlöſungswerk habe. Wahr iſt's, daß ſie, ſo zeitgeizig ſie ſonſt iſt, ſtundenweiſe an den Kranken= und Sterbebetten der Bauern zubringt und dies ihre angenehmſten Geſellſchaften heißt. Anſteckung, Ekel u. ſ. w. fällt ihr nicht ein, ſie verrichtet in den ärmſten Hütten die niedrigſten Dienſte ſelber und läßt ſich davon weder von ihrer Mutter, noch ſonſt einem Menſchen abhalten. Das Alles iſt freilich bewundernswürdig und kann nicht Jedes nachthun, aber wie kommt doch das, daß die vielen Liebeswerke, die ſie thut, ſie nicht heiterer und freudiger machen? Sie ſieht immer ſo ernſt und feierlich aus, oft ſcheint es mir, ſie macht ſich ſogar ein Gewiſſen daraus, irgend ein lebhaftes Gefühl zu zeigen, denn wenn ſie im Augenblick einer außerordentlichen Rührung oft ganz herzlich und warm und dadurch ungemein liebenswürdig

wird, ſo beſinnt ſie ſich auf einmal und bekämpft mit Gewalt dieſe Aeußerungen einer innigern Natur und ſucht ſich wieder in ſtrenge kalte Formen einzuzwängen. Dieſer beſtändige Kampf, mit dem ſie gegen ihre Natur, die gewiß nicht kalt und gefühllos, anſtrebt, iſt es auch, was ihrem ſchönen Geſicht den unnahbaren Ernſt und einen gewaltſamen unnatürlichen Ausdruck giebt.

Doch verzeihe, liebe Tante, daß ich Dir ſo viel von einem Mädchen vorplaudere, das Du nicht kennſt. Indeß weiß ich, daß meine liebe gute Tante an Allem Antheil nimmt, was mich umgiebt, und darum erlaube ich mir dieſe kleine Abſchweifung. Meine Emilie, ſo ſehr ſie in mancher Beziehung das Gegentheil von Gabrielen iſt, ſchied doch auch mit Achtung von ihr. „Ich würde ſie herzlich gern auch lieben,“ ſagte ſie, „allein dazu bin ich zu ſchüchtern.“ Das iſt das Wahre: man iſt nicht ſo keck, ſie zu lieben und ſie iſt doch ſo unendlich gut — wie kommt nur das?

Lebe wohl, geliebte Tante! Zärtlichſt gegrüßt von

Deiner dankbaren Nichte.

Neununddreißigſter Brief.

Die Tante an Maria.

Ich glaube es wohl, meine liebe Maria, daß es jetzt recht ſtill in eurem Dörfchen iſt, und ihr euch deſto mehr nach dem holden Frühling ſehnen werdet; allein bleibt nur Alles geſund, ſo hat auch dieſe Jahreszeit ihr Gutes und Angenehmes.

Wenn die Zeit des Sommers durch die Garten- und

manche andere häusliche Arbeit in Anſpruch genommen iſt, ſo ſind uns die ſtillen Wintertage willkommen, um unſere Blicke theils in's Innere des Hausweſens zu richten und dort alles Fehlende durch Näh- und Flickarbeiten wieder herzuſtellen, theils um bei uns ſelbſt mehr einzukehren oder unſern Geiſt durch ſchöne und belehrende Lektüre zu erfreuen und zu bilden. Auch ſollte es mich wundern, liebe Maria, wenn Du dieſe Mußezeit nicht dazu benütteſt, Deine Zeichenſtudien wieder aufzunehmen. Du haſt früher viel Talent und Freude an dieſer edlen Kunſt gezeigt, und wenn es in jedem Fall eine angenehme Zugabe für ein junges Frauenzimmer iſt, Uebung in irgend einer ſchönen Kunſt zu beſitzen, ſo, meine ich, iſt ihr dies auf dem Lande faſt unentbehrlich und gewiß eine der erwünſchteſten und wirkſamſten Verwahrungen für Geiſt und Geſchmack vor niedrigen Hilfsmitteln gegen die Langeweile.

Deinen Vorſatz, Julchen ſelbſt zu unterrichten, billige ich ſehr; nur würde ich nicht rathen, jetzt ſchon den Anfang zu machen, da Julchen kaum fünf Jahre alt iſt, wäre es nicht ihr eigener Wunſch. Jedenfalls bitt' ich Dich, den Unterricht anfänglich nur ganz ſpielend zu betreiben, da das Kind ſehr zart iſt. In dieſer Hinſicht iſt es beſonders gut, daß Du ſelbſt die Lehrerin biſt und deßwegen ganz nach Umſtänden handeln kannſt, ohne Dich an eine Stunde zu binden. Dies gilt aber nur für den Anfang, ſpäter, und wenn ſie älter iſt, würde ich es für paſſend halten, eine beſtimmte Zeit zu wählen. Die Kleine gewöhnt ſich dadurch an Ordnung und Pflichttreue, auch treten weniger Verſäumniſſe ein, die ſpäter möglichſt vermieden werden müſſen.

Die Schilderungen, welche Du mir von Deiner neuen Freundin Gabriele machſt, intereſſiren mich immer ſehr, und obwohl ich mir bis jetzt kein eigenes Urtheil über ſie erlauben möchte, ſo iſt mir doch dies klar, daß ſie kein gewöhnliches Mädchen iſt. Ihr frommer Eifer aber, ſcheint mir, führt ſie zu weit und läßt ſie vergeſſen, daß es auch Sünde ſei, wenn man ſein Pfund vergräbt: ich meine nämlich, wenn man die uns von dem lieben Gott geſchenkten äußeren oder inneren Gaben, ſtatt ſie zu ſeinem Preiſe anzuwenden, verachtet, oder wenigſtens abſichtlich verbirgt oder verunſtaltet.

Eben ſo ſollen wir allerdings die ſündhaften Neigungen, die uns unſerer Natur nach vor andern gefährlich ſind, mit Gott und allem Ernſte bekämpfen, nicht aber die Eigenthümlichkeiten unſerer Natur gewaltſam und eigenmächtig zu zerſtören und dieſe in eine andere fremde Form zu preſſen ſuchen; ein ſolch unnatürliches Beginnen rächt ſich gewöhnlich früher oder ſpäter.

Nun, liebſte Maria, muß ich ſchließen. Grüße mir Vater und Julchen, auch Edwin, wenn Du ihm ſchreibſt, und ſei der treueſten Liebe verſichert von

Deiner Tante Eliſe.

Vierzigſter Brief.

Maria an Emilie.

Meine liebe, theure Emilie!

Die kleine Erwiederung auf Deinen lieben Brief, die ich Dir neulich durch Gelegenheit zuſandte, genügt mir nicht und ſollte Dir auch nur den innigſten Dank für Deinen lieben

Beſuch, deſſen Vergnügen immer noch wohlthätig in uns nachwirkt, ausdrücken.

Wie gut und genügſam biſt Du, geliebte Freundin, daß Du ſo vielen Geſchmack an unſerm ſtillen Landleben, an unſern einfachen Unterhaltungen gefunden haſt — und überdies des Winters, wo ſich unſer ſonſt freundliches Grünthal in ein wahrhaft ſehr ſchmuckloſes Weißthal verwandelt hat! Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß Deiner Lebhaftigkeit dieſe faſt ununterbrochene Einförmigkeit behagen könnte. Nun iſt es freilich eben auch der Reiz der Neuheit, was Dich entzückt. Sei nur erſt immer hier, ſo wird Dir manche ländliche Scene weniger poetiſch erſcheinen. Denke Dir nur einen ganzen langen Winter, durch Schnee und Regen faſt ohne Unterbrechung in's Haus gebannt, ohne ein anderes Angeſicht zu ſchauen, als die der täglichen Hausgenoſſen — denn in manchem Dorf iſt man nicht ſo glücklich wie wir, einen lieben Pfarrherrn zu haben, oder die Pfarrfamilie ſelbſt hat oft keinen Menſchen zum Umgang. Iſt nun die Familie ſelbſt liebenswürdig, unter ſich friedlich, gemüthlich, religiös, ſo geht es noch an, aber befindet ſich nur ein Störefried darunter, ach, welch traurige Gefangenſchaft! Am liebſten am eigenen Herd zu ſein iſt überall von hohem Werth, aber auf dem Lande iſt das doch zweimal nöthig. Kleine Familienverſtimmungen löſen ſich in der Stadt oft ſchnell durch ein äußeres Dazwiſchentreten, auf dem Dorfe tritt Nichts dazwiſchen, da muß Alles in der Familie ſelbſt verarbeitet werden, darum zweimal wehe, wenn hier kein Geiſt des Friedens wohnt. Wo aber dies auch der Fall iſt,

welche Einförmigkeit! Daher ſcheinen mir liebe Beſuche, die man Winters auf dem Lande erhält, wie freundliche Oaſen auf einer dürren Sandwüſte, und man kann für einen ſolchen Liebesdienſt nicht dankbar genug ſein. Denke Dir vollends Krankheitsfälle — wie verlaſſen iſt man da auf dem Lande! Ich will nicht nur von Doktor und Arzneimitteln ſprechen, die man von der nächſten Stadt kommen laſſen muß und die oft, ehe ſie nur ankommen, da ſich indeß die Umſtände des Kranken geändert haben, nicht mehr anwendbar ſind, ſondern wie ſelten kann man Jemand Paſſendes zur Abwartung, zum Wachen u. ſ. w. haben.

Kommt endlich der erſehnte Frühling, der Ausflüge in die Nachbarſchaft erlaubt, nun, ſo wäre das ſchon recht, aber der Umgang, den man in der nächſten Umgebung findet: iſt das ein erwünſchter — kann man ſich gleichgeſinnte Freunde wählen? Nichts weniger! Man muß nehmen, was da iſt, oder iſolirt ſein und als Sonderling gelten!

Frömmer, beſſer, dem Herzen Gottes näher meinſt Du, meine Liebe, könne man auf dem Lande ſein? Es iſt wahr, man hat weniger Verſuchung zur Eitelkeit, Zerſtreuungsſucht u. dergl. Aber weil man zur Ausübung dieſer Fehler weniger Gelegenheit hat, können ſie deßwegen doch im Herzen ſtecken. Haſt Du nicht ſchon öfter bemerkt, daß Landmädchen, die höchſt einfach ſcheinend zur Stadt kamen, in ganz kurzer Zeit die eitelſten und üppigſten waren? Sollte man daraus nicht ſchließen dürfen, daß es keineswegs am Sinn dafür, ſondern nur an der Gelegenheit gefehlt habe? Daß man dem lieben Gott in der freien Natur näher, daß es einem unverdorbenen

Gemüthe beſonders wohler da iſt, glaube ich ſelbſt, aber unſere innere Welt, unſer Herz, haben wir auf dem Dorfe wie in der Stadt, und entfliehen wir hier auch einer Verſuchung zur Sünde, ſo werden wir dort gewiß einer andern entgegentreten.

Du denkſt nun wohl gar, ich ſelbſt befinde mich ungern auf dem Lande und ſehne mich nach der Stadt zurück? Durchaus nicht! Nein, ich möchte nicht tauſchen, nur wollte ich daran erinnern, daß jedes Ding ſeine zwei Seiten hat.

Deine Bemerkungen über Gabriele finde ich ſehr richtig; auch mir ſcheint Manches in ihrem Betragen übertrieben und unnatürlich. Aber daneben zwingt mir ihre Unermüdlichkeit in der Aufopferung für Andere die höchſte Bewunderung ab. Wie unrecht that ich ihr, als ich glaubte, der ungewöhnlichen Einfachheit ihrer Kleidung, ſo wie ihrem Arbeitseifer liege Geiz zum Grunde. Gerade das Gegentheil! Sie entzieht ſich faſt das Nothwendigſte, um Nothleidende unterſtützen zu können. Hievon nur ein Beiſpiel. In Steineck iſt ein armer Taglöhner, Vater von ſieben Kindern, bei einem Bauweſen auf jämmerliche Weiſe verunglückt. Wochenlang unter den Händen des Wundarztes ſchwer leidend, befällt ihn zuletzt noch ein Nervenfieber, das längere Zeit ſein Aufkommen bezweifeln läßt. Seine kräftige Natur beſiegt dennoch alle dieſe Stürme. Er geneſt, aber mit welchem Kummer überblickt er ſeine Lage! Schon vorher arm, iſt er jetzt ein Bettler, und wer ſoll nun Doktor und Apotheker bezahlen?

Gabriele und ich hörten dieſe traurigen Umſtände mit einander. Ich — bedauerte dieſen Unglücklichen, was aber

thut ſie? Ohne ein Wort darüber zu ſprechen, wandert ſie trotz Schnee und Sturm allein nach dem zwei Stunden entfernten Steineck, erkundigt ſich dort nach der Wahrheit der Sache, erfährt noch überdies, daß der Kranke ein ausgezeichnet bräver und fleißiger Mann geweſen und jetzt, da man ihm ſein Hüttchen, das einzige Beſitzthum, zur Tilgung der Apothekersrechnung verkaufen werde, vollkommen ruinirt ſei. Sie geht heim, ſpricht wieder Nichts, aber nach wenigen Tagen erhält der Mann die Rechnung, die über zwanzig Gulden betrug, unterſchrieben vom Apotheker, und faſt zu gleicher Zeit vom Arzt das ſchriftliche Verſprechen, daß er mit der Hälfte der geſetzlichen Belohnung zufrieden ſein und auch dieſe erſt nach einem Jahr verlangen wolle. Der Mann natürlich iſt voll Freude und Dank, aber nie wird er den Namen ſeiner Wohlthäterin erfahren. Auch ich würde ihn nie gehört haben, hätte nicht der Arzt, ein Bekannter unſeres Pfarrers, dieſem den ununterſchriebenen Brief Gabrielens, worin ſie ihn um Mitleid für den Armen anfleht, als Merkwürdigkeit gezeigt, und dieſer, die Handſchrift des edlen Mädchens erkennend, erforſchte leicht den Zuſammenhang. Sieh, liebe Emilie, ſo braucht Gabriele Geld, viel Geld. Kannſt Du Dir es jetzt erklären, was ſie antreibt, unabläſſig für Geld zu arbeiten und und ſtets die wohlfeilſten Kleiderzeuge für ſich zu wählen? Wer hat ein Recht über ſie zu ſpotten?

Lebe wohl, geliebte Emilie! Immer und ewig

Deine Maria.

Einundvierzigſter Brief.

Maria an die Tante.

Geſtern, meine geliebte Tante, brachte Julchen die erſten Veilchen von einem Spaziergang, den ſie mit dem lieben Vater gemacht hatte, nach Haus. Ihre Freude darüber war ſehr groß, aber die meinige nicht weniger. Ach, ſo biſt du doch endlich da, du geliebte, du längſt erwartete Frühlingszeit! Ach, wie freue ich mich! Es wird freilich jetzt wieder ganz anders werden und beſonders der Garten meine ganze Aufmerkſamkeit erfordern, allein Du, liebſte Tante, haſt mir ja mit Deinem letzten Brief ſo pünktliche Vorſchriften ertheilt, daß ich mich gewiß bald zurechtfinden werde, und wie wird es mir wohl ſein in der freien Luft!

Auch Edwin wird uns dann häufiger beſuchen können, und ſollten uns die wärmeren Tage nicht auch das Glück bringen, unſere geliebte Tante bei uns zu ſehen?

Unſer lieber Pfarrer hofft ebenfalls auf eine angenehme Abwechslung des bisherigen Einerlei. Ein Brief Hermann Jägers, ſeines Pflegeſohns, meldet ihm, daß die Krankheit des Verwalters, die bisher ſeine Ankunft verzögert habe, jetzt beinahe gehoben ſei, und daß er deßhalb künftigen Monat ſeine Rückreiſe anzutreten gedenke. Eugen von Strahlenau, der Sohn der Gutsherrſchaft, bei welcher Jäger ſich aufhält, wird ihn begleiten, um bei einem Forſtmeiſter in unſerer Nähe Studien in dieſem Fache zu machen. Der junge Baron hoffte dort eine Wohnung zu finden, allein dies verhindert eine Bauerei im Forſthaus und ſo wird auch Dieſer Herberge in

der Pfarre nehmen — freilich eine große Umwandlung des ſonſt ſo einſamen Aufenthalts!

Dem lieben Vater iſt dieſer Zuwachs unſerer kleinen Geſellſchaft nicht unwillkommen, da der Pfarrer viel Gutes von den beiden jungen Männern rühmt. Mir hingegen iſt es etwas ängſtlich dabei um's Herz. Ich weiß nicht beſtimmt warum? aber da ich ſo allein ſtehe, liegt die Gefahr nahe, zuweilen in Verlegenheit zu kommen, und Du weißt ja, liebe Tante, wie ſehr es mir an aller Umgangsſitte fehlt.

Es war vielleicht thöricht von mir, daß ich mich über die Einförmigkeit, in der wir die letzten Monate verlebten, beklagte — wer weiß, ob ich ſie nicht gern zurück wünſchen möchte. Gabriele ſchalt mich ohnehin darüber und meinte, ich hätte dieſe ſtille Zeit ſegensvoller benützen können. Es mag ſein, doch iſt Gabriele ſehr ſtreng und hält mich für ein arges Weltkind. Sie würde jetzt meine Unruhe eben ſo ſehr tadeln, weil ſie ſagt: man ſolle, den Blick unverwandt nach Oben gerichtet, ſich nicht ſo viel um das Getreibe der Erde bekümmern. Ja, wer es ſchon ſo weit gebracht hätte! Wahr iſt es freilich, daß ich mich in der letzten Zeit oft ſelbſt einer großen Geiſtesträgheit anklagen muß. Darin liegt auch wohl der Grund, warum ich Deinen Rath, Pinſel oder Reißfeder wieder zur Hand zu nehmen, nicht befolge. Selbſt leſen mag ich nicht viel; einmal fehlt es mir an guten Büchern und dann, wem ſoll ich meine Gedanken über das Geleſene mittheilen? Gabrielen? Gewiß nicht! In ihren Augen ſind alle Schriften, die nicht unmittelbar von Religion handeln, verbotene Waare, und ſie würde gewiß, wie einſt Omar in Alexandrien, die

reichſte Bibliothek kaltblütig verbrennen laſſen, in der Ueberzeugung, daß der Inhalt der Bücher entweder in der Bibel ſtehe und ſie deßhalb entbehrlich, oder wenn nicht, ſie dann verwerflich wären.

Der Unterricht mit Julchen iſt mir eine liebe Beſchäftigung. Sie hat viel Luſt und Eifer dazu, dennoch geht es zuweilen nicht ganz ohne ein Paar Thränchen ab — dieſe ſind gar zu ſchnell da, aber auch eben ſo ſchnell wieder weg.

Ich erlaube mir, Dir, liebe Tante, hier eins von Edwins fertigen Hemden zu ſchicken, damit Du ſiehſt, wie pünktlich ich bei Gabrielen das Nähen lerne; überhaupt wüßte ich nicht, wo ich alle Arten von weiblichen Handarbeiten beſſer erlernen könnte als bei ihr. Sie hat in der Erziehungsanſtalt in Neuwied, in der ſie war, Alles auf's Beſte gelernt, und wie gern unterrichtet ſie mich! Für jeden Dienſt, den ſie Andern thun kann, dankt ſie, als hätte man ihr den größten Gefallen erwieſen.

Gute Nacht, liebe Tante, für heute; es iſt ſchon ſehr ſpät, darum nur noch die herzlichſten Grüße von Allen, beſonders aber von

Deiner dankbaren Nichte

Maria.

Zweiundvierzigſter Brief.

Herrmann Jäger an Julius Lindtheim.

Mein lieber Julius.

Mit den Schwalben und Störchen zogen auch wir, Eugen von Strahlenau und ich, in das freundliche Grünthal ein! Und ſo trennen mich denn nur noch fünf kleine Meilen von

dem lieben Freund meiner Jugend, den mich wieder zu ſehen auf's Herzlichſte verlangt. Bald, ſehr bald fliege ich zu Dir und erzähle Dir von der Vergangenheit, der Gegenwart und den Hoffnungen der Zukunft, aber bis dahin nur einige leichte Umriſſe des zuletzt Erlebten.

Du weißt ſchon aus meinem letzten Brief, daß die Geneſung des Verwalters zum Wunder Aller, die ihn vor wenigen Wochen ſahen und am Rande des Grabes dachten, plötzlich auffallende Fortſchritte machte. Neue Kräfte und dadurch auch wieder ein beſſerer Lebensmuth ſtellten ſich bei ihm ein und bald war er ſo glücklich, der Unthätigkeit, die ſein Tod iſt, entfliehen und überall wieder ſelber Hand anlegen zu können.

Da wir uns während ſeines Krankenlagers innerlich ſo nahe gerückt waren, mochte er freilich Nichts von meinem Abſchied hören, auch hätte er eine kleine Unterſtützung wohl noch leiden mögen, allein mein lieber Pflegevater wünſchte meine Rückkehr ſo dringend und ich ſelbſt ſehnte mich ſo ſehr, endlich einmal zu einer gewiſſen Lebensbeſtimmung zu kommen, daß ich mir zu keinem längern Aufenthalt mehr zuſprechen ließ. Ueberdies trieb auch Strahlenau zur Abreiſe, der, ein Freund der Veränderung, gern wieder etwas Neues ſehen wollte.

Das Scheiden, ich läugne es nicht, wurde mir ſchwer. Es thut immer weh, von einem Orte, wo wir glückliche Stunden verlebten, mit dem Gedanken, ihn nie wieder zu ſehen, uns trennen zu müſſen. Bei mir war es noch mehr als das. In Strahlenau war mir eine neue Welt aufgegangen; mein

inneres Auge hatte, beſonders in der letzten Zeit, durch den Umgang des Verwalters Anſchauungen gewonnen, die auf meinen Seelenzuſtand einen ſo entſchiedenen Einfluß ausüben, daß ich mit Recht ſagen kann: Strahlenau iſt mir zur zweiten Geburtsſtätte geworden, zur Geburtsſtätte für meine Seele und deßwegen für mich von der größten Wichtigkeit. Hier erſt erſchloſſen ſich mir die unendlichen Schätze der chriſtlichen Religion, und Worte, die ich bisher nur aus Gewohnheit und Herkommen mit Achtung gehört und ausgeſprochen hatte, deren Sinn mir aber fremd und fern ſtand, haben jetzt Leben und hohe Bedeutung für mich erhalten und erfüllen das Herz mir mit Freude und Dank. Ich weiß nicht, mein Freund, ob Du mich verſtehſt, aber ſo viel iſt gewiß, daß ich mit Schmerzen von dem theuren Strahlenau mich losreißen mußte. Eben ſo glaube ich ohne eitle Anmaßung ſagen zu dürfen, daß ich der liebenswürdigen Familie kein unangenehmer Gaſt geweſen war und die tiefe Bewegung der Baronin bei unſerem Abſchied galt nicht allein ihrem Sohne; auch mich entließ ſie wie eine liebende Mutter, mich tief beſchämend durch ihre Dankbarkeit, die doch nur auf meiner Seite am Platz geweſen wäre!

Von dem Verwalter ſchied ich mit den Empfindungen eines Bruders, in der feſten Ueberzeugung, ihn einmal wieder zu ſehen, ſei's nicht hier, doch gewiß dort!

Unſere Reiſe, von freundlichem Frühlingswetter begünſtigt, ging angenehm und ſchnell von Statten. Und wie freute ſich mein lieber Vater unſerer Ankunft! Die zärtlich beſorgte Liebe des trefflichen Mannes, die mir freilich innig wohl thut,

macht mir oft auch faſt bange, weil ich immer fürchte, ihrer nicht würdig zu ſein! Doch Liebe, wahre Liebe rechnet ja nicht ſo ſtreng, damit beruhige ich mich!

Welche Freude für mich, das liebe Grünthal wieder zu ſehen, den glücklichen Ort meiner ſorgloſen Kindheit, das frohe Ziel meiner Hoffnungen in jeder erſehnten Ferienzeit! Ach, es liegt doch ein eigener, ein ganz unwiderſtehlicher Reiz im Leben der Erinnerungen! Ein Stückchen Wald, eine grüne Wieſe, ein halb zerfallenes Hüttchen können uns zum Paradieſe werden, und wohl uns, wenn uns nirgends der Engel mit dem feurigen Schwert, das heißt das nagende Gefühl der Reue daraus vertreibt.

In des lieben Vaters Hauſe war Alles noch genau daſſelbe, wie ich es vor vier Jahren verlaſſen hatte. Er ſelbſt, Gott ſei Dank! wenig gealtert, und die ganze häusliche Einrichtung noch ſo einfach pünktlich und reinlich, wie von jeher. Man meint auch wirklich, alle dieſe lebloſen Gegenſtände, die weder elegant noch modern, aber immer zweckmäßig und nie geſchmacklos ſind, müſſen ſo ſein und gehören gleichſam ſo zu der Perſon des Beſitzers, daß man ſich dieſen gar unter keinen andern Umgebungen denken könnte. Auch die alte, verdrießliche Martha, die Haushälterin, keucht noch im Hauſe umher. Ihr runzelvolles Geſicht mag in der Zeit meiner Abweſenheit noch um etliche Furchen bereichert worden ſein, dennoch ſtrengte ſie ſich bei unſerer Ankunft zu einer Freundlichkeit an, an der ſie gewiß ſchon Jahre lang zuſammen geſpart hatte und deren Wiederholung ihr nicht ſo bald wieder gelingen dürfte. Uebrigens ſorgt dieſer alte Brummbär für den lieben

Vater und die ganze Haushaltung auf's Trefflichſte und mit einer Uneigennützigkeit, die wirklich bewundernswürdig iſt. Der liebe Vater behauptet ſcherzweiſe, ſie ſei ein weiblicher Janus mit zwei Geſichtern: das eine freundliche kehre ſie nach Innen, das andere verdrießliche nach Außen. Ein ſeltener Fall, beſonders unter Dienenden!

Natürlich fiel unſere Unterhaltung bald auch auf die Werner'ſche Familie. Der liebe Vater konnte des Lobes, beſonders Maria's, nicht ſatt werden, und der Vorſchlag, uns gleich den andern Morgen dort einzuführen, fand von unſerer Seite keinen Widerſpruch.

Der Juſtizrath kam indeß der Ausführung dieſes Plans dadurch zuvor, daß er die Neuankömmlinge zuerſt auf der Pfarre begrüßte und ſie einlud, den ſchönen Mittag mit ihm und ſeiner Familie im Freien zuzubringen, wozu er uns ein Hügelchen bezeichnete, das, in der Nähe des Dorfs gelegen, eine weite und reizende Ausſicht darbietet. Wir waren begreiflich ſogleich einverſtanden und wanderten mit dem lieben Vater nach Tiſch dem verabredeten Plätzchen zu. Unterwegs holte uns der Juſtizrath ein mit der Bemerkung, daß ſeine Kinder ſchon voraus ſeien.

Das Benehmen des Juſtizraths, der mir immer als ein ſo ernſter trockener Mann geſchildert wurde, überraſchte mich in der That, denn mit einem Wohlwollen, mit einer Herzlichkeit trat er uns entgegen, als wären wir längſt alte Freunde, beſonders gegen mich zeigte er eine ausgezeichnete Theilnahme, was ich denn freilich Alles auf die Rechnung des gütigen Pflegevaters zu ſetzen habe, der den geliebten

Sohn während deſſen Abweſenheit durch ſeine Erzählungen in der Familie vortheilhafter einzuführen wußte, als dies ohne Zweifel durch ſeine perſönliche Erſcheinung der Fall geweſen wäre. Es hat aber etwas Peinliches, wenn man zu Perſonen zum erſten Mal kommt, von welchen man weiß, ſie haben durch die allzu günſtigen Schilderungen unſerer Freunde, die darin ſo oft parteiiſch ſind, ein falſches Bild von uns, deſſen lebhafte Farben jetzt bei der perſönlichen Bekanntſchaft nothwendig erbleichen müſſen. Nicht unſere Beſcheidenheit, nein, unſere Eigenliebe und Selbſtſucht ſträubt ſich dagegen, und die Angſt, daß der Getäuſchte ſeinen Irrthum jetzt wahrnehmen werde, trägt oft dazu bei, uns noch unangenehmer, wenigſtens verlegener und linkiſcher darzuſtellen, als wir es im gewöhnlichen Zuſtande ſind. Etwas dieſer Art von Unbehaglichkeit fühlte auch ich bei dem herzlichen Entgegenkommen des Juſtizraths. Es war mir wie bei einem unverdienten Lob: ich war beſchämt und hatte nicht den Muth, ſein Zutrauen zu erwiedern. Der heitere Strahlenau hingegen ſchwatzte, ſcherzte gleich an einem fort und war mit dem lieben Vater, ſo wie mit dem Juſtizrath in der erſten Stunde auf dem beſten vertraulichſten Fuß.

Endlich war der Hügel erreicht. Die obere Fläche deſſelben iſt mit einem feinen weichen Moos überdeckt, aus dem jetzt eben die lieblichen blauen Veilchen beſcheiden hervorblicken und mit ihren balſamiſchen Wohlgerüchen die milde Frühlingsluft erfüllen. Einzelne Gruppen ſchöner Obſtbäume im reichſten Blüthenſchmucke prangend ergötzen das Auge und predigen laut die Güte des Herrn.

In der Mitte des Platzes brannte ein luſtiges Feuerlein, an welchem zwei weibliche Geſtalten beſchäftigt waren, während ein kleines Mädchen — das liebe Julchen, Du kennſt ſie ja — ſich bemühte, dem Feuer kleine Hölzer zuzutragen. Als wir uns näherten, durfte ich freilich nicht fragen: wer die Jungfrau, die jetzt uns begrüßend ſich vom Boden erhob, wohl ſein möchte? Maria ſtand vor uns. Maria genau, wie ich ſie mir dachte, wie ſie längſt in meiner Seele ſtand. So, gerade ſo mußte ſie ausſehen, wenn Alles auf ſie paſſen ſollte, was der liebe Vater von ihr geſagt, geſchrieben, was ich ſelbſt von ihr gedacht und geträumt hatte. Ein leichtes Roth flog über das Angeſicht des holden Mädchens, aber mit einem bewundernswürdigen Takt wußte ſie Jedem ein freundliches Wort der Bewillkommnung zu ſagen.

Strahlenau war jetzt ganz glücklich. Schön Wetter, ein junges hübſches Mädchen und ein geſcheidtes, fröhliches Kind, das ſind drei Dinge, die ihm faſt keinen Wunſch mehr übrig laſſen. Bald kam noch eine vierte Liebhaberei für ihn dazu: ein trefflicher Kaffe. Das Dienſtmädchen war in Verlegenheit, weil es allenthalben an Tiſchen und Stühlen fehlte, wo ſie ihre Taſſen aufpflanzen ſollte, aber da war der gute Strahlenau in ſeinem Element. Mit ſeiner ihm ganz eigenen Gewandtheit und Umſicht hatte er ſogleich Tiſche und Bänke und alles Nöthige erſpäht, d. h. große platte Steine mit Moos gepolſtert, umgeworfene Baumſtämme, Erdaufwürfe, kurz er war unermüdlich, bis Jedes ſeinen bequemen Sitz und der rauchende Kaffe und Gugelhopfen ihr gutes Unterkommen gefunden hatten.

Die kleine Geſellſchaft lagerte ſich um „das braune Gebräu“ und nur Schade, daß kein Voß, kein Neuffer, kein Eduard Mörike unter uns war: Stoff zu einer lieblichen Idylle hätte ihm nicht gefehlt! Wer hätte auch ſollen durch dieſen köſtlichen Tag, die herrliche Natur und vor Allem durch dieſe lieben Menſchen nicht froh, heiter und dankbar geſtimmt werden! Maria ſprach anfänglich nicht viel, aber „die ſinnige Jungfrau“, ſo würde ſie doch der Idyllendichter nennen, wurde allmählig beredter und Scherz und Laune ſteckten ſelbſt den lieben Vater und den trockenen Werner an. Als wir nach ein Paar ſchnell entflohenen Stunden an den Heimweg denken mußten, hätte doch Niemand glauben ſollen, daß dieſe kleine Geſellſchaft ſich zum Theil erſt heute zum erſten Mal geſehen hätte! Als alte Freunde trennten wir uns, und unter Scherzen ſtatteten Strahlenau und ich den andern Morgen nach hergebrachter Sitte in großem Galla unſere Anſtandsviſite im Werner'ſchen Hauſe ab. Die freundliche Erinnerung an den geſtrigen Nachmittag leuchtete noch aus Aller Augen und der Wunſch nach einem baldigen Dacapo ließ ſich allgemein verlauten.

Nun iſt aber mein Brief ſo unnatürlich lang geworden, daß ich abbrechen muß, obwohl noch Verſchiedenes in meiner Feder ſteckt, das Dir das nächſte Mal geſagt werden ſoll von

Deinem treuen Hermann.

Dreiundvierzigſter Brief.

Maria an Emilie.

Iſt nicht, meine geliebte Emilie, der Frühling die ſchönſte Zeit des Jahres? Gewiß, ſie iſt es! wenn aber auch der

Frühling der Jahre im Menſchenleben dazu kommt, ſollte er dann nicht doppelt, ja unendlich ſchön ſein? Man ſollte es denken! Und doch mahnt uns Etwas an die Unvollkommenheit alles irdiſchen Glücks! Eine gewiſſe Unruhe, eine Angſt, mit einem Wort ein Gefühl, das uns ſagt: es geht vorüber, es iſt Nichts auf Erden, das da bleibt! Oder iſt es nur mir ſo? Oft überfällt mich eine Wehmuth, die ich nicht beſchreiben kann. Vielleicht iſt es die Wiederkehr der Tage, die mir das Theuerſte, was ich auf Erden beſaß, meine unvergeßliche geliebte Mutter, geraubt haben, was mich wider Willen bewegt und ängſtigt; vielleicht iſt es aber auch die Ueberzeugung, daß ich gerade eben jetzt des treuen Mutterherzens, der leitenden Mutterhand, der ſchützenden Mutterliebe mehr als je bedürftig wäre!

Unſer ſtilles Hausweſen hat ſich in der letzten Zeit etwas verändert und es wäre nicht unmöglich, daß dieſe Veränderung noch bedeutender würde. Die längſt erwarteten Gäſte, Hermann Jäger und ſein Freund Eugen von Strahlenau, ſind nun angekommen. Unſer erſtes Zuſammentreffen war ein ſehr freundliches.

Der liebe Vater hatte ſie eingeladen, auf unſerm Hügelchen den Kaffe mit uns zu trinken, und Alles trug hier dazu bei, einen angenehmen Eindruck zu machen. Die ſchöne Zeit, das heitere Wetter, die fröhlichen Menſchen — nie wäre man im Zimmer ſo bald bekannt, ſo ſchnell über die läſtigen Formen einer erſten Viſite hinweggekommen, als hier in dem herrlichen großen Tempel des lieben Gottes. Hermann Jäger insbeſondere gehört nicht zu der Art Menſchen, die, wie man

ſagt, das Herz auf der Zunge tragen. Sein Aeußeres in vollkommner Uebereinſtimmung mit ſeinem Benehmen iſt edel, beſcheiden, ernſt, beſonnen, etwas zurückhaltend und förmlich. Eine ausgezeichnet ſchöne Figur und eine von der Sonne ziemlich gebräunte Geſichtsfarbe vollenden das Bild eines kräftigen Mannes. Er ſpricht gut, mit voller, klangreicher Stimme, aber wenig. Das Scherzen läßt ihm nicht beſonders: man ſieht, er thut es nur Andern zu Gefallen, wie man etwa mit Kindern ſpielt, um ihnen Freude zu machen. Daß es ihm aber nicht an Witz fehlt, zeigen die höchſt komiſchen Bemerkungen, die er nur ganz trocken oft in das Geſpräch der Andern wirft, wobei ein ſchalkhaftes Lächeln um ſeine Lippen ſpielt, das ihn ſehr gut kleidet. Jägers Freund iſt ganz anderer Art, vielleicht ſchöner als er, aber von einer Schönheit, wie man ſie öfters, beſonders unter den höheren Ständen, ſieht: eine freie offene Stirne, ein ſchönes lebhaftes Auge, feine Geſichtsformen, ungemeine Beweglichkeit und ſtets ein freundlicher, fröhlicher, ſorgloſer Ausdruck. Man ſieht wohl, die ernſte Seite des Lebens kennt Strahlenau noch nicht; er iſt gewandt, aufmerkſam, gefällig, ſieht Alles, hört Alles, weiß ſich in derſelben Stunde die Gunſt des Alten wie des Kindes zu erwerben. Er ſpricht viel, iſt aber doch kein Schwätzer, denn Alles, was er ſagt, iſt vernünftig und trägt ſo durch und durch den Charakter gutmüthiger Jovialität, daß man, unwillkürlich ſelbſt mit fortgezogen, heiter und beredt wird, man mag wollen oder nicht.

Dies das Bild unſerer neuen Freunde. Ich will nicht ſagen, wie ſie ſind, ſondern nur wie ſie mir erſchienen vom

erſten Augenblick an bis zu dieſer Stunde. Herr von Strahlenau, der auch auf der Pfarre wohnt, hat jetzt ſeine Funktion bei Forſtmeiſter von Eichberg angetreten und muß deßhalb täglich eine gute Strecke zum Forſthaus und Abends von dort wieder zurückwandern. Das will, beſonders an Regentagen oder bei heißem Wetter, dem feinen jungen Herrn nicht ſonderlich behagen, deßhalb kehrt er beim Heimgehen auf dem halben Weg, d. h. bei uns gewöhnlich ein. Da er dann öfters um dieſe Zeit den Pfarrer antrifft, ſo könnte er bequem in deſſen Geſellſchaft nach Hauſe wandeln, allein er klagt fort und fort über den weiten Weg und ich fürchte, er bringt es noch ſo weit bei dem lieben Vater, den er ganz für ſich gewonnen hat, daß ihm dieſer eine Wohnung bei uns anbietet. Das wäre mir gar nicht lieb, aber was könnte ich dagegen machen?

Von Gabrielen weiß ich Dir heute nicht viel zu ſagen. Meine Näharbeit führt mich oft zu ihr, ſonſt würde ich ſie wenig ſehen. Ich glaube, ſie meidet unſer Haus abſichtlich, ſeit es etwas belebter geworden iſt. Strahlenau kann natürlich nicht nach ihrem Geſchmack ſein und ſo vorzüglich Gabriele gewiß nach vielen Seiten iſt, ſo bleibt dies doch ein Makel an ihrem Weſen, daß ſie ſo gar ſchnell den Stab über Diejenigen bricht, die von ihren religiöſen Anſichten abweichen. Sie ſpricht ſich zwar gewöhnlich nicht darüber aus, aber man bemerkt es doch an ihrem Benehmen. Hierin ſollte ſie behutſamer, liebevoller ſein — weiß ſie ja nicht, welche gute Keime in einem ſolchen Herzen, das ſie ihrer Aufmerkſamkeit gar nicht würdigt, verborgen liegen. Wäre es nicht chriſtlicher, dieſe

aufzuſuchen und mit der Hilfe Gottes zu ihrer Entwicklung beizutragen, als ſich mit einer Art Verachtung abzuwenden und dadurch den unter der Aſche glimmenden Funken vollends zu erſticken?

Der liebe Vater bat ſie und ihre Mutter gleich anfänglich, auch Antheil an unſerer Hügelspartie zu nehmen, allein ſie kamen nicht. Die Mutter hatte Katarrh, aber Gabriele wußte Nichts zu ihrer Entſchuldigung vorzubringen. Als ich ihr leiſe Vorwürfe darüber machte, nahm ſie meine Hand, drückte ſie zärtlich und ſagte nur: es war beſſer ſo.

Ich ſah ſie an, ihre Augen waren naß, ihre Lippen zitterten und ihre Wangen ſchienen mir noch bläſſer als ſonſt. Natürlich ſchwieg ich nun. Ein eigenes Mädchen! Offenbar wäre ſie gern gekommen und eben deßwegen kam ſie nicht! Das war wieder einer jener Selbſtverläugnungskämpfe, mit denen ſie ſich beſtändig quält. Oft dauert ſie mich unbeſchreiblich, wenn ich ihr blaſſes Ausſehen betrachte, oft aber möchte ich ſie auch beneiden, daß ſie eine ſolche Herrſchaft über ſich gewonnen hat. Gewiß iſt ſie dadurch viel ſicherer vor Verſuchung zur Sünde als Andere.

Mein Garten macht mir jetzt viel zu ſchaffen, allein ich ſäe, ſtecke und begieße ihn mit Freuden; es iſt doch gar zu angenehm, wenn man auch Etwas unter ſeinen Händen werden und gedeihen ſieht.

Nun lebe wohl, geliebte Emilie! Antworte bald

Deiner Maria.

Vierundvierzigſter Brief.

Maria an die Tante.

Geliebte, theure Tante!

Madame Beck, die neulich in der Durchreiſe ein wenig bei uns einſprach, machte uns Hoffnung, daß Du, liebſte Tante, bald, bald uns beſuchen werdeſt. Ach, Du hätteſt ſehen ſollen, mit welcher Freude dieſe Nachricht den lieben Vater, mich und die Kinder (Edwin war gerade auch hier) erfüllte. Ja, ſie freuen ſich Alle unausſprechlich auf Dich, aber Niemand erwartet Dich mit ſolch ungeduldiger Sehnſucht, als Deine Maria. O komme doch bald zu Deinem verlaſſenen Kind und rathe und helfe ihm, und leite es, wo ſein Fuß ſtrauchelt.

Waren es indeſſen nur die Sorgen für das Hausweſen, die mich ängſtigten und mich meinen verwaisten Zuſtand ohne Deine mütterliche Zurechtweiſung bitter hätten fühlen laſſen, ſo geſellen ſich jetzt noch andere Verlegenheiten hinzu, die mir mein Alleinſtehen unendlich ſchwer machen.

Durch den lieben Vater weißt Du, liebe Tante, ſchon, daß die lang erwarteten Gäſte des Pfarrers vor einiger Zeit angekommen ſind. Unſer Haus, als faſt das einzig paſſende außer dem Pfarrhaus, wird um ſo mehr ſehr häufig von ihnen beſucht, als dem lieben Vater die angenehme und erheiternde Geſellſchaft der jungen Männer höchſt willkommen iſt.

Dies gilt beſonders von Herrn von Strahlenau, der faſt täglich zu uns kommt und nun gar wünſcht, bei uns zu wohnen, weil das Pfarrhaus, wo er ſchläft, etwas entfernt von dem Forſt iſt, in welchem er den Tag zuzubringen hat.

Der liebe Vater iſt bereits ganz für dieſen Vorſchlag gewonnen, aber, liebe Tante, ich bitte Dich, ſchreibe ihm doch, bediene Dich Deines ganzen Einfluſſes auf den lieben Vater, ihn zu beſtimmen, es nicht zu thun! Bedenke, welche Verlegenheit, um nicht zu ſagen welche Pein dadurch für mich erwachſen würde. Ich will nicht von der Bewirthung ſagen, denn der Baron würde dann auch bei uns frühſtücken und zu Abend eſſen — obwohl auch dies bei unſerer ſo ſehr einfachen Küche und meinen geringen Kochkünſten einige Berückſichtigung verdient — aber davon ganz abgeſehen, wie unangenehm für mich, da mir leider keine liebende Mutter, überhaupt kein älteres Frauenzimmer zur Seite ſteht, und ich bei allen Veranlaſſungen, durch die Verhältniſſe gezwungen, die Hausfrau machen muß. Andere junge Mädchen können ſich da oder dort zurückziehen, man würde es ihnen ſogar verargen, wenn ſie das Wort führen wollten, ich hingegen muß bei der Geſellſchaft ſein, muß eine Stimme dabei haben, muß die Ehre des Hauſes retten. Ach, wie viel lieber möchte ich mich oft ſtill und verborgen in ein Eckchen ſetzen, als daß ich überall mich einzumiſchen und mitzureden genöthigt bin. Und dann, Dir, liebſte Tante, darf ich's ja wohl ſagen, Du weißt, der liebe Vater iſt oft etwas leidend und dann ſehr verſtimmt und übellaunig. Trifft nun ſein Unmuth nur mich, ach, wie bin ich dann froh! Gottlob lerne ich immer beſſer, dies ſtill und geduldig zu tragen, und ihn auf eine paſſende Art zu zerſtreuen und aufzuheitern. Aber wie anders, wenn Fremde Zeugen ſolcher Verſtimmungen ſind oder gar darunter leiden müſſen, und wie könnte dies bei einem täglichen Tiſchgenoſſen

fehlen? Gewiß, liebe Tante, dann wäre Alles zehnmal härter — ach, ſorge doch dafür, daß es nicht geſchieht!

Mein Garten iſt jetzt ganz in der Ordnung, früh und ſpät bin ich bei der Hand, Lene läßt ſich recht gut zur Gartenarbeit an und ſelbſt Julchen hilft da und dort. Du, liebe Tante, lachſt mich nicht aus, wenn ich Dir die Erſtlinge unſers Fleißes — ein wenig Lattigſalat und Monatrettige — in kindiſcher Freude über das Gedeihen unſerer Pflanzungen zuſchicke. Julchen ſah zu ihrer großen Ueberraſchung ihren Namen grün aus der Erde kommen, und nun ſoll die Tante durchaus auch ein Salätchen von ihrem Kreſſignamen haben!

Lebe wohl, geliebte Tante, erhöre doch ja meine Bitte und komme bald zu

Deiner ſtets dankbaren

Maria.

Fünfundvierzigſter Brief.

Emilie an Maria.

Meine geliebte Maria!

Soll ich mich entſchuldigen, daß ich Deinen letzten Brief ſo lange unbeantwortet ließ? Nein, ſage ich, Du haſt die Pauſe nicht einmal bemerkt, denn wer in der Nähe ſo angenehme und intereſſante Unterhaltung hat, kümmert ſich nicht viel darum, was ihm aus der Ferne geboten wird.

Du erſchrickſt ein wenig? Erſchrecke noch nicht, mein liebes Mädchen, aber nehme Dich wohl in Acht: ein klein Bischen gefährlich könnte die Sache doch werden. Noch ſehe ich nicht klar, von welcher Seite her die Gefahr am ſtärkſten

droht: ob der ernſte, etwas gravitätiſche, der Seelenſtimmung nach Dir aber verwandtere Hermann, oder der heitere, lebensfrohe, fein erzogene Eugen fähig und geneigt iſt, Deinem kleinen Herzchen einige Unruhe zu verurſachen, aber ganz leer abgehen wird es ſchwerlich. Ja, liebſte Maria, und jetzt im Ernſt geſprochen, ich bedaure Dich und bin ganz mit Dir einverſtanden, wenn Du Dich aus allen Kräften dagegen wehrſt, daß Herr von Strahlenau Euer Hausgenoſſe wird. Seine Geſellſchaft mag noch ſo angenehm und er ſelbſt noch ſo einnehmend ſein, ſo könnte ich mir, und gerade dann um ſo mehr, doch in der That für ein junges Mädchen keine fatalere Situation denken, als die Deinige in dieſem Fall wäre, und was mich betrifft, ſo unterhaltungsſüchtig ich ſonſt auch bin, ſo würde ich doch lieber die Einſamkeit eines Trappiſten-Kloſters einer ſo gefährlichen Geſellſchaft vorziehen. Bei Dir, das gebe ich gerne zu, iſt die Sache doch etwas anders. Deine Ueberlegtheit, Dein beſonnenes vernünftiges Benehmen ſichert Dich vor eigenen Uebereilungen und weiß auch Andere unmerkbar in einer Entfernung zu erhalten, in der ſie Dir weder beſchwerlich noch gefährlich werden können. Aber ein ſiebzehnjähriges Mädchenherz iſt eben nicht von Stein, und wenn auch von Außen aller Anſtand beobachtet wird, könnte es von Innen doch Kampf, Krieg und Brand geben. Darum ſei auf der Hut!

Nun, vielleicht geht es auch nicht zum Schlimmſten oder wird in Zeiten ein vortheilhafter Friedensſchluß ratificirt, bei welchem jeder Theil gewinnt.

Für heute muß ich endigen; nimm dafür die beigelegte

Erzählung, meine letzte Aufgabe bei Frau von Peters, und laß bald wieder Etwas von Dir hören.

Deine treue Emilie.

König Enzio und Conradin von Schwaben, die letzten Hohenſtaufen.

Welches deutſche Herz ſchlägt nicht ſchneller, freudiger bei dem Andenken an das herrliche Kaiſerhaus der Hohenſtaufen? Aber wem füllt nicht auch ſchmerzliche Wehmuth die Bruſt, wenn es ihn gemahnt an das ſchmähliche Ende der letzten edlen Zweige dieſes erhabenen Geſchlechts!

Kaiſer Friedrich des Zweiten Sohn, Enzio, der ſeinem glorwürdigen Vater in Palermo von der edlen Venetianerin Bianca Lancia 1225 geboren ward, wird als der ſchönſte Jüngling ſeiner Zeit geſchildert, wie überhaupt im hohenſtaufiſchen Geſchlecht neben den hohen Geiſtesgaben auch körperliche Schönheit und die edle Dichtkunſt erblich geweſen zu ſein ſcheinen. Der hohe Muth, der auf Enzio's edler freier Stirn thronte, bewährte ſich bald auch in Thaten, und in ſehr frühen Jahren fand ſein Vater eine wackere Stütze bei den vielen unheilvollen Kämpfen jener Zeit an ihm. Kaiſer und Pabſt ſtritten ſich um die Herrſchaft der Welt und mit dem Namen Guelphen und Ghibellinen wurden die mächtigen Parteien, die mit dem bitterſten Haß ſich gegenüber ſtanden, bezeichnet. Ausgezeichneten Ruhm erwarb ſich der junge Held, noch nicht vierzehn Jahre alt, bei der großen Schlacht bei Cortenuovo, die ſein Vater mit der Hilfe von 10,000 Araber gegen den lombardiſchen Bund ſchlug. Aber nicht nur den Ruhm,

auch den Bannſtrahl, den der wüthende Pabſt Gregor IX. 1239 auf ſeines Vaters Haupt ſchmetterte, ſollte der ſchöne Heldenjüngling theilen. Doch der Kaiſer ließ ſich dadurch nicht irre machen, ſondern erhob im Gegentheil ſeinen Lieblingsſohn zum Könige von Sardinien und gab dem jetzt fünfzehnjährigen Jüngling die reiche Adelaſia zur Gemahlin. Dieſe viel ältere, ſchon verwittwete Dame liebte ihren jugendlichen Gemahl nicht, war ihm untreu und trat auf die Seite ſeiner guelphiſchen Feinde. 1241 rief das Vorrücken eines wilden Stammes aus Aſien, der Tataren, das ſiegreiche Schwert Enzio's vom Po an die Donau, und er und ſein Bruder Conrad ſchlugen dieſes wilde Volk, das überall die furchtbarſten Verheerungen anrichtete, wohin ſich ſein Strom ergoß, in einer entſcheidenden Schlacht im Ungarland und befreiten dadurch die Gemüther von der Angſt dieſer Unmenſchen, auch über Deutſchlands blühende Gauen ihren Zerſtörungszug fortſetzen zu ſehen.

In demſelben Jahre hatte der Pabſt eine große Kirchenverſammlung nach Rom ausgeſchrieben, auf welcher er gedachte, ſich mit dem ganzen Anſehen der Kirche gegen den Kaiſer zu waffnen. Enzio wandte ſich deßhalb plötzlich wieder nach Italien und lauerte hier mit einigen Schiffen der genueſiſchen Flotte, die die franzöſiſchen Biſchöfe und Cardinäle von Genua nach Rom bringen ſollte, auf. Bei der kleinen Inſel Meloria, unfern Livorno, gelang es ihm den 3. Mai die ganze Geſellſchaft in ſeine Hände zu bringen. Auf 22 Galeeren befanden ſich 3 päbſtliche Legaten, über 100 Erzbiſchöfe und Biſchöfe, mehrere Abgeordnete der

lombardiſchen Städte und eine unermeßliche Menge an Geld und ſonſtigen Koſtbarkeiten. Zum Hohn ſandte Enzio die Geiſtlichen in ſilbernen Feſſeln als Gefangene auf die feſten Schlöſſer Apuliens und Calabriens. Sein Vater ließ ſie aber, da bald darauf der Pabſt ſtarb, wieder frei.

Der Kaiſer hatte indeſſen auch große Siege errungen und ſeine Banner flatterten wieder hoch in Italien. Heitere Luſt herrſchte an ſeinem Hoflager, ſo lange ſein Schwager Richard von Cornwallis, König Heinrichs III. von England jüngerer Bruder, als Gaſt ſich an demſelben befand. Der über 90 Jahr alte Pabſt, in Rom eng eingeſchloſſen, mußte es dulden, daß der Kaiſer ſeine Schlöſſer Narni, Tivoli und Albano zerſtörte und aus neapolitaniſchen Kirchengeräthen Geld prägen ließ. Machtlos war in dieſem Augenblick ſein Zorn, aber ſo heftig, daß er ihn tödtete. Damit war jedoch für des Kaiſers Sache nicht nur Nichts gewonnen, ſondern vielmehr Alles verloren.

Als Sinnibald Fiesko, früher ein Freund Friedrich's, als Nachfolger gewählt wurde und unter dem Namen Innocenz IV. den päbſtlichen Stuhl beſtieg, ſo ging des Kaiſers Prophezeihung, daß er nun ſein Feind werden würde, bald genug in Erfüllung. Natürlich! als Pabſt ſuchte er ſich, gleich ſeinen Vorgängern, neben der geiſtlichen auch alle weltliche Gewalt anzumaßen, und das war es ja eben, was die Kaiſer aus dem hohenſtaufiſchen Hauſe nicht dulden wollten.

Der kräftige Innocenz, um ſeines Zwecks gewiſſer zu werden, verlegte ſeinen Sitz von Rom nach Lyon und hatte nun hier das nachbarliche Frankreich als Schutz- und Bundes-

genoſſen gegen das deutſche Oberhaupt. Seiner Sicherheit ſich bewußt führte er von dort aus eine wüthende Sprache gegen den Kaiſer, und auf der Lyoner Kirchenverſammlung 1245 wurde der Bann gegen Friedrich, den er als einen Erzketzer, der allen Gottesdienſt auf Erden ausrotten wolle, ſchilderte, auf eine ſchauerliche Weiſe ausgeſprochen, ſo daß des Kaiſers Abgeſandter Thaddäus von Sueſſa, der ſeinen Herrn mit glänzender Beredtſamkeit zu vertheidigen ſuchte, endlich den Saal mit den Worten verließ: Wehe, das iſt ein Tag des Jammers und des Schmerzes!

Ein ſo durchgreifender Charakter wie Innocenz blieb nicht bei halben Maßregeln ſtehen. Auf dem Gebiet der Kirche maßte er ſich eine unumſchränkte Deſpotie an, und die mächtigen geiſtlichen Fürſten, die ſich gern ſonſt an den Kaiſer angeſchloſſen hatten, um ihr Anſehen dem Pabſt gegenüber zu erhalten, ſanken jetzt zu Sklaven herab und mußten, der ſtärkern Macht nachgebend, dem Kaiſer untreu werden.

In Deutſchland ſollte für den mit hartem Bann belegten Kaiſer ein neuer gewählt werden. Aber kein weltlicher Fürſt gab ſich zu dieſer entehrenden Wahl her; auch fand ſich Niemand, der die Kaiſerkrone auf dieſe Art an ſich reißen wollte, bis es endlich dem papiſtiſchen Erzbiſchof Arnold von Trier gelang, durch ſeinen Einfluß die geiſtlichen Fürſten für die Wahl des ruchloſen Heinrich Raspe, Landgrafen von Thüringen, zu gewinnen. Allein die Freude dauerte nicht lange. Raspe wurde bald überwunden uud ſtarb an ſeinen Wunden ſchon im folgenden Jahr auf der Wartburg. Der zweite Gegenkaiſer, abermals nur von den geiſtlichen Fürſten ge=

wählt, Wilhelm von Holland, war von noch geringerer Bedeutung.

Indeſſen arbeitete der Pabſt von Lyon aus der hohenſtaufiſchen Partei in Italien mit glühendem Haß entgegen, und der Kampf wurde dort mit ungemeiner Bitterkeit fortgeführt. Die Hauptſtützen des von ſo vielen Seiten gekränkten und jetzt alternden Kaiſers waren ſein Schwiegerſohn, der freilich ſehr grauſame Ezzelino de Romanio, und ſein geliebter Sohn Enzio. Dieſen gelang es auch wirklich wieder die Oberhand zu gewinnen. Als aber Enzio gegen Bologna zog, hatte er das Unglück, in der Schlacht an der Foſſalta den 26. Mai 1249 in die Hände der Bologneſer zu gerathen, die den vierundzwanzigjährigen Helden zuerſt in leidentlicher, ſpäter aber in furchtbar harter Gefangenſchaft 22 Jahre lang, bis zu ſeinem Tode, hielten.

Dieſe Nachricht war für den alten, bisher ungebeugten Kaiſer ein Donnerſchlag. Alle Vorſchläge zur Befreiung des geliebten Sohnes wurden von den Bologneſern, aufgehetzt von dem Pabſt, zurückgewieſen, und ſelbſt das kaiſerliche Anerbieten, um ganz Bologna einen ſilbernen Ring als Löſegeld zu ziehen, verworfen.

Als der Kaiſer auch noch zugleich die Untreue ſeines beſten Freundes, des Kanzlers Peter de Vineis, erfahren mußte, ſo brach ſein Herz! Der Gram tödtete den unglücklichen Vater den 13. December 1250.

Sieben Kronen hatten ſein kaiſerliches Haupt geſchmückt. Er war, nach des italieniſchen Dichters Dante Ausſpruch, voll hoher Majeſtät, mit allen Grazien begabt, ein herrlicher

Kaiſer! Und doch — erdrückt von irdiſchem Schmerz! „Freuen ſollen ſich die Himmel und die Erde ſoll hüpfen.“ Mit dieſen Worten verkündigte der Pabſt den Tod des Kaiſers der Stadt Neapel.

Noch lebten aber zwei wackere Söhne des Kaiſers: Conrad in Deutſchland, Manfredino in Italien. Dieſer, Enzio's Ebenbild an Geiſt, Muth und Schönheit, ſetzte dem Pabſt eine nicht zu verachtende Macht entgegen. Conrad, weniger glücklich in Deutſchland, ſah ſich dort beſiegt und kam ebenfalls nach Italien. Dort vereinigte er ſich mit ſeinem Halbbruder Manfredino und zuſammen eroberten ſie Capua und Neapel. Allein der Untergang der Hohenſtaufen war beſchloſſen: ſie konnten ihrem dunkeln Verhängniß nicht entgehen! Zuerſt ſtarb ihr noch ganz junger Bruder Heinrich plötzlich und gleich darauf auch der ſechsundzwanzigjährige Conrad, vermuthlich an päbſtlichem Gift, obwohl die guelphiſche Partei den Mord dem edlen Manfred aufbürden wollte. Conrad hinterließ ein junges Söhnchen, von den Italienern Conradino geheißen. Nach einer unverbürgten Sage ſoll es von ſeiner Mutter Eliſabeth von Baiern in einem italieniſchen Gefängniß, welches dieſe mit ihrem Gemahl beſichtigt habe, geboren worden ſein. Eliſabeth, die ſpäter in eine zweite Ehe mit Graf Meinhard von Tyrol trat, begab ſich nach dem Tode Conrads mit ihrem jungen Sohn, den ſie auf's Zärtlichſte liebte und auf's Sorgfältigſte erzog, unter den Schutz ihres Bruders Ludwig an den baiern'ſchen Hof.

Manfred ſöhnte ſich hierauf mit dem Pabſte aus und wurde nun wirklich in Unteritalien zum Könige ausgerufen

und in Palermo feierlich gekrönt. Er und ſeine Gemahlin, die wunderſchöne ſiebzehnjährige Helena von Griechenland, verſammelten die edelſten Sänger und die reizendſten Frauen an ihrem Hof, ſo daß man ſagte, das Paradies ſei auf die Welt gekommen. Manfredino war ſelbſt Dichter wie ſein Vater und ſein Bruder Enzio. Er gründete die Stadt Manfredonia, und ſtand jetzt auf der höchſten Stufe des irdiſchen Glücks.

Aber die wachſende Macht dieſes Ghibellinen war den Guelphen ein Schrecken und ſie ſahen ſich nach fremder Hilfe um. Innocenz war geſtorben und der neue Pabſt Urban IV., ein Franzoſe, bot den italieniſchen Königsthron öffentlich feil. Aber Niemand wollte ihn haben, bis endlich unter Clemens V. auch ein Franzoſe, Karl von Anjou, der Bruder des Königs Ludwig des Frommen von Frankreich, ſeine räuberiſchen Hände danach ausſtreckte. Häßlich, olivenfarb, finſter, kalt, grauſam, unduldſam, war Karl gerade das Gegentheil des liebenswürdigen Manfredino. Mit einer großen Flotte rückte er gegen Neapel vor. Auch Manfred bot alle ſeine Kräfte gegen dieſen gefährlichen Eindringling auf, allein er hatte Verräther in ſeinem eigenen Heere. Richard von Caſeta verließ, ſo wie Karl gelandet hatte, den ihm anvertrauten Gebirgspaß und ließ das franzöſiſche Heer unaufgehalten bis Benevent vorrücken. Den 26. Februar 1266 kam es vor den Mauern dieſer Stadt zur Schlacht.

Manfred wehrte ſich gegen den überlegenen Feind mit dem Muth der Verzweiflung, aber als er dennoch ſeine unvermeidliche Niederlage bemerkte, ſtürzte er ſich abſichtlich in die feindlichen Schwerter, um wenigſtens eines ehrenvollen

Todes zu ſterben. Er fand, was er wünſchte, aber der grauſame Karl verweigerte ihm, als einem Ketzer, ein ehrliches Begräbniß. Doch die Franzoſen ſelbſt, durch Manfreds Schönheit und ſeinen Heldentod gerührt, trugen Steine über ſeinen Leichnam zuſammen, bis ſich ein Hügel bildete, der vom Volk fortan der Fels der Roſen genannt wurde.

Karln hinderte nun Nichts mehr, Beſitz von dem Königreich Neapel und Sicilien zu nehmen, und mit niedriger Wuth ſuchte er jedes Andenken der Hohenſtaufen in Italien zu zerſtören. Die ſchöne Wittwe Manfreds und ihre drei blühenden Knaben wurden in einen finſtern Kerker geworfen, wo die zarte Helene bald den Mißhandlungen erlag; die drei ſchönen Knaben aber blieben ohne Erziehung, halb nackt, bei ſchlechter Koſt, gefeſſelt, in enger Haft 31 Jahre lang! Erſt 1297 wurden ihnen die Ketten abgenommen und ihnen ein Geiſtlicher und ein Arzt bewilligt. Der älteſte, Heinrich, lebte von da an noch 12 Jahre in einem dumpfen Gemüthszuſtande. Mit demſelben Ingrimm ließ Karl alle Denkmale und Urkunden der Hohenſtaufen zernichten.

Während dies in Italien geſchah, reifte in der Stille, faſt vergeſſen, noch ein herrlicher Zweig des hohenſtaufiſchen Hauſes in Deutſchland heran.

Conradin, theils bei ſeinem Oheim Ludwig, theils auf dem Ravensburger Schloß am Bodenſee lebend, vereinigte in ſich alle edlen und ſchönen Eigenſchaften, die dieſes erlauchte Geſchlecht auszeichnen.

Der Heldengeiſt ſeiner Ahnen erwachte früh in dem ſchönen Jüngling, und bald ſchien es ihm unerträglich, hier

an fremdem Hofe unbekannt und in Verachtung zu leben, während ihm im ſchönen Süden ein Königreich zuwinkte. Sein Schmerz vergrößerte ſich, wenn er unmächtig zuſehen mußte, wie ſelbſt ſeine Erbländer Schwaben und ein Theil von Franken immer mehr von den gewaltthätigen und undankbaren Herren und Grafen der Nachbarſchaft an ſich geriſſen wurden. Oft ſuchte er Troſt auf dem Gebiete der Dichtkunſt, wenn die Wirklichkeit ihm nur Trauriges bot, öfter noch im Arm der Freundſchaft, denn einen treuen Freund und Leidensgenoſſen hatte ihm der Himmel geſchenkt. Friedrich von Baden, der nachgelaſſene Sohn Hermanns von Baden, der durch ſeine Mutter Gertraude, die eine babenbergiſche Fürſtin, eine Nichte Friedrich des Streitbaren war, Anſprüche an das Herzogthum Oeſterreich hatte, befand ſich ganz in derſelben Lage wie Conradin, und obwohl drei Jahre älter als dieſer, ſchloſſen ſie doch einen feſten Freundſchaftsbund und ſchwuren ſich Treue bis in den Tod. Die wildromantiſche Gegend um Ravensburg oft Tage lang mit einander durchſtreifend, begeiſterten ſich die Jünglinge gegenſeitig für ihre träumeriſchen Hoffnungen, und kaum bedurfte es noch der Aufforderungen von Seiten der italieniſchen Ghibellinen an Conradin, ſie von Anjou's grauſamem Regiment zu retten und ſein Königreich einzunehmen, um dieſen zu bewegen, die Waffen mit jugendlicher, aber kräftiger Hand zu ergreifen.

Plötzlich ſtand der fünfzehnjährige Jüngling kampffertig da, nicht achtend der zärtlichen Mutter Zagen und Abmahnen von dem gefährlichen Zug. Sein Oheim Ludwig von Baiern,

ſo wie ſein Stiefvater Meinhard von Tyrol unterſtützten ſein Vorhaben aus ſchmutzigem Eigennutz, um ſeine wenigen noch übrigen Erbgüter an ſich zu reißen, wie er ihnen auch dieſelben größtentheils käuflich überließ, um ein Heer ausrüſten zu können.

Im Herbſt 1267 verließ der ſchöne Jüngling ſeine bis zum Tod betrübte Mutter und zog mit 10,000 Mann und ſeinem geliebten Friedrich über die Alpen. Glücklich gelangten ſie nach Verona. Bis dahin hatten Conradin ſein Oheim und Stiefvater begleitet, aber hier preßten ſie ihm noch um wenig Geld den Reſt ſeiner Güter ab und verließen ihn ſammt ihrer Mannſchaft. Nur 3000 Mann blieben Conradin. Traurig umarmte er ſeinen Freund Friedrich und dieſer ſchwur ihm nochmals unverbrüchliche Treue.

Auf italieniſchem Boden lächelte Conradin das Glück deſto ſchöner. Verona rüſtete ein Heer, Piſa eine Flotte, Neapel empörte ſich gegen Karl von Anjou und Rom jauchzte dem jungen Helden freudig entgegen. Die ſchönſten Jungfrauen empfingen ihn mit Blumenkränzen und Muſik und führten ihn im Triumph auf's Capitol. Der Pabſt ſah ſich genöthigt, nach Viterbo zu fliehen, ſprach aber die Unglück weiſſagenden Worte bei ſeinem Abſchied: „Des Knaben Größe wird verſchwinden wie ein Rauch, er ziehet hin gen Apulien wie zur Schlachtbank!“

Auch in den Kerker des unglücklichen Enzio's war die Kunde von dem Unternehmen Conradins gedrungen. Da erwachte in dem armen Gefangenen ſtärker als je der Drang der Freiheit und der Thatenluſt. Siebzehn lange Jahre

hatte der Unglückliche ſchon in engen Banden verſeufzt, und nur die Liebe zu der ſchönen Lucia Viadagola und ſeine Laute warfen zuweilen einen freundlichen Lichtſtrahl durch das Dunkel ſeiner Kerkermauern. Jetzt glaubte er, der Augenblick ſeiner Rettung ſei erſchienen. Zwei ſeiner Freunde, Piedro de Aſinelli und Rainevio de Gonfalonieri, waren bereit, ihm die Hand dazu zu bieten. In dem Faß, worin dem Gefangenen von Zeit zu Zeit Wein zukam, wollte man ihn heimlich aus dem Gefängniß bringen. Alles ſchien zu gelingen; ſchon war das Faß, worin er ſich befand, glücklich auf die Straße gebracht, da fiel oben aus dem Spundloch, welches man offen gelaſſen hatte, damit der Eingeſperrte Athem ſchöpfen konnte, eine ſeiner langen blonden Locken heraus. Ein dabei ſtehender Soldat bemerkte es, und — das Geheimniß war entdeckt! Von dieſer Zeit an ſchloß man den Unglücklichen in die engſten Bande, nach der Behauptung Einiger in einen eiſernen Käfig! Erſt den 15. März 1172 wurde er befreit von aller irdiſchen Qual durch den Tod. Ein mit königlicher Pracht angeordnetes Leichenbegängniß und ein marmornes Denkmal in der Kirche des heiligen Dominikus in Bologna ſind ein ſchlechter Erſatz für 22 durchſeufzte Jammerjahre!

Indeſſen ſchlugen die Piſaner bei Meſſina die franzöſiſche Flotte und verbrannten eine Menge ihrer Schiffe. Conradin aber zog frohen Muths über's Gebirge an die Grenze Neapels.

Auf einmal lag das paradieſiſche Land, das er ſchon als ſein Eigenthum betrachtete, vor ſeinen trunkenen Blicken. Laut jauchzten er und Friedrich, und mit ihnen das ganze Heer.

Sie ſtiegen hinab und in der Gegend von Tagliacozzo bei Scurzola ſtießen ſie auf das franzöſiſche Heer den 23. Auguſt 1268.

Die Schlacht begann und Conradins tapfere Ritter erſtürmten einen ſchnellen Sieg über Karl's Franzoſen und jagten dieſe in die Flucht. Nun überließen ſich die unerfahrenen Anführer nebſt dem ganzen Heere einer grenzenloſen Freude. Sorglos theilte man die Beute, warf Waffen und Panzer von ſich, zerſtreute ſich nach allen Seiten, ja Manche lockte ſogar der ſchwüle Tag in's kühlende Bad. Aber auf einmal brachen die Franzoſen, die nur in einem Hinterhalt lagen, hervor und überfielen die Unbeſorgten mit ſolcher Macht, daß ſie ſich nur noch durch die ſchnellſte Flucht retten konnten. Conradin und Friedrich verdankten ihre Rettung der Schnelligkeit ihrer Roſſe. Sie eilten dem Meere zu, auf das Schloß Aſtura, wo ein Graf Johann von Frangipani wohnte, deſſen Geſchlecht von jeher dem hohenſtaufiſchen Hauſe treu ergeben und von demſelben mit Wohlthaten überhäuft worden war.

Dieſem entdeckten ſich die fürſtlichen Flüchtlinge und erbaten ſich ſeinen Beiſtand. Er gab ihnen ein Schiff, um ſich darauf in das befreundete Piſa zu retten; allein dies war nur Schein: er hatte die Fürſten bereits an den grauſamen Karl ſchändlich verrathen. Sie wurden zurück und gefeſſelt nach Neapel gebracht.

Hier hielt man ein förmliches Blutgericht über ſie, wobei Karl ſelbſt ſie als Feinde der Kirche, Empörer und Hochverräther auf den Tod anklagte. Die Richter, größtentheils von der Ungerechtigkeit dieſer ſchändlichen Anklage überzeugt,

wagten lange nicht, dem Tyrannen zu widerſprechen. Eine lange Pauſe entſtand. Endlich hatte Einer aus ihnen den Muth, die Vertheidigung Conradins, der ja nur ſein rechtmäßiges Erbe, das man ihm verweigert, durch einen offenen, ehrlichen Krieg habe erlangen wollen, über ſich zu nehmen. Die Stimme dieſes Edlen rief auch Ehre und Gewiſſen in den Uebrigen wach. Alle fielen ihm bei, bis auf einen Nichtswürdigen, der im Sinn des Königs den unglücklichen Fürſten das Leben abſprach. „Du allein haſt Recht!" rief Karl in Wuth über den ſo eben erfahrenen ungewohnten Widerſpruch, und der Tod der Jünglinge war unwiderruflich beſchloſſen.

Die beiden edlen Freunde hatten in ihrer argloſen Unbefangenheit keine Ahnung des traurigen Geſchicks, das ihrer wartete. Die Zeit ſich im Kerker jugendlich ſorglos mit Schachſpiel verkürzend, ſahen ſie die Boten des Todes bei ſich eintreten. Conradin erblaßte, als er das Todesurtheil vernahm, faßte ſich aber ſogleich wieder und bat ſich nur drei Tage Friſt aus, um beichten, ſeiner Mutter ſchreiben und ſein Teſtament machen zu können. Nur bis den folgenden Tag wurde der Aufſchub geſtattet. Mit außerordentlicher Ruhe ſahen die jungen liebenswürdigen Fürſten ihrem ſchmählichen Tode entgegen.

Den 22. Oktober 1268 erhob ſich Morgens vor Tag auf dem Marktplatz von Neapel ein Blutgerüſte. Es war mit ſcharlachrothem Tuch beſchlagen, und abſichtlich dieſer Platz, der eine prächtige freie Ausſicht bot, dazu erwählt, um Conradin die Bitterkeit des Todes durch den Anblick ſeiner

verlorenen Herrlichkeiten noch zu ſchärfen. Aber die junge Seele des edlen Fürſten war bereits erhaben über irdiſche Macht und irdiſchen Glanz.

Der Jünglinge Liebenswürdigkeit war zu Aller Ohren gedrungen, und Mitleid und Theilnahme hatten eine zahlloſe Menſchenmenge als Zuſchauer hergeführt. Alle Straßen, durch die ſie ziehen mußten, alle Fenſter, alle Dächer waren beſetzt. Endlich erſchienen die unglücklichen Schlachtopfer der wälſchen Tyrannei auf dem Richtplatze. Eine feierliche Stille trat unter dieſen Tauſenden von Menſchen ein. Alle Blicke und Aller Herzen flogen den jungen Fürſten zu und kein Auge blieb trocken. Nur Karl ſah mit gleichgültiger ſtumpfer Miene von dem Balkon eines dem Blutgerüſte gegenüber ſtehenden Palaſtes dem traurigen Schauſpiel zu. Ein Richter trat vor und verlas noch einmal das Todesurtheil. Gemurmel der Mißbilligung durchlief die Reihen des Volks. Selbſt die anweſenden Franzoſen waren von der Ungerechtigkeit dieſer Handlung durchdrungen, und Karl's eigener Schwiegerſohn, Graf Robert von Flandern, zog das Schwert und hieb den, der das Todesurtheil geleſen, mit den Worten nieder: „Du Schurke, wie darfſt Du einen ſo großen und herrlichen Ritter verurtheilen?“ Karl verbiß ſeinen Zorn über dieſe That, das unzufriedene Volk fürchtend. Conradin aber ſprach mit lauter vernehmlicher Stimme: „Ich lade meinen Verdammer vor den höchſten Richterſtuhl. Mein Blut, auf dieſer Stätte vergoſſen, ſoll um Rache gen Himmel ſchreien. Und meine Schwaben und Baiern, meine Deutſche achte ich nicht ſo entartet, daß ſie dieſe Schmach des deutſchen

Volks nicht ſollten abwiſchen im franzöſiſchen Blute.“ Dann warf er ſeinen Handſchuh hin, daß man ihn Peter von Arragonien, ſeinem nächſten Anverwandten, bringen ſolle, dem er hiemit alle ſeine Anſprüche übertrage. Graf Heinrich, Truchſeß von Waldburg, hatte den Muth, ihn aufzuheben. In dem Handſchuh befand ſich Conradins Siegelring, und noch jetzt führt deßwegen zum Andenken die Familie Waldburg die drei ſchwarzen Löwen der Hohenſtaufen im Wappen.

Hierauf legte der königliche Jüngling ſein Oberkleid ab und ſtreckte ſeine weißen Lilienarme gen Himmel, indem er ſprach: „Jeſus Chriſtus, König der Ehren, wenn dieſer Kelch nicht vor mir vorüber gehen ſoll, ſo befehl' ich meinen Geiſt in deine Hände!“ Dann kniete er nieder und rief: „Ach, meine Mutter, meine Mutter, welch eine ſchreckliche Nachricht wirſt du von mir hören!“ Unerſchrocken bot er hierauf ſeinen Nacken dem Schwert hin, und das ſchöne Haupt des letzten Hohenſtaufen fiel unter dem Henkersbeil der Wälſchen!

Friedrich ſchrie laut auf vor Schmerz, als er des Freundes Haupt fallen ſah, aber die Reihe traf nun auch ihn, und ihm folgten noch viele edle Häupter der Ghibellinen.

Conradin und Friedrich wurden auch im Tode nicht getrennt. Ihre Leichname ruhen neben einander in der Kirche Maria del Carmine am Marktplatz zu Neapel unter dem Marmorboden rechts vom Altar. Vor 150 Jahren fand man bei der Erneuerung des Fußbodens der Kirche Conradin, deſſen Haupt in ſeinen gefalteten Händen ruhte. Man ließ die Gebeine in demſelben Zuſtand.

Die gräßliche That war geſchehen, das herrliche Haus

der Hohenſtaufen mit dieſem letzten edlen Sprößlinge zernichtet. Selbſt ein italieniſcher Dichter, Bartholome Zorgi, ſang damals: „Wenn die Welt unterginge, es ſollte mich nicht wundern, da der König, durch den noch Edelmuth und Anmuth blühte, ſo ſchändlich ermordet iſt. Wie können Deutſche nur leben, wenn ſie das Andenken an dieſen Verluſt im Herzen tragen! Wenn ſie nicht Rache nehmen, bleiben ſie ewig mit Schande bedeckt.“ Und der deutſche Sänger Ottokar von Horneck beklagte Conradins Tod alſo:

Man ſoll viel billig
Um die todten Freunde weinen;
Wär' aber ein Herz von Steinen
Gewachſen bei den Tagen
Es müßte den Jammer klagen,
Der an ſo edler Frucht geſchah.

Sechsundvierzigſter Brief.

Eugen von Strahlenau an ſeine Schweſter Anna.

Mein liebes, ſüßes Annerl!

Du haſt ein mitleidiges Herz, das weiß ich, Du haſt es längſt an dem lieben Bettelvolk in Strahlenau bewieſen und dafür eine gute Partie Undank eingeerntet — beweiſe es jetzt auch an mir, Deinem eigenen leiblichen Bruder, der dann vielleicht dankbar iſt. Ich will nicht einmal, wie Jene, Nahrung und Kleidung von Dir, denn dies habe ich zur Noth ſelbſt, ſondern nur Theilnahme, helles, reines Mitleiden, und zwar deßwegen, daß mich mein Geſchick in ein ſolch abgelegenes Winkelchen der Welt verſchlagen hat, in welchem ich vor lauter Ehrbarkeit und Wohlanſtändigkeit am

Ende — denke, welch ein Unglück! — halt ſelbſt ehrbar und wohlanſtändig werden muß.

Ja, es geht ganz entſetzlich ernſthaft hier zu; der Verwalter ſelbſt könnte damit zufrieden ſein. Spiel und Tanz ſind verpönt, und wenn es auch erlaubt wäre, wo fände ſich Geſellſchaft? Tag für Tag muß ich arbeiten wie der gemeinſte Waidmann und dann meine müden hochadeligen Glieder noch zu einem Weg von einer halben Stunde anſtrengen, um zu meiner geiſtlichen Herberg zu kommen. Iſt das nicht hart? Aber ſiehe, Dein Herr Bruder weiß ſich zu helfen. Auf der Hälfte des Wegs wohnt ein penſionirter Juſtizrath, ein vertrauter Freund unſers Pfarrers; dieſer hat ein allerliebſtes Töchterchen von ſechzehn oder ſiebzehn Jahren, und da iſt es dann doch viel bequemer, meine Wohnung hier aufzuſchlagen. Es iſt nur um des weiten Wegs willen, auch kann ich hier die Ernſthaftigkeit aus erſter Hand beziehen, denn den Juſtizrath kommt das Lachen ſchwerer an als unſerm Verwalter das Fluchen. Dennoch — ſo verkehrt ſind die Menſchen — will der altkluge Hermann einige Gefahr bei dieſer Veränderung ſehen. Fürchtet er etwa den kleinen Bogenſchützen? Nun, ein rechter Jägersmann wird doch nicht dem Geſchoß dieſes leichtfertigen Knaben aus dem Wege laufen ſollen?

Freilich, ernſthaft geſprochen, muß ich's ſchon eingeſtehen, daß dieſe Maria etwas unausſprechlich Liebenswürdiges hat, aber nicht wie andere ſiebzehnjährige Mädchen. Wäre ſie ſo, ſo würde ich ohne Zweifel auch gern bei ihr wohnen, würde ihr allerlei Unſinn vorſchwatzen, würde ihr mit einem

Wort in beſter Form den Hof machen und, nachdem der Spaß ein Weilchen getrieben wäre, würde ich und ſie lange Weile bekommen, und mir könnte gar einfallen, daß im Dorf noch ein anderes hübſches Mädchen, die heilige Gabriele, wohnt. Allein das iſt hier bei dieſer Maria Alles ganz anders. Dieſer macht man nicht den Hof, ſchwatzt ihr keinen Unſinn vor, ſondern dieſe — liebt man oder — flieht ſie! —

Indeſſen, liebes Annerl, werde nicht ängſtlich. Bei mir und meiner bekannten Schmetterlingsnatur iſt es vielleicht möglich, zwiſchen dieſer Scylla und Charybdis glücklich hindurch zu ſegeln; auf jeden Fall kommt Hermann, der gute Hermann, mit ſeinen hochweiſen Warnungen viel zu ſpät, denn von morgen an wohne ich ſchon bei dem Juſtizrath, frühſtücke mit ihm, ſpeiſe mit ihm zu Nacht und Maria macht die angenehme Wirthin! Die Frau des Juſtizraths iſt todt und außer Maria hat er nur noch einen jungen Sohn, der ſich in einer Koſtſchule befindet, und ein kleines Mädchen von fünf Jahren, das niedlichſte Kind, das ich je geſehen habe. Du weißt, welche Freude mir von jeher ſchöne geſcheidte Kinder gemacht haben; ſo wäre ſchon dieſes kleine Julchen allein eine Anziehung für mich, aber läugnen will ich's freilich nicht, daß die große Maria dieſen Zug eben nicht vermindert.

Nun, Etwas muß der Menſch doch zu ſeiner Unterhaltung haben, wenn es ihm nicht gegeben iſt, ſchon im dreiundzwanzigſten Jahr ein Philoſoph wie etwa Hermann zu ſein.

Hiemit Gott befohlen, mein liebes Annerl! Grüße lieb Mütterchen und bleibe ſchweſterlich gewogen

Deinem zärtlichen Bruder

Eugen.

Siebenundvierzigſter Brief.

Hermann an Julius Lindtheim.

Meine Schuld iſt es nicht, daß Du, lieber Julius, abermals einen Brief ſtatt mich ſelbſt erhältſt. Alles war zur Reiſe auf den geſtrigen Tag zugerichtet, da trat eine Einladung aus dem Werner'ſchen Hauſe dazwiſchen, die ich um ſo weniger ausſchlagen konnte, als ſie zur Geburtstagsfeier des Juſtizraths veranſtaltet war. Heute oder in den nächſten Tagen zu kommen, macht das gegenwärtige Heugeſchäft, das alle Pferde in Anſpruch nimmt, unmöglich, und ſo muß ich mich denn ſchon noch einige Zeit gedulden.

Die Schilderungen der Gegenwart ließen mir in meinem letzten Brief keine Zeit mehr, von meinen Ausſichten in die Zukunft zu ſprechen. Indeſſen ſind jetzt mehrere Wochen hingeſtrichen, und ich kann es daher nun mit größerer Beſtimmtheit als damals thun.

Von einem Gut zu kaufen kann bei meiner Vermögensloſigkeit und dem gegenwärtigen hohen Preis der Güter keine Rede ſein. Es bleiben mir alſo nur zwei Wege offen: entweder eines zu pachten, oder mich bei einer landwirthſchaftlichen Lehranſtalt um eine Lehrerſtelle zu bewerben. Beides hat ſeine zwei Seiten, doch ſtimmt meine Neigung viel mehr für das Erſte, und da ſich nur drei Stunden

von Grünthal entfernt Hartſtern, ein ſehr hübſches, vortheilhaft gelegenes Rittergut, befindet, deſſen Beſitzer, der auch Ländereien in Schleſien hat, dorthin ziehen und dieſes inländiſche auf mindeſtens 10 Jahre in Pacht geben will, ſo würde dieſe Gelegenheit meinen Wünſchen um ſo mehr entſprechen, als ich den Eigenthümer als einen billigen Mann kenne, der mir auch ſein Beſitzthum vorzugsweiſe gern anvertrauen würde. Der einzige Anſtand, den dieſe Sache hat, iſt der, daß die Uebernahme des Pachts ſich etwas in die Länge ziehen dürfte, weil die Abreiſe des Eigenthümers vielleicht erſt in 2—3 Monaten erfolgen wird. Dieſer Umſtand, der mich dem ganzen Plan abgeneigt macht, iſt meinem lieben Pflegevater gerade erwünſcht, weil er mich dadurch noch länger in Grünthal gefeſſelt ſieht. Sollteſt Du daraus ſchließen, ich wäre ungern hier, ſo würdeſt Du Dich ſehr irren. Warum ſollte ich auch nicht gern bei meinem väterlichen Freunde ſein! Wer hat größere Anſprüche an meine Liebe und Dankbarkeit, als der würdige Mann, der ſich des verwaisten Knaben ſo zärtlich angenommen und bis auf dieſe Stunde auf's Aufopferndſte für ihn geſorgt? Ueberdies iſt ſein Umgang ſtets angenehm, erquickend und belehrend. Auch will ich nicht läugnen, daß Grünthal durch das Werner'ſche Haus einen unendlichen Gewinn gemacht hat. Die gemeinſchaftlichen Spaziergänge an ſchönen Tagen, das vertrauliche Beiſammenſein bei ſchlechter Witterung, ach, wer möchte ſich gern davon trennen? Aber iſt das Süßeſte auch das Heilſamſte? Iſt es nicht oft unſere Pflicht, davon zu ſcheiden, eben weil es allzu ſüß iſt? Und dann vor

Allem iſt mir das beſchäftigungsloſe Leben zur Laſt. Ich bin natürlich nicht müßig, aber es iſt eben doch keine beſtimmte geregelte Thätigkeit, nach der ich mich von Herzen ſehne. Dies ſind die Gründe, die mich bisher abhielten, mein Wort zu geben. Ich lege indeſſen Alles in die Hand meines treuen Gottes, der mir vielleicht deutlichere Winke giebt, was ich ergreifen ſoll.

Von der Geburtstagsfeier im Werner'ſchen Hauſe muß ich Dir doch auch noch ein Paar Worte erzählen. Maria hatte ganz heimlich ein Gaſtmahl veranſtaltet und ihren Vater auf die lieblichſte Weiſe damit überraſcht. Schon mehrere Tage zuvor hatte ſie Alles vorbereitet und am Tage ſelber wußte Strahlenau den Juſtizrath in den Forſt hinaus zu locken und dort bis zur Mittagsſtunde aufzuhalten. Während dieſer Zeit hatte Maria mit Hilfe einer Freundin das Mahl zugerichtet, und als ihr Vater müde und hungrig heim kam und ſich im Wohnzimmer, wo zum Schein der Tiſch gedeckt war, an denſelben ſetzen wollte, rief ſie ihn unter einem Vorwand in's Beſuchszimmer. Dort eintretend wurde der Ueberraſchte von meinem Pflegevater, mir und Strahlenau, der ſich hinter ſeinem Rücken auch heimlich hereingeſchlichen hatte, in dem feſtlich geſchmückten Zimmer mit lautem Lebehoch empfangen. Auf der zierlich gedeckten Tafel dampfte ſchon die einladende Suppe, und bald erſchien Maria, weiß gekleidet — ich habe ſie noch nie lieblicher geſehen! — mit ihren beiden Geſchwiſtern Julchen und Edwin an der Hand, die dem Vater Blumenkränze und kleine ſelbſt verfertigte Geſchenkchen überreichten. Der Juſtizrath küßte tiefgerührt ſeine

Kinder und Maria war ſelig über das Glück, ihrem Vater Freude gemacht zu haben. Kaum hatte man ſich zum Eſſen niedergelaſſen, ſo ertönte im Nebenzimmer eine ſchöne Muſik von blaſenden Inſtrumenten. Das war eine Veranſtaltung Strahlenau's und für Maria ſelbſt eine Ueberraſchung. Dieſer folgte aber noch eine zweite, höchſt willkommene. Ihre Tante Eliſe, die ſie als zweite Mutter liebt und ehrt und die, durch Unwohlſein bisher abgehalten, Grünthal noch nie beſucht hatte, fuhr, mit Bedacht dieſen Tag wählend, ganz unerwartet an. Nun war die Freude vollkommen. Nur für uns war dieſe Erſcheinung kein beſonderer Gewinn, weil Maria's Aufmerkſamkeit ſich faſt ungetheilt dem lieben und ſeltenen Gaſt zuwandte, und ſie nach dem Eſſen unabläſſig bemüht war, der lieben Tante Haus, Garten und alle Herrlichkeiten von Grünthal zu zeigen. Strahlenau beſonders wollte ſich darüber nicht beruhigen, denn Maria's ernſte Freundin Gabriele, die mir noch aus der frühen Kinderzeit lieb iſt, wo das ſanfte Mädchen oft den wilden Knaben zähmte, und die gegen ihre Gewohnheit auch bei der Geſellſchaft war, iſt leider nur ein Gegenſtand des Spottes für ihn — ſein leichtſinniger Flattergeiſt weiß die höhere Natur dieſes ſeltenen Mädchens nicht zu würdigen, und ſo überließ er mir die Unterhaltung derſelben allein, während er indeſſen mit den Kindern ſchäckerte. Strahlenau hat die Pfarre nun verlaſſen und wohnt ſeit acht Tagen bei Werners. Er giebt die weite Entfernung des Forſtes von dem Pfarrhaus als Grund dieſer Veränderung an; aber ich glaube, damit täuſcht er ſich ſelbſt oder Andere, und mich wundert's, daß der ſonſt

ſo beſonnene Juſtizrath in ſein Begehren gewilligt und nicht die wahre Triebfeder, die ihn hiebei leitete, entdeckt hat. An mir war es nicht, ihn zu warnen, und mein lieber guter Pflegevater iſt zu arglos, um unter guten Menſchen an irgend eine Gefahr zu denken.

Lebe wohl, mein Freund, und antworte bald

Deinem Hermann.

Achtundvierzigſter Brief.

Maria an Emilie.

O meine theuerſte, geliebteſte Emilie! man ſagt wohl im Sprichwort, wovon das Herz voll iſt, läuft der Mund über. Mir geht es nicht ſo! Mein Herz iſt voll, ja übervoll, aber ſprechen, nein ſprechen kann ich nicht! ich weiß auch nicht einmal, was ich ſprechen, wenigſtens wo ich anfangen ſoll. Doch ja! an der Freude, daß meine liebe, gute, meine theure Tante bei uns war. War, welch' trauriges Wort! Ach Du, die Du ſo glücklich biſt, eine Mutter zu haben, kannſt Dir gar nicht vorſtellen, wie ſelig ich war die Paar Tage über, in denen ich Jemand um mich wußte, dem ich Alles anvertrauen, den ich über Alles zu Rathe ziehen, auf den ich mich mit einem Wort ſtützen konnte, der mir ſchützende Sicherheit gewährte. O könnte ich doch alle Töchter auffordern und ermahnen, recht dankbar für das Glück zu ſein, eine weiſe und liebende Mutter zu beſitzen und ihr durch die kindlichſte Liebe das Leben zu verſüßen. Ach, nur wer ein Mutterherz entbehren muß, weiß den Beſitz deſſelben recht zu ſchätzen. Ja gewiß, es iſt ſehr ſchwer für ein junges Mädchen, mutter=

los zu ſein. Der Vater meint es auch gut mit der Tochter, er ſorgt für ſie, er befördert ihr Glück, ſo viel es in ſeinen Kräften ſteht, aber er **kann** die Tochter ſeiner ganzen Natur nach nicht ſo verſtehen, er iſt nicht ſo gleichſam mit ihr verwachſen. Die Mutter denkt zuerſt an ihr Kind, dann an ſich, der Vater, auch der beſte Vater, denkt zuerſt an ſich und dann an ſein Kind. Die Liebe der Mutter umgiebt ihr Kind wie die Luft, die wir einathmen und von der wir leben, ohne daß wir's merken; die Liebe des Vaters zeigt ſich mehr in einzelnen Meteoren, die wohlthätig wirken, die ſich aber immer bemerkbar machen und unſere Aufmerkſamkeit verlangen.

Wäre die Tante immer hier, dann wäre Alles gut: ſie iſt ſo theilnehmend, ſo liebevoll, ſo einſichtig. Aber nur drei Tage dauerte das Glück und nun ſtehe ich wieder allein. Und wäre ich nur allein! Aber jetzt iſt geſchehen, wovor mir ſo ſehr bangte: Herr von Strahlenau iſt bei uns eingezogen und frühſtückt mit uns. Die Tante ſchrieb an den lieben Vater, um ihn zu einem andern Entſchluſſe zu bringen, allein es half Nichts und als ſie ſelber kam, war es ſchon zu ſpät. Strahlenau hatte ſeinen Umzug ſo eilig betrieben, daß er noch vor des lieben Vaters Geburtstag, zu deſſen Feier die gute Tante ganz unerwartet ankam, unſer Hausgenoſſe war. Begreiflich, meinte die Tante, ſei es freilich, daß der Vater einen ſo angenehmen, heitern und gutmüthigen Geſellſchafter gern um ſich haben möge, und wer es weiß, wie Strahlenau Einen überreden kann, ohne daß man nur ahnt, daß er die Abſicht der Ueberredung hat, der kann ſich noch viel beſſer erklären, daß der Vater weder auf mein noch der Tante Bit=

ten achtete. Eins nur iſt mir lieb: daß Strahlenau nicht bei uns zu Nacht ſpeist; er kommt deßwegen auch gewöhnlich Abends erſt ſpät, oft wenn ich mich ſchon aus dem Wohnzimmer entfernt habe, überhaupt ſehe ich ihn eigentlich jetzt ſeltener, als es der Fall war, da er noch außer dem Hauſe wohnte. Ich glaube, er thut dies abſichtlich, um uns auf keine Weiſe läſtig zu werden, denn Niemand hat einen feinern Takt als er.

Der liebe Pfarrer beſucht uns Abends noch immer wie ſonſt. Zuweilen, aber nicht oft, begleitet ihn Hermann. Die Unterhaltung wird dann freilich viel genußreicher, denn entweder theilt uns dieſer angenehme Schilderungen aus ſeinen Reiſeblättern mit, oder weiß er uns ſonſt etwas Intereſſantes zu erzählen. Alles, was er ſpricht, iſt von Bedeutung und dazu geeignet, die innerſten Gedanken und Gefühle anzuregen. Bei Strahlenau iſt man auf's Angenehmſte unterhalten, die Stunden werden zu Augenblicken, während er da iſt; hat er aber das Zimmer verlaſſen, ſo denkt man nicht mehr daran, was geſprochen worden iſt. Hermanns Geſpräche hingegen laſſen einen Stoff in Kopf und Herzen zurück, der unſer Nachdenken noch lange nachher beſchäftigt und wovon wir bleibende Eindrücke empfangen. Sogar Gabriele, die ſcheue Gabriele faßt ſich ein Herz und ſcheint ſich recht gern mit Hermann zu unterhalten. An des lieben Vaters Geburtstag wandte er ſich faſt ausſchließlich an ſie, und noch nie habe ich ſie ſo heiter und vergnügt geſehen. Sie kannten ſich ſchon als Kinder, haben ſich aber zehn Jahre nicht mehr geſprochen; nun ſcheint die Kinderfreundſchaft wieder aufzutauchen. Strahlenau, der

es nicht laſſen konnte, ſich einige ſchelmiſche Bemerkungen gegen Hermann darüber zu erlauben, wurde ziemlich derb heimgeſchickt und die ſchnell aufſteigende Röthe in Hermanns Geſicht zeigt deutlich, daß er auf dieſen Punkt keinen Spaß verſteht. Ob Hermann auch zu Gabrielens Mutter kommt? Ich möchte es ſehr gern wiſſen. Eigentlich kann mir das völlig einerlei ſein, aber — ich möchte es eben doch gern wiſſen.

Schmeicheleien darf man von Hermann nicht erwarten. Neulich kam zufällig die Rede darauf, daß ich früher zuweilen Blumen gemalt habe. Er bat mich, ihm von meinen Arbeiten zu zeigen. Mit Schüchternheit erfüllte ich ſeinen Wunſch, denn ich weiß, er verſteht die Kunſt. Aufmerkſam betrachtete er die Blätter und legte ſie dann ſtillſchweigend auf die Seite. Ob er je ein Wort darüber geſprochen hätte, weiß ich nicht, wäre Julchen nicht mit der Frage herausgeplatzt: „Nicht wahr, Maria kann ſchön malen?“ — „Ja,“ ſagte er nun, „Maria ſcheint Talent zu haben, aber,“ wandte er ſich dann an mich, „warum, liebe Maria, haben Sie die Zeit ſo verloren und ſich an todten Originalien abgequält? Gehen Sie doch hinaus in die große Natur und laſſen Sie ſich vom lieben Gott Vorlegeblätter geben; das geringſte einfachſte Blümchen übertrifft dann an Werth ihr kunſtvollſtes Blumenbouquet. Dort malt man mit dem Herzen, die Liebe zum Schöpfer und ſeiner ſchönen Welt miſcht die Farben und das giebt eine ganz andere Arbeit!“ Nun ſage, meine liebe Emilie, war das galant? ſollte ich nicht ein anderes Urtheil erwarten über meine Arbeiten, die bisher von Jedermann geprieſen wurden? Ehe ich mich aber noch beſonnen hatte,

mit welcher Miene ich ſeine Aufrichtigkeit erwiedern wolle, fuhr er fort mir ſo herzlich und theilnehmend zuzuſprechen, doch ja den Pinſel nicht liegen zu laſſen und ſeinen Rath zu befolgen, trug mir ſo gefällig an, mich dabei zu unterſtützen, pries dieſe unſerm Geſchlecht ſo ganz entſprechende Kunſt mit ſo feurigen eindringlichen Worten, daß ich, wirklich ganz davon hingeriſſen, ihm verſprach, bald einen kleinen Verſuch zu wagen. Ich werde es auch thun, denn er hat mich in der That überzeugt und mir die Sache in einem ſo ſchönen, ich möchte faſt ſagen heiligen Lichte gezeigt, dagegen mir mein bisheriges Malen ſelber als eine geiſt- und gefühlloſe mechaniſche Schmiererei erſcheint. Ich freue mich ſehr und kann es kaum erwarten, bis ich einige ruhige ungeſtörte Stunden zu dieſem Zweck erübrigen kann. Aber ihm Proben meiner Studien zeigen? Das werde ich wohl bleiben laſſen! Einmal ſoll er nicht denken, ſein Zureden vermöge ſo viel über mich, und dann mich vielleicht, ja wahrſcheinlich, wieder von ihm tadeln laſſen? Nein, mein guter Freund, dieſe Mühe will ich Ihnen erſparen.

Nun habe ich Dir ſo viel von mir und meinen Umgebungen vorgeplaudert und Dir doch noch nicht einmal meinen herzlichen Dank für Deine ſchöne Erzählung geſagt. Sie hat uns einen recht angenehmen Abend gewährt und ich hoffe nicht, daß Du ungehalten darüber wirſt, wenn ich Dir ſage, daß ſie unſer lieber Pfarrer und Strahlenau abwechslungsweiſe mit großem Vergnügen vorgeleſen haben. Strahlenau war entzückt darüber und empfiehlt ſich im Voraus in die

Freundſchaft der deutſchen Jungfrau, die eine ſo warme Verehrerin der erlauchten Hohenſtaufen iſt. Er hofft, Du kommſt recht bald hieher, um auch ſeine Bekanntſchaft zu machen, in der gewiſſen Vorausſetzung, daß Du ſchon recht viel Liebenswürdiges von ihm gehört habeſt.

Nun lebe wohl, meine liebſte Emilie! Ganz

Deine Maria.

Neunundvierzigſter Brief.

Anna von Strahlenau an ihren Bruder Eugen.

Wie kommt es doch, mein lieber Bruder, daß wir einander ſo lieb haben und uns doch ſo ganz unähnlich ſind! Du nimmſt Alles ſo leicht, das ganze Leben iſt Dir nur ein Scherz — mir iſt Alles ſo wichtig und in jeder Veränderung ſehe ich, wenigſtens durch die Folgen, eine Sache von Bedeutung. In dieſer Beziehung war mir auch Deine Reiſe mit Hermann in ſeine Heimath nichts weniger als gleichgültig und ich freute mich bisher meiner dabei bewieſenen Selbſtverläugnung, die mir's möglich machte, Dir zur Ausführung derſelben behilflich zu ſein, während Dein Abſchied doch kaum Jemand im ganzen Hauſe ſo wehe gethan haben mag wie Deiner kleinen Annerl. Dein längeres Verweilen in Hermanns Umgang ſchien mir neben dem Angenehmen ſo viel Vortheilhaftes für Dich zu haben, daß ich Dich bei weitem weniger zärtlich lieben müßte, wenn ich nicht Mama aus allen Kräften zu der Bewilligung der Reiſe zugeſprochen hätte. Aber kaum habe ich mich dieſes kleinen Sieges über mich ſelbſt erfreut, ſo muß ich ſchon faſt wünſchen anders gehan-

delt zu haben, denn, lieber Eugen, Dein letzter Brief hat mir bange um Dich gemacht!

Nun ſehe ich zwar Dein ſpöttiſches Geſicht, ich höre wie Du mit lautem Lachen mich eine kleine Närrin ſchiltſt, die keinen Spaß verſtehe und aus einer Fliege einen Elephanten mache. Dies Alles ſehe und höre ich und habe dennoch den Muth zu wiederholen, daß es mir bange um Dich iſt!

Ich bin ein junges Mädchen, deren Tage bisher ſo ſtill und einfach dahin floſſen, daß ich von eigenen Erfahrungen eigentlich nicht reden kann, allein durch Nachdenken und Beobachtung anderer Menſchen iſt mir doch klar geworden, daß unſäglich viel Unheil in der Welt dadurch geſchieht, daß man ſo Vieles für unbedeutend, für Spaß hält, es ſo lange für Spaß hält, bis ein entſetzlicher Ernſt daraus entſteht.

Wie manches verlorene Leben, wie manches gebrochene Herz predigt laut, aber vergeblich, dieſe Wahrheit! Dieſer Vorwurf gilt beſonders euch Männern, die ihr ewig nicht begreifen könnt, wie leicht verletzlich ein weibliches Herz iſt und wie ſchwer, oft niemals die Wunden heilen, von euch geſchlagen — im Spaß! Mädchenthränen, Mädchenſeufzer dünken euch leicht, aber gewiß, ſie werden einſt ſchwerer wägen, als euch lieb iſt.

Es ſteht nicht gut für mich, die Sittenpredigerin zu machen, das fühle ich wohl, allein meine zärtliche Schweſterliebe bringt mich, den geliebten Bruder zu warnen, ſich vor einem Spaß zu hüten, der einem edlen Mädchen den Frieden ihres Herzens koſten könnte.

Du, mein Eugen, biſt ſo lieb und, ſoll ich Dir's ſagen?

ſo liebenswürdig, Dein heiterer Sinn, Dein geſellſchaftliches Talent, Dein ſchönes Guitarreſpiel und Geſang ſind lauter Dinge, die Dich von jeher zum Liebling der Frauen gemacht haben. Iſt doch heute noch die ſechzigjährige Gräfin Buchwald ſo verliebt in Dich, daß ſie dabei bleibt, wenn ihr leichtſinniger Enkelſohn Franz nicht mehr von Algier zurückkomme, Niemand anders als Du ihr reizendes Gut Braunau, wo Du Dich immer ſo gern aufhielteſt, erben ſoll. Deine natürliche Gutmüthigkeit aber mitunter — verzeih — vielleicht auch Deine Flatterhaftigkeit haben Dich, ſo viel ich glaube, indeſſen davor bewahrt, tiefere und gefährlichere Eindrücke auf weibliche Herzen zu machen, auch trug ohne Zweifel der Kreis, in welchem Du Dich von Jugend auf bewegteſt, dazu bei, dies zu verhindern. Die Welt, namentlich die vornehme Welt, iſt leider an Schein und Lüge ſo gewöhnt, daß hier junge Mädchen gleich bei ihrem erſten Auftreten auf ihrer Hut ſind und wenn nicht maßloſe Eitelkeit ſie verblendet, wohl wiſſen, daß die jungen, ſie umſchwärmenden Schmetterlinge von einer Blume zur andern fliegen. Sie zahlen ihre Verehrer gewöhnlich mit gleicher Münze, machen nicht unglücklich, werden nicht unglücklich, verlieren aber auch durch dieſes gehaltloſe Spiel gar oft das Bedürfniß ſo wie die Fähigkeit zu dem Glück einer edlen innigen Liebe. Eben ſo ſind Ort und Gelegenheit in unſerm Stand oft weniger dazu geeignet, die Herzen junger Leute feſter zu verbinden, denn wo und wie ſieht man ſich? In großen glänzenden Geſellſchaften, in Conzerten, auf Promenaden u. ſ. w., wo überall Anſtand und Herkommen enge Grenzen gezogen haben und wo die Seele, ſehr

oft wie der Körper unnatürlich aufgeputzt und zuſammengeſchnürt, keine innigere Empfindung aufkommen läßt. Ganz anders ſcheint mir dies im Mittelſtand, namentlich in Deinem gegenwärtigen Verhältniß ſich zu verhalten. Du ſiehſt dieſe Maria, die Du ſo ausgezeichnet ſchilderſt und die ich wohl Luſt hätte, auch kennen zu lernen, als Hausgenoſſe täglich im häuslichen Kreis. Du beobachteſt ihr ſtilles, anſpruchloſes Wirken, ihre Geduld, ihren Fleiß, ihre Feſtigkeit wie ihr weiſes Nachgeben, mit einem Wort alle die weiblichen Tugenden, die nur in den beſchränkten Mauern des bürgerlichen Lebens ſich recht entfalten können, in denen ſich aber gewiß das Weib dem Mann unbewußt auf der allervortheilhafteſten Seite zeigt.

Nun, lieber Eugen, die Hand auf die Bruſt, könnte es Dir da nicht paſſiren, daß dieſe edlen Eigenſchaften, ausgeübt von einem ſchönen ſiebzehnjährigen Mädchen, Dich alſo feſſelten, daß der Spaß zum Ernſt würde? Ahnt Dir doch ſelbſt ſo Etwas, und käme es ſo, was dann?

Für Dich wäre allerdings das Unglück geringer. Du entfernſt Dich wieder, kommſt in andere, zerſtreuende Verhältniſſe, könnteſt, wenn auch mit einigem Schmerz, doch am Ende Meiſter über Dein Gefühl werden. Aber nun bedenke das arme Mädchen, dem Du in dieſem Fall ohne Zweifel auch eine tiefere Neigung gegen Dich eingeflößt hätteſt. Dieſe ſitzt nun einſam, kummervoll, verlaſſen da. Vorher von ihren Geſpielinnen beneidet, die vielleicht ſchon die künftige Baronin in ihr geſehen, wird ſie jetzt von ihnen bemitleidet, vielleicht verhöhnt. Sie ſelbſt flieht die Män=

ner, denn der beſte, den ſie kannte, hat ſie betrogen, und wenn ihr Herz auch keines Haſſes fähig iſt, ſo vermag es doch auch nicht wieder zu lieben. Die Männer ihres Standes meiden aber auch ſie, weil ſie keine Luſt haben, die Fehler des Edelmanns wieder gut zu machen und ein Eheband zu knüpfen, wobei von Seite des Mädchens wahrſcheinlich nur die Vernunft und Ueberlegung eine Stimme hat. So muß die Aermſte in Reue und Schmerz ihre Tage vertrauern, wenn nicht ein frühzeitiger Tod ſie über die Leiden dieſer Zeit erhebt. Und wer trägt die Schuld? Der junge liebenswürdige Baron, der indeſſen vielleicht ſchon zehn Andere angeführt hat und endlich eine wohl berechnete, in den Augen der Welt glänzende Partie macht, hochgeehrt, reich, in Saus und Braus lebend, vornehm verächtlich oft gar noch ſich rühmt der unglücklichen Opfer, die ſein Leichtſinn und ſeine Selbſtſucht um ihre Lebensruhe gebracht hat!

Lieber Eugen, halte dieſes Bild, das wahr und aus dem Leben genommen iſt, ich will nicht ſagen Deinem Gewiſſen, ſondern nur Deiner Gutmüthigkeit hin und dann beſinne Dich, ob es nicht beſſer gethan wäre, nicht in die Nähe des reizenden Mädchens zu ziehen und Dir kein ſo gefährliches Spielzeug zu wählen.

Nun lebe wohl, geliebter Bruder. Verkenne nicht die Schweſterliebe

Deines kleinen Annerls.

Fünfzigſter Brief.

Tante Eliſe an Maria.

Meine geliebte Maria!

Mit wahrer Freude blicke ich zurück auf die Paar Tage, die ich unter euch, meine Lieben, zugebracht habe. Wie ſchön iſt es in eurem Grünthal! Ich danke dem lieben Gott, daß er meine Gebete erhört und mir die beruhigende Ueberzeugung verſchafft hat, daß ihr unter einander ein zufriedenes Leben führt. Wenn auch die Geſundheit Deines lieben Vaters zuweilen eine kleine Unterbrechung erleidet, was denn allerdings nicht ganz ohne Einfluß auf ſeine Stimmung bleibt, ſo fand ich doch ſein Ausſehen, ſo wie ſeine Laune ganz unvergleichbar beſſer, als dies vor Jahr und Tag der Fall war, und es wird Dich freuen zu hören, daß er, dies ſelbſt anerkennend, dieſe vortheilhafte Veränderung hauptſächlich der Aufmerkſamkeit zuſchreibt, womit Du, meine liebe Maria, darauf bedacht biſt, ihm alles Unangenehme aus dem Weg zu legen oder doch wenigſtens auf irgend eine Weiſe zu erleichtern und zu verſüßen. Ich glaube Dir dies um ſo weniger verſchweigen zu dürfen, als Du mir bei Deiner zarten Gewiſſenhaftigkeit dieſe Beruhigung zu bedürfen ſcheinſt und ich gewiß nicht Gefahr laufe, Deinen Eifer dadurch zu ſchwächen. Eben ſo wenig kann ich mir's verſagen, Dir, mein liebes Kind, ein Lob über die muſterhaft pünktliche Ordnung, in der ich Deine ganze Haushaltung ſammt dem Garten antraf, zu ſagen. Ja wirklich, Du haſt meine Erwartungen übertroffen, und gleich einer erfahrenen Hausfrau weißt Du durch weiſe Geld- und Zeiteintheilung mit Wenigem Viel auszurichten. Was mich

aber dabei noch am Beſten freut, iſt Das, daß Du über der Proſa des alltäglichen Lebens nicht den Sinn verlierſt für die Poeſie, womit wir billig die ausgezeichneteren Tage weihen und ausſchmücken ſollen. Ein Haus, und wenn es auch das ordnungsvollſte und regelmäßigſte wäre, in welchem es nicht hie und da ein kleines Familienfeſt giebt, in welchem die Geburts- oder Namenstage, der Hochzeittag oder dergleichen erfreuliche Erinnerungspunkte ohne Sang und Klang wie alle andern gemeinen Tage dahinziehen, iſt ein trauriges und gewiß auch ein kaltes, liebeleeres Haus Nein, ſolche Tage ſind dazu da, daß ſie die Herzen der Familienglieder näher zuſammenziehen und ſie in freudigem Dank zum lieben Gott vereinigen. Es ſind freundliche Sterne am häuslichen Alltagshimmel, die nicht fehlen dürfen, wenn es nicht dunkel und trübe werden ſoll. Deine liebe ſelige Mutter hatte ungemein viel Sinn dafür und wußte der Sache immer wieder einen neuen Reiz abzugewinnen, und ich freue mich zu bemerken, daß Du auch hierin ihrem Beiſpiele folgſt. So war die Ueberraſchung für den lieben Vater gewiß recht hübſch ausgedacht und zum Verwundern gut die Ausführung gelungen. Wie wohl that dem lieben Vater dieſer Beweis Deiner kindlichen Liebe und wie glücklich macht Dich die Ueberzeugung, ihm Freude gemacht zu haben! Solche Gefühle verſchönern und würzen das menſchliche Leben, und froher und geſtärkter übernimmt man wieder den täglichen Beruf. Nur muß natürlich auch hier wie überall Maß und Ziel gehalten und Alles den Verhältniſſen, in welchen man lebt, angepaßt werden. Eine

einzige Lieblingsſpeiſe, womit wir unſere Lieben überraſchen, ein Blumenſtrauß, ein Paar Verſe, denen man anfühlt, ſie ſind aus liebendem Herzen gefloſſen, vertreten gar leicht ein glänzendes Gaſtmahl oder die koſtbarſten Geſchenke; bei Allem iſt es ja nur die Liebe, deren allmächtiges Walten man erkennen muß, die Gabe ſei groß oder klein.

Eins aber, meine geliebte Maria, iſt mir aufgefallen, bei dem vielen Guten, das ich an Dir und bei Dir bemerkt habe. Es ſchien mir nämlich, während Du Alles anwendeſt, den lieben Vater zu erheitern und zu beglücken, entbehrſt Du ſelbſt diejenige Gemüthsruhe, die nothwendig in uns ſein muß, wenn wir uns glücklich, ja nur zufrieden fühlen ſollen. Ein gewiſſes ängſtliches unſicheres Weſen kann dem Auge, das Dich genau beobachtet, nicht entgehen, und deutlich iſt es oft zu bemerken, daß Deine Heiterkeit nicht einem kindlich frohen Herzen entſpringt, ſondern daß Du Dir einige Mühe darum geben mußt. Woher kommen dieſe Erſcheinungen, mein liebes Kind? Sie liegen nicht in Deiner Natur, es muß ſie alſo Etwas von Außen hervorbringen.

Daß Deine mutterloſe Stellung jetzt doppelt ſchwer iſt, ſo lange Herr von Strahlenau bei euch wohnt, überhaupt ſeit er und Hermann Jäger ſo viel in eurer Geſellſchaft ſind, verkenne ich gewiß nicht und kann Dir deßhalb nicht genug Vorſicht anempfehlen, allein thue eben das Deinige und befiehl Dich täglich Deinem treuen Herrn und Heiland, ſo wird er Dein beſter Schutz und Hüter ſein. Baue nicht auf Deine eigene Kraft, aber vermeide Alles, was Dir

ſelbſt gefährlich oder in den Augen der ohnehin ſo ſchnell richtenden Welt Dir einen Tadel zuziehen könnte. Hermann fürchte ich in dieſer Hinſicht weniger: er ſcheint einen ſehr feſten, gediegenen Charakter zu haben, der immer ſelbſt das Rechte wählt und der auch Andern jede Unbeſonnenheit faſt unmöglich macht. Anders verhält es ſich bei dem Baron. Dieſer, von jeher nur für die Geſellſchaft lebend, iſt angenehm, unterhaltend, witzig, einſchmeichelnd, unüberlegt, kurz er beſitzt alle Eigenſchaften, die einem jungen Mädchen gefallen können, ohne eine einzige zu haben, die ihn vor irgend einer Thorheit bewahren würde. Wäre er ein fader Schwätzer, ſo weiß ich wohl, daß ich meine Maria nicht vor ihm warnen dürfte, allein das iſt er nicht; er hat Geiſt und eine gewiſſe Gemüthlichkeit, die ſich die Gunſt der Menſchen ohne alle Mühe zu erwerben und auch dann noch zu erhalten weiß, wenn ſich auf der andern Seite ſchon manches Tadelnswerthe herausgeſtellt hat. Hüte Dich vor ſeinem Einfluß auf Dich ſo viel als möglich und vermeide eben ſo ſorgfältig allen böſen Schein. Sei wo möglich nie allein in ſeiner Geſellſchaft und theile kein, auch nicht das gleichgültigſte, Geheimniß mit ihm. In dieſer Beziehung hätte ich es ſogar lieber geſehen, wenn Du Dir einen andern Mitverſchworenen bei der geheimen Veranſtaltung der Geburtstagsfeier Deines lieben Vaters gewählt hätteſt, denn Nichts iſt gefährlicher für ein junges Mädchen, als wenn ſie einen jungen Mann in ihr Intereſſe zieht, ihm irgend Etwas mittheilt, das außer ihr und ihm Niemand weiß. Ein ſolches Vertrauen ſchmeichelt der männlichen Eitelkeit ungemein und

unvermerkt verſteht der Bevorzugte ein Fädchen an dieſes Geheimniß anzuknüpfen, an welchem er das unbefangene und unvorſichtige Mädchenherz nach und nach ganz nach ſeinen Wünſchen zu lenken weiß. Darum, wenn Dir Deine Ruhe und Freiheit lieb ſind, fliehe auf's Aeußerſte jede Spur von Vertraulichkeit und Geheimniß gegen Herrn von Strahlenau. Beobachteſt Du dies aber mit rechtſchaffenem Herzen, ſo überlaſſe alles Andere dem lieben Gott und ſei frohen Muthes!

Nun erlaube ich mir Dir auch noch einen kleinen Wink über Julchen zu geben. Meine Freude über ihre auffallend glückliche geiſtige und körperliche Entwicklung habe ich Dir mündlich ausgeſprochen; es iſt wirklich ein ausgezeichnet liebenswürdiges Kind, aber das darf uns dennoch nicht blind für ihre Fehler machen. Ihre Weichheit und Empfindlichkeit geht zu weit und ſie hat ſich ſchon gut gemerkt, daß die liebe Schweſter Maria nur ſelten ihren Thränen widerſteht. Das aber darf durchaus nicht ſein. Bittet ſie um Etwas, ſo überlege vorher genau, ob Du es ihr gewähren kannſt, und iſt es möglich, ſo thue es; findeſt Du es aber nicht thunlich, ſo laß Dir ſelten durch fortgeſetztes Bitten, gar nie aber durch Thränen ein: Meinetwegen! abzwingen. Machſt Du dies nur zwei oder drei Mal ſo, wie es bei dem anfänglich verweigerten und dann doch bewilligten Spaziergang geſchah, ſo haſt Du dem trotzigſten Eigenwillen Thür und Thor geöffnet und das ſogenannte weiche Herzchen, das gleich in Thränen überfließt, wird, je älter das Kind wird, für Niemand mehr weich ſein, als für ſich ſelbſt, und Selbſtſucht und Eigenſinn werden ihm mehr Thrä-

nen auspreſſen, als Mitleiden und Theilnahme für Andere. Dieſes Abſchlagen ihrer Wünſche kann mit größter Freundlichkeit und Liebe geſchehen; dabei iſt aber durchaus nicht nöthig, daß die Kleine jedes Mal die Gründe hören muß, warum ihr Dieſes oder Jenes verweigert wird — ſie muß es glauben, daß es nicht gut für ſie wäre, weil es ihr erfahrene Perſonen, die ſie ſehr lieben, ſagen. Auch hier wie überall ſoll uns das Beiſpiel Gottes leiten. Wir Menſchen wiſſen ja gar oft auch nicht, warum uns Dies oder Jenes heilſam oder ſchädlich iſt, wir müſſen es aber eben glauben, weil es uns aus der Hand eines weiſen und liebenden Vaters kommt.

Auch Deiner Lene, die ſich übrigens unter Deiner Leitung recht brauchbar gemacht hat, möchte ich im Vorübergehen noch einige gute Räthe geben. Ich habe nämlich bemerkt, als ſie das Beſuchzimmer reinigte, daß ſie im Eifer zu weit ging und die neuen Möbel viel zu ſtark durchklopfte und zu hart bürſtete. Dulde das nicht; ſie leiden Schaden dabei. Das Klopfen iſt in einem Zimmer, das unbewohnt iſt und deßwegen nicht ſo viel Staub hat, ohnehin nicht ſo oft nothwendig.

Ich ſchicke Dir dagegen hier einen kleinen Binſenbeſen; mit dieſem die Möbel täglich auszuſtäuben iſt viel zweckmäßiger als mit der Bürſte — es nimmt den Staub, ohne ihnen wehe zu thun. Ferner, liebe Maria, ſehe darauf, daß nie übrige Speiſen auf Zinn über Nacht ſtehen bleiben, auch irdenes Geſchirr taugt nicht, wegen der Glaſur, die durch das ihr beigemiſchte Blei, welches ſich beſonders

durch fette oder ſaure Speiſen leicht auflöſen kann, für die Geſundheit ſehr ſchädlich iſt. Am beſten zu dieſem Zweck iſt Porzellan, Steingut oder das ſogenannte ſteinerne Geſchirr. Und endlich, liebe Maria, halte Lene an, daß ſie die Kohlenſchüſſeln ſogleich nach dem Gebrauch ſorgfältig zudeckt; es wird hiedurch nicht nur alle Feuersgefahr vermieden, ſondern es iſt auch ökonomiſcher, weil ſich dadurch die Kohlen auf ein nächſtes Mal erhalten.

Schließlich wiederhole ich euch meinen Dank für alle mir bewieſene Liebe und grüße euch von ganzem Herzen. Immer und ewig

Deine treue Tante

Eliſe.

Vergiß nicht, auch Frau Doktorin Berthold und Gabriele, dem lieben Pfarrer und den beiden jungen Herren mich zu empfehlen.

Einundfünfzigſter Brief.

Emilie an Maria.

Meine innig geliebte Freundin!

Hätte ich ſelbſt den allerliebſten Beſuch gehabt, ich könnte mich nicht mehr freuen, als ich es darüber thue, daß Du endlich ſo glücklich warſt, Deine verehrte Tante bei Dir zu ſehen. Ja, das mag Dir ein großer Genuß geweſen ſein, überall Deine guten Einrichtungen zu zeigen, ihre weiſen Rathſchläge zu empfangen und ihre Lobſprüche über Dein treffliches Haushalten einzuernten. Ich möchte Dich darum beneiden, beſonders um das letzte. Wer in aller

Welt wird mich je loben über meine häuslichen Tugenden, denn wo ſind ſie? Ich kann überall nichts aufweiſen. Und vollends in der letzten Zeit! Da ging es in unſerm Hauſe bunt durcheinander. Wir hatten Gäſte: einen alten Herrn und ſeine Tochter, ein Mädchen von 15 oder 16 Jahren, ſo ſchön, ſo freundlich, ſo gut, ein wahrer Engel! Wie der Wind würde ich den feurigſten Freundſchaftsbund mit ihr geſchloſſen haben, aber o weh! ſie verſtand kein Wörtchen deutſch. Unter Italiens tiefblauem Himmel hat ſie das Licht der Sonne zum erſten Mal erblickt und welches Sprachgenie ich bin, wirſt Du Dich ohne Zweifel noch von unſern gemeinſchaftlichen franzöſiſchen Studien her erinnern. Ging es doch hart genug her, bis ich das langweilige avoir und être in meinen dummen Kopf hineingepreßt hatte, und unter ſo bewandten Umſtänden konnte natürlich mein Verkehr mit Signora nur ſehr gering ſein. Deſto glücklicher war der Herr Nachbar, unſer lieber alter Profeſſor. Er hat in ſeines Lenzes heitern Tagen einige Zeit in Piſa und Bologna gelebt und aus jener ſchönen Zeit und jenem ſchönen Land noch einige Bruchſtücke der klangvollen Sprache gerettet; wie freute er ſich nun, durch dieſe Ueberbleibſel der Signora zuweilen ein reizendes Lächeln abzugewinnen. Faſt wurde ich eiferſüchtig, denn ich bin jetzt ſchon gewöhnt, daß er ſeine väterliche Aufmerkſamkeit ausſchließend mir zuwendet und ſich nicht einfallen läßt, gegen Andere den Galanten zu ſpielen.

Wie dieſe ſeltenen Südvögel in unſer Haus geflogen? Nun, Du kennſt ja des lieben Vaters große Muſikliebhaberei; dieſe führte ſie uns zu. Der alte Herr iſt ein ita=

lieniſcher Kapellmeiſter und die liebenswürdige Signora bildet ſich zur Sängerin aus. Du kannſt Dir denken, was in dieſer Zeit in unſerm Haus muſicirt wurde und wie es von einer Geſellſchaft und einem Conzert zum andern ging. Das war eine ſtarke Unterbrechung des Kochunterrichts und der Herr Nachbar unterfing ſich neulich gar zu meinen: ich würde noch eher italieniſch plaudern als deutſch kochen lernen; das hat mich ein wenig verdroſſen, aber Recht hat er doch. Merkwürdig! daß wir die Wahrheit ſo ungern hören. Sogar Du, mein glänzendes Vorbild und Exempel, willſt Dich nicht tadeln laſſen. Ja, liebe Maria, daß ich's Dir nur geſtehe, an Dir war mir dieſe Sprache befremdend. Hermann ſcheint ein ſo würdiger, edler Mann zu ſein, er meint es ſo gut mit Dir und Du willſt ihm verbergen, daß Du ſeine Worte beachteſt, Du willſt Dich nicht mit gutem Rath von ihm unterſtützen laſſen, weil er Deine Arbeit möglicher Weiſe nicht loben könnte? Iſt das meine liebe, beſcheidene Maria? Alſo die Schmeicheleien Herrn von Strahlenau's ſind Dir lieber als ſanfte Zurechtweiſung aus dem Munde der Wahrheit! Doch das war gewiß nur eine ſchnell vorüberfliegende Verſtimmung, Du wirſt bereits ſeine aufmerkſame und gelehrige Schülerin ſein und ſelber darüber lächeln, daß Du gegen Deine Gewohnheit ſolche Aus- und Umwege einſchlagen wollteſt.

Herr von Strahlenau mag ein ſehr liebenswürdiger Menſch ſein und ſeine Heiterkeit gefällt mir beſonders wohl, aber ich würde mir beſtändig vorſagen, er wäre eben auf Beſuch da, er gehöre einem andern Land, einem andern Kreis und

andern Verhältniſſen an. Eine Zeit lang gefällt es uns auch in dem einfachen Hausweſen eines wohlhabenden Landmannes, die weißen Wände finden wir ungemein freundlich und reinlich, die niedrigen Stübchen gar nett und heimlich, die Sprache der Bewohner ſo traulich, ihr Benehmen ſo herzlich. Iſt aber der Reiz der Neuheit weg, ſo kommen uns die weiß getünchten Wände leer und kahl vor, die niedern Stübchen beengend, die Sprache der Bewohner plump und unverſtändlich, ihre Sitten roh und gemein. Wir ſehnen uns zurück zu unſern ſchön tapezirten hohen Zimmern, unſern gewohnten Bequemlichkeiten und unſern gebildeten Freunden. Wir fühlen, wir gehören nicht in dieſen Kreis, wir ſind nicht darin geboren, nicht dafür erzogen, wir ſind ihn nicht gewöhnt. Gewiß hat jeder Stand ſeine großen Vorzüge, aber nur für den, der ihm angehört. Und ſo glaube ich, Herr von Strahlenau wird ſich vermöge ſeiner Gewandtheit leicht überall zurecht finden, aber ſein eigenthümlicher Kreis, in den hinein es ihn doch immer wieder zieht, gehört einer andern Sphäre an.

Darum, Maria, ſei vorſichtig und vergiß nicht: er iſt nur Dein Gaſt! — Und nun lebe wohl! Ganz

Deine aufrichtige

Emilie.

Zweiundfünfzigſter Brief.

Eugen von Strahlenau an ſeine Schweſter Anna.

Meine liebe Anna!

Ich habe noch keinen Augenblick daran gezweifelt, daß Du ein höchſt wohlerzogenes, vernünftiges, verſtändiges, auch

mit Ernſthaftigkeit gehörig verſehenes Fräulein biſt. Aber nimmermehr ſollſt Du mich glauben machen, daß Du Dir in Deinem ſiebzehnten Lebensfrühling ſchon die etwas in's Gräulichte ſpielenden Weltanſchauungen, Erfahrungen, Beobachtungen einer Matrone von fünfzig Jahren erſammelt habeſt. Ja, liebe Anna, geſtehe es nur: diesmal hat nur Deine Feder geſchrieben, Mama aber hat Dir den Brief diktirt. Warum Du zu dieſer Liſt Deine Zuflucht genommen haſt, weiß ich nicht — genug, Du willſt nun einmal mit Gewalt einen Scherz ernſthaft behandelt haben! Nun, ich kann Dir den Gefallen ſchon thun und aus dem Scherz Ernſt machen.

Und wer hat Dir denn überhaupt geſagt, daß Alles nur Scherz ſei? Scherz iſt z. B. gewiß nicht, daß ich Maria für das liebenswürdigſte Weſen von der Welt halte, das man, befindet man ſich in ſeiner Nähe, lieben muß. Aber nicht, wie ich Dir ſchon einmal ſagte, deßwegen, weil ihr Auge blauer, ihr Haar glänzender, ihre Haut feiner und weißer als aller andern Mädchen iſt, ſondern weil Alles, was ſie thut, ſpricht und denkt, von ganz anderer Art iſt, als man es tauſend und abertauſend Mal ſieht.

Wenn Du oder auch Mama, wenn ihr ſehen könntet, wie dieſes noch ſo junge Mädchen für ihre jüngeren Geſchwiſter ſorgt, wie ſie das kleine ſanfte Julchen erzieht, wie ſie aber auch den wilden Edwin durch Liebe und Geduld zu gewinnen weiß, wie die Kinder an ihr hängen und ihr gehorchen, ſelbſt wo ſie die Schweſter nicht beobachten kann, wenn Du und Mama ferner ſehen könntet, mit welcher unſäglichen Hingebung ſie ihren etwas wunderlichen Vater behandelt und wie ſie nur

immer darauf ſinnt, allen ſeinen Wünſchen zuvor zu kommen, Ihr müßtet das ſeltene Weſen mit mir bewundern. Zu Haus iſt ihr Vater ſtets der Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit; geht ſie aus, ſo ordnet ſie ſchon unterwegs in Gedanken Alles, was ſie gehört und geſehen hat, um bei ihrer Heimkunft ihn angenehm damit zu unterhalten. Daneben iſt das ganze Hausweſen vom größten bis zum kleinſten Gegenſtand unter ihrer Aufſicht. Hier iſt es nicht etwa wie in unſern Häuſern; keine Ausgeberin, kein Kammermädchen, keine Bediente, nur ein einziges junges Dienſtmädchen, das ſie erſt ſelbſt noch unterrichten muß, macht Maria's ganze Bedienung aus und iſt Köchin, Haus- und Kammermagd, Alles in einer Perſon, und doch wirſt Du im ganzen Hausweſen, ſo wie in Maria's Kleidung nicht die geringſte Unpünktichkeit erblicken. Die häusliche Einrichtung iſt einfach, aber von Morgens 6 Uhr an, in welcher Stunde wir frühſtücken, iſt Alles in ſchönſter Ordnung, und noch nie habe ich Maria in nachläſſiger Kleidung oder ungeordneten Haaren geſehen! Ueberall legt ſie ſelbſt Hand an; kein Geſchäft iſt ihr zu niedrig und gering, wobei ſie nicht mithelfend oder doch rathend zur Seite ſtände. Den Garten pflanzt ſie faſt ganz allein und er iſt ſo ordnungsvoll als das ganze Hausweſen. Bei dieſer ungemeinen Thätigkeit bleibt ſie aber dennoch die liebliche, faſt kindliche Jungfrau, und keine Spur eines unruhigen haſtigen Treibens und Jagens iſt zu bemerken. Sieh, meine liebe Anna, das iſt kein Spaß, und nun denke Dir — weil ich ja ernſthaft reden ſoll — dieſes vortreffliche Mädchen in einem ausgebreitetern Wirkungskreis; wie wohlthätig, wie ſegensreich würde

ſie unter ihren Untergebenen walten, wie ihre Dienſtboten regieren, wie für die Armen ſorgen u. ſ. w. Aber, denkſt Du vielleicht, eine Dame könnte ſie doch nicht vorſtellen! Da haſt Du Recht: vorſtellen nicht, aber ſein. O glaube mir, liebe Schweſter, Maria iſt feiner und gebildeter als die Mehrzahl der jungen Damen, die ihre Bildung nur in den Salons gelernt haben! Mag ihr auch noch einiger Unterricht und vorzüglich feinere Weltſitte abgehen, ſo ſind das Dinge, die ſich bei ſo viel Verſtand und feinem Takt, als Maria hat, leicht erwerben laſſen.

Einem ſolchen Mädchen Liebe vorzuheucheln und einzuflößen, um es dann nachher zu verlaſſen und zeitlebens unglücklich zu machen, das wäre allerdings ſchändlich, barbariſch und wie konnteſt Du nur ſo Etwas Deines Bruders weichem Herzen zutrauen! Daß man aber um ſie ſein kann, ohne ſie zu lieben, iſt, wie ich Dir ſchon geſagt habe, unmöglich. So blieben denn nur noch zwei Fälle übrig; entweder ſie erwiederte die Liebe nicht, was Deines Bruders Eitelkeit ſchwer zu glauben ankommt, oder — doch dieſen letzten Fall ſcheinſt Du oder vielmehr Mama für ganz undenkbar zu halten und Das, ich muß es bekennen, hat mich ſehr überraſcht. Neben allen Tugenden, die unſere vortreffliche Mutter in ſo hohem Grade beſitzt, hat mir immer ihre Freiſinnigkeit, mit der ſie über Standesverhältniſſe dachte, ihre Bereitwilligkeit in Anerkenntniß der Vorzüge bei Nichtadeligen eine ganz vorzügliche Achtung eingeflößt. Nie ſah ich bei ihr die engherzigen Vorurtheile des gemeinen Adels und Ahnenſtolzes und der edle Menſch war ihr immer der wahre Adelige, in

welchem Stande ſie ihn fand. Oft mußte ich mich darüber wundern, denn ich wußte, daß dieſe Geſinnungen ihr nicht von der ſeligen Großmama eingepflanzt worden waren, ſondern daß ſie im Gegentheil öfters eine kleine Reibung zwiſchen den beiden Frauen veranlaßten. So wurde von jener nie das vertrauliche Verhältniß gebilligt, in welchem Hermann zu unſerm Haus ſtand; allein Mama beſiegte ihre Widerſprüche und Hermann blieb mit Recht der vertraute Freund der Familie. Wie kommt es nun jetzt, daß ſie ſich gar nicht als möglich denkt, daß ich ihr Maria als eine liebe Tochter zuführen könnte? Jetzt, Annerl, wo bleibt der Spaß? Er iſt mir wider Willen ſelbſt vergangen, obgleich damit durchaus nicht geſagt werden will, als hätte ich wirklich ſolche Plane im Ernſt gemacht — merke wohl, es iſt nur vom äußerſten Fall die Rede!

Und nun lebe wohl.

Dein ſehr ernſthafter Bruder
Eugen.

Dreiundfünfzigſter Brief.
Maria an Emilie.

So ganz haben wir, meine geliebte Emilie, die Rollen gewechſelt, daß Du es biſt, die mir moraliſche Vorleſungen hält und mich zur Vorſicht ermahnt? Dieſer Beweis Deiner Freundſchaft hat mir von Herzen wohlgethan, denn gewiß ſind nur das unſere echten Freunde, die die Liebe treibt, uns vor Gefahren, mögen ſie uns geiſtig oder leiblich bedrohen, zu warnen, auch wenn ſie fürchten müſſen, daß uns ihre Warnung nicht gefällt oder nicht von uns beachtet werde.

Du gehſt aber noch einen Schritt weiter und zeigſt mir unverholen Deine Mißbilligung über mein Benehmen gegen Hermann. Auch darin erkenne ich vollkommen Deine Liebe, allein eben ſo feſt bin ich überzeugt, Du würdeſt nicht alle Schuld auf mich und meine Eitelkeit wälzen, wüßteſt Du Alles, was ich weiß oder wenigſtens gewiß zu wiſſen glaube. Vor meiner innigſten beſten Freundin aber, vor meiner geliebten Emilie möchte ich gern, ſo viel ich kann, mich rechtfertigen, und daher will ich Dir meine geheimſten Vermuthungen, die ich mir bisher kaum zu denken, geſchweige auszuſprechen erlaubte, anvertrauen.

Es iſt Dir bekannt, daß Hermann, ſchon ehe er acht Jahre alt war, das Unglück hatte, elternlos zu werden. Der Pfarrer war ein Freund ſeines Vaters geweſen und Hermanns Pathe, und glaubte deßwegen die beſondere Verpflichtung zu haben, ſich des verwaisten Knaben anzunehmen. Vermögen war ſo viel als nichts da. Hermann kam ſofort in das Pfarrhaus und wurde hier ganz als eigenes Kind erzogen. Was der gute Pfarrer anfangs nur aus Menſchenliebe und Chriſtenpflicht that, wurde ihm bald zur ſüßeſten Luſt, denn der kleine Pflegeſohn entwickelte ſich nach Herz und Geiſt vortrefflich und hing mit der kindlichſten Liebe an ſeinem Wohlthäter. Der Pfarrer ſelber aber iſt nicht reich, konnte es auch bei ſeiner ausgebreiteten Wohlthätigkeit nie werden, und hatte damals noch überdies zwei kränkliche Schweſtern, die er faſt ganz erhalten mußte. Wie alſo Hermann älter wurde und die Koſten ſich ſehr vermehrten, ſah ſein zärtlicher Pflegevater mit Sorgen in die

Zukunft. Schon war Hermann nahe daran, ſeinen Lieblingswunſch, die Landökonomie zu ſtudiren, den ungünſtigen Verhältniſſen zum Opfer zu bringen und ein Handwerk zu erlernen, als ein Freund des Pfarrers in's Mittel trat und mit einer namhaften Summe und dem Verſprechen fernerer Unterſtützung der Sache plötzlich eine andere Wendung gab. Hermann, darin die Hand der Vorſehung erkennend, nahm mit dem dankbarſten Herzen die Unterſtützung an und verfolgte nun mit Eifer ſeinen Studienplan; aber nie konnte er von ſeinem Pflegevater auch nur durch die geringſte Spur ſeinen geheimen Wohlthäter entdecken.

Dieſe Umſtände waren mir größtentheils ſchon vor der Rückkehr Hermanns, alſo ehe ich ihn geſehen hatte, bekannt. Ueberdies hörte ich, nicht nur von ſeinem Pflegevater, ſondern von allen Dorfbewohnern, ſo viel Gutes und wirklich Edles von ihm, daß ich nicht nur ſehr begierig wurde, den Vielgeprieſenen ſelbſt kennen zu lernen, ſondern ihn natürlich auch mit günſtigem Vorurtheil empfing. Mein Vater, der ihn auch noch nie geſehen hatte, theilte dies Verlangen mit mir, und bald wurde es mir klar, obgleich er das ſtrengſte Geheimniß daraus machte, daß Er der Freund war, der durch das großmüthige Geſchenk die fernere Ausbildung Hermanns möglich machte. Dieſen Gedanken feſthaltend, war mir nun auch die außerordentliche Theilnahme, die er ſtets für die Briefe Hermanns zeigte, erklärbar, aber natürlich verrieth ich mich mit keiner Silbe.

Endlich kam Hermann an uud ich geſtehe Dir, liebe Emilie, ſein Anblick überhaupt, ſeine erſte Begegnung war

ganz und gar nicht dazu geeignet, das günſtige Vorurtheil, das ich von ihm gefaßt hatte, zu zerſtören; im Gegentheil mußte ich mir leiſe eingeſtehen, noch nie einen jungen Mann geſehen zu haben, der mit ſo viel Liebenswürdigkeit und Milde ſo viel ſittlichen Ernſt, eine ſo männliche Kraft verbunden hätte. Nie werde ich unſern erſten Spaziergang auf den Hügel und den Eindruck, den ich hier empfangen, vergeſſen. Gewiß, es war nicht Liebe — wie ſollte ich dazu kommen? — aber ein Gefühl ſo hoher Achtung, ich möchte faſt ſagen Ehrfurcht, wie ich es außer meinen Eltern noch gegen keinen Menſchen empfunden und doch daneben ein Vertrauen — ich glaube, ich hätte ihm das tiefſte Geheimniß ohne Scheu entdecken können. Iſt mir aber ſchon damals in ſeinem Betragen etwas Zurückhaltendes, Abgemeſſenes aufgefallen, ſo trat dies ſpäter noch viel deutlicher hervor, und bald glaubte ich beſonders mir gegenüber zu bemerken, daß ſein Benehmen ſchwankend und unſicher ſei. Nun liegt aber in Hermanns ganzem Charakter eine Entſchiedenheit und Feſtigkeit, die ſich mit dieſem ungleichen Betragen durchaus nicht in Uebereinſtimmung bringen läßt, es ſchienen mir alſo Urſachen dazu vorhanden zu ſein, die mir bis jetzt unbekannt geblieben waren.

Dem weiblichen Scharfſinn bleibt indeſſen ſo Etwas nicht lang ein Geheimniß. Bald machte ich die Entdeckung, daß Plane, vielleicht ſchon ſehr frühe, gemacht worden waren, die Hermann aus Dankbarkeit glaubt nicht zerſtören zu dürfen und die doch ſeiner Neigung nicht entſprechen. Ja, geliebte Emilie, es iſt nur zu gewiß: der Pfarrer und mein

Vater wünſchen eine Verbindung zwiſchen Hermann und mir. Dieſer kennt ihre Wünſche und will — o er iſt edel genug! — lieber mit widerſtrebendem Herzen ſie erfüllen, als die Pflichten eines dankbaren Sohnes verletzen! Sieh, meine Emilie, daher das Ungleiche in ſeinem Benehmen; oft ſo kalt, ſo entfernt, ſo gleichgültig; herzlich aber und unbefangen, wie er es gegen alle andere Menſchen iſt, nie. Er thut, was er thun muß, weil er nicht thun darf, was er will. Seit Strahlenau in unſerm Haus iſt, kommt er noch ſeltener, iſt noch abgemeſſener gegen mich, noch förmlicher. Und nun noch Etwas! Gabriele iſt ſeine Jugendgeſpielin. Er hat ſie zehn Jahre nicht geſehen; ſeitdem iſt ſie wirklich zum ſehr ſchönen Mädchen erwachſen. Hermann iſt äußerſt religiös und wohlthätig, Gabriele auch. Sie haben gemeinſchaftliche Arme, ſie nehmen ſich der Schul- und Induſtrieanſtalten des Dorfs an; das ſchlingt ein Band um ſie, ohne daß ſie es ſelbſt recht wiſſen. Gabriele, ſollteſt Du es glauben, ſieht auch weit beſſer aus, iſt heiterer und kleidet ſich ſogar ſorgfältiger!

Nun geſtehe ſelbſt, welch eine bedauernswürdige Rolle Deine Maria unter dieſen Umſtänden ſpielen würde, wenn ſie die geringſte Neigung für Hermann fühlte, oder welch eine beſchämende, wenn er denken könnte, ſie wünſche, unterrichtet von dem Plan der Väter oder nicht, eine Annäherung von ſeiner Seite. Das ſiehſt Du doch nun deutlich ein, daß ich mich nur dadurch rette, indem ich ihm bei jeder Veranlaſſung zeige: ich ſei es gewiß nicht, die ein Herzensopfer von ihm verlange und er irre ſich gewaltig, wenn er etwa

glaube, mir durch das ſichtbare Verbergen ſeiner Abneigung ein Leid zu erſparen. Möglich und mir ſelbſt unbewußt iſt es freilich, daß ich hie und da zu weit gehe und daß ich beſonders Strahlenau vorziehe, nur um mir das beſchämende Gefühl gegen Hermann zu erſparen, als wolle ich mich ihm aufdringen.

Ueberdies muß ich eben auch ſagen, iſt Strahlenau nicht nur die Gefälligkeit und Munterkeit ſelber, ſondern ſo unendlich gutmüthig und aufopfernd, daß man ihm unmöglich gram ſein kann. Alles liebt ihn. Von ſeinem grimmigen Forſtmeiſter an, der ſonſt nie den Mund zum Lachen verzieht, bis zum geringſten Jägersburſchen herab widerſteht keiner ſeiner Freundlichkeit, und im Dorf laufen immer Schaaren von Kinder dem freundlichen Baron nach, der ſtets die Taſchen voll Aepfel und Zuckerwerk für ſie in Bereitſchaft hat. Dennoch will ich nie vergeſſen, daß er nur unſer Gaſt iſt.

So, meine Geliebte, ſtehen nun die Sachen. Bemitleide mich, aber verdamme mich nicht. Bemitleide mich doppelt, weil ich keine Mutter habe! Ach, an dem liebenden Herzen einer Mutter würde ich all dieſer Verlegenheiten, all dieſer ſtillen Leiden enthoben ſein! Sie würde ihre Tochter verſtehen, ſie würde mich ſchützen, ſie würde für mich handeln und ich dürfte nichts ſein, als ein gehorſames Kind. So aber werde ich gleichſam gezwungen, vor der Zeit mir eine traurige Selbſtändigkeit zu erringen und da handelnd aufzutreten, wo Andere nur blindlings folgen dürfen!

Du vergiebſt mir, theure Freundin, daß ich, allzu be-

wegt von den Erklärungen, die ich Dir gegeben, nun nicht mehr fähig bin, den übrigen Theil Deines lieben Briefs, den ich mit aller Theilnahme geleſen habe, ausführlicher zu beantworten, ſondern Dir nur ſchnell und unter Thränen herzlich gute Nacht wünſche.

Stets Deine treue
Maria.

Vierundfünfzigſter Brief.

Maria an Tante Eliſe.

So iſt denn, geliebte Tante, der ſchöne Traum Deines lieben Beſuchs, auf den ich mich ſo lange, lange, ach ſo unausſprechlich gefreut hatte, auch vorüber, längſt vorüber, und ich ſtehe wieder allein! O, Niemand kann begreifen, wie bitter dieſes Wort: Allein! iſt, als wer es ſchon empfunden hat.

Ich glaube freilich ſelber, ich ſollte mich mehr an den lieben Gott halten, ich ſollte mich ihm demüthiger, kindlicher, feſter anſchließen, aber was iſt das für eine ſchwere Sache! Immer will eben der Menſch ſich ſelber helfen, aus eigener Kraft Dies und Jenes thun. Noch lieber will er von ſeinen armen, ohnmächtigen Mitgeſchöpfen Etwas annehmen, lieber noch bei ihnen Troſt, Rath und Hilfe ſuchen; nur bei Gott, den er nicht ſieht, der ihm nicht ſinnlich fühlbar iſt, nicht. Ach, er kann die heilige Liebe Gottes nicht glauben, weil ſein Herz zu ſündhaft, zu eigenſüchtig, zu ſtolz iſt. Ich ſehe das wohl zuweilen ein und ſehne mich herzlich nach einer innigern Gemeinſchaft mit dem Herrn, aber was ſtellt ſich immer dazwiſchen; wie viele Wünſche, wie viele

Rückſichten, überhaupt wie viel Weltliches! Oft ſcheint es mir, ich werde ihm immer entfremdeter, immer ungetreuer, das macht mich dann ſo ängſtlich, ſo zaghaft.

O beſäße ich die ſelige Stille eines frommen Gemüths, das nichts hört, als ſeines Gottes Stimme, nichts ſieht, als ſeines Gottes Willen, dann wäre freilich auch nach außen Manches anders, viel Kampf, viel Leid erſpart. So aber iſt es leider nicht, deßwegen fühlt ſich meine Seele oft ſo bedrückt, ſo troſtlos. Deinem mütterlichen Auge iſt dieſer innerliche Zwieſpalt nicht entgangen, müßte ich aber eine genauere Rechenſchaft über meinen Gemüthszuſtand geben, oder würdeſt Du nach äußern Urſachen fragen, ſo könnte ich Dir mit dem beſten Willen kaum etwas Genügenderes darüber ſagen.

Daß meine Lage ſchwierig iſt, weißt Du, liebe Tante, und läugnen will ich's nicht, daß auch ſie mir oft das Herz ſchwer macht. O wie gerne und wie dankbar wollte ich alle Deine Rathſchläge annehmen und befolgen, aber kann ich denn? Wie manchmal kommt es vor, daß der liebe Vater von ſeinem gewöhnlichen Spaziergang mit dem Pfarrer noch nicht zu Haus iſt, wenn Strahlenau Abends von dem Forſt heimkommt.

Zuweilen geht er auf ſein Zimmer oder in den Garten, aber gar oft hat er Julchen ſchöne Blumen, ein ſeltenes Moos, ein niedliches Vogelneſtchen, köſtliche Erdbeeren u. ſ. w. aus dem Walde mitgebracht und kommt in's Wohnzimmer, ſeine Geſchenke ihr, die aber gewöhnlich ſchon zu Bette iſt, zu übergeben. Nun kann ich doch nicht weglaufen — ich muß

aus Höflichkeit, bis der Vater kommt, ihm Geſellſchaft leiſten. Endlich ſpeiſen wir zu Nacht und ſehr oft iſt er unſer Gaſt; ja, ich ſehe dem Augenblick faſt mit Gewißheit entgegen, wo dies regelmäßig der Fall ſein wird, denn ſo wie die Tage kürzer werden, kommt er noch früher aus dem Forſt und dann verſteht ſich's faſt von ſelbſt, daß er Abends mit uns ißt. Ach, liebe Tante, wie leicht fühlte ich mich, wenn es anders wäre! Gut iſt aber Strahlenau, ſehr gut, und gewiß weniger leichtſinnig, als er oft ſcheint. Und wie verſteht er den lieben Vater zu behandeln! Du ſchreibſt gütig deſſen heiterere Laune mir zu, aber Du irrſt Dich, liebe Tante; nicht mir gebührt das Lob, es iſt einzig Strahlenau's Verdienſt. Seit dieſer in unſerm Haus aus- und eingeht, iſt der liebe Vater viel belebter, viel aufgeräumter. Aber iſt's auch ein Wunder? Stets weiß der Baron etwas Angenehmes zu erzählen und Niemand verſteht beſſer als er den leiſeſten Mißton, der auch nur von weitem droht, zu entfernen, und wo dies nicht möglich war, die Harmonie wieder herzuſtellen.

So geſchah es z. B. geſtern Abend. Dem lieben Vater iſt bekanntlich nichts widerwärtiger, als in irgend einer Arbeit oder Unterhaltung unterbrochen zu werden. Nun war Strahlenau geſtern in der Stadt, hatte von dort einen Pack „fliegender Blätter" mitgebracht und wollte uns eben etwas Komiſches daraus mittheilen. Kaum hatte er zu leſen angefangen, ſo kam der Schuſter, der ein Paar Schuhe für Julchen brachte und ausbezahlt werden mußte. Schon war der Vater ärgerlich, aber die Sache war bald abge-

macht und Strahlenau begann auf's Neue. Jetzt rief mich Lene hinaus, um mich Etwas in der Küche zu fragen, das Eile hatte; natürlich ſtieg die Mißſtimmung, denn meine Bitte, ohne mich fortzufahren, galt nichts. Endlich ſaß ich wieder ruhig und Strahlenau fing zum dritten Mal an, aber noch war er nicht zu Ende und Alles horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem Schluß entgegen, da ſprang unglückſeliger Weiſe ganz unerwartet Edwin zur Thüre herein. Nun war der Vater voll Zorn und der arme Junge, der in der größten Herzensfreude ſein Prämium, das er geſtern erhalten und dem er dieſe Vacanz zu danken hatte, hoch in der Hand hielt, wurde mit Scheltworten faſt wieder zur Thüre hinausgeworfen. Die hellen Thränen fielen dem überraſchten Knaben, der heute einen beſonders freundlichen Empfang erwartet hatte, über die Backen. Ich verſuchte den Vater zu beſchwichtigen, allein dafür entlud ſich ſeine ganze üble Laune nun über mich und ich mußte mich nur eiligſt zurückziehen, denn bald wäre mir's ergangen wie Edwin; auch meine Augen waren naß. Der Vater wollte jetzt gar nichts mehr hören und ſchickte ſich ſchon an, in ſein Zimmer zu gehen. Da hätteſt Du, liebe Tante, aber ſehen ſollen, wie geſchickt, halb ſcherzhaft, halb ernſthaft, der Baron es anzugreifen wußte, nicht nur ihn zurückzuhalten und vollkommen zu beruhigen, ſondern auch mich aus meiner Beſchämung und Verlegenheit zu retten, ſo wie den guten Edwin über ſeinen ſchlechten Empfang zu tröſten; kurz, ehe zehn Minuten um waren, ſaß die ganze Familie in größter Eintracht am Nachteſſen und als Nachtiſch wurde die Vor=

leſung zum vierten Mal begonnen und diesmal auch wirklich ohne alle Störung und zu allgemeiner Zufriedenheit beendigt. Der Vater war nun der Heiterſte und ich mußte alle meine Speiſekammer-Vorräthe durchſtöbern, um noch einige Süßigkeiten für den jetzt ſo willkommenen kleinen Gaſt zu finden.

Strahlenau aber nahm ſeine Guitarre zur Hand und wenn je noch ein Schein von Unmuth in den Gemüthern zurückgeblieben wäre, ſo hätte dieſer ſchlimme Geiſt durch ſein ſchönes Spiel und Geſang gebannt werden müſſen. Heute beſchenkte er den fleißigen Schüler noch obenein mit einer kleinen Druckerpreſſe, die er geſtern für ihn in der Stadt gekauft hat und die Edwin natürlich ganz glücklich macht.

Solche Scenen aber, die ſich täglich wiederholen können und, iſt Strahlenau auch unſer Abendgaſt, ohne Zweifel wiederholen werden, verpflichten zu einer Art von Dankbarkeit oder veranlaſſen wenigſtens eine Vertraulichkeit, die ich ſelbſt nicht wünſche. Dies Alles ſah ich voraus, deßwegen ſträubte ich mich ſo ſehr gegen des Barons Aufnahme in unſer Haus. Aber jetzt — was kann ich machen?

Lebe wohl, geliebte Tante! Schreibe bald wieder und beruhige

Deine verwaiste Nichte

Maria.

Fünfundfünfzigſter Brief.

Julius Lindtheim an Hermann Jäger.

Wie einſt in Strahlenau ſo jetzt in Grünthal ſcheinſt Du mit tauſend Banden angefeſſelt und läßt Deinen alten treuen Freund unverantwortlich von einer Woche zur andern Deiner Ankunft entgegen harren. Glaubte ich damals ſchon, es ſeien Roſenketten, mit denen Dich der kleine leichtfertige Knabe Cupido angebunden habe, ſo war ich jetzt meiner Sache noch viel gewiſſer, denn wer wird über ein halbes Jahr in Grünthal ſitzen neben der ſchönſten edelſten Jungfrau des Landes, und kalt wie ein Stein und hart wie ein Felſen bleiben? Einmal ärgerte ich mich über Deine Verſchloſſenheit, die dem Freunde auch nicht die leiſeſte Spur dieſes ſüßen Geheimniſſes anvertraute, dann freute ich mich wieder auf die Hochzeit, denn dazu, zweifelte ich nicht, würdeſt Du mich nächſtens bitten, und nun ſcheint es, war Aerger und Freude vergebens! — Denn ſo eben höre ich, um die ſchöne, liebenswürdige Maria werbe ein junger Baron und Niemand zweifle an einem günſtigen Erfolg ſeiner Bewerbung. Iſt das wahr? und ſollte dieſer Baron gar der junge Strahlenau ſein, den Du ſelbſt in's Haus gebracht haſt? Nicht übel, da hätteſt Du Dir einen ſchönen Streich geſpielt! Warum haſt Du auch ſo unklug gehandelt! Du ſollteſt doch die Weiberherzen ſo viel kennen, um zu wiſſen, wie ſchwer auch den Beſſern die Ausſicht, eine „gnädige Frau“ zu werden, in der Wagſchale ihrer Hoffnungen wiegt. Hundert gegen Eine ſcheitern an dieſer Klippe! Freilich, Maria hätte ich für dieſe Eine gehalten, aber — ſie iſt eben auch ein Weib!

Ich geſtehe es, mich ärgert das Ding ganz erſchrecklich, denn Du und Deine Maria ſchienen mir ſo ganz für einander geſchaffen, daß ich glaubte, es könne gar nicht anders ſein. Ueberdies gab mir Dein Pflegevater leiſe Winke, die mich vermuthen ließen, wenn Du und ſie ſich zuſammen verſtänden, ſo läge von Seiten der Väter Nichts im Wege — und wie konnte ich daran zweifeln, daß dies geſchehen würde, ſobald nur Du ſie und ſie Dich geſehen hatte! Und nun ſchnappt ſie Dir dieſer junge Wildfang vor der Naſe weg. Ob das nicht zum Todtärgern iſt!

Eigentlich ſtehe ich ſchon mit einem Fuß, Gott ſei Dank, nicht im Grab, aber doch im Reiſewagen. Ein dringendes Geſchäft nöthigt mich, noch heute Nacht zu verreiſen, daher meine Eile. Meinem Zorn jedoch mußte ich vorher Luft machen und zugleich Dir ſagen, daß ich in 14 Tagen, längſtens 3 Wochen, wieder zu Haus bin. Da ich aber in großer Spannung einer Antwort entgegenſehe, ſo ſchicke dieſe nur an unſer Haus, von wo aus mir täglich Briefe zugeſandt werden.

Leb' wohl!

Dein Julius.

Sechsundfünfzigſter Brief.

Emilie an Maria.

O meine theure, geliebte Maria, Dein letzter Brief hat mir bittere Thränen gekoſtet! Du armes Mädchen — wie dauerſt Du mich! O ich ſehe wohl, wie tief einſchneidend die Wunde iſt, die Du ſo ſorgſam Dir ſelbſt und allen andern Menſchen verbergen willſt.

Strahlenau iſt ein liebenswürdiger Menſch, aber er wird Dir nie ſein, ja er kann und ſoll Dir nie ſein, was Dir Hermann hätte werden können — ein Herzensfreund!

Obgleich ich ein flatterhaftes, unverſtändiges Mädchen bin, ſo macht mich doch die innige Freundſchaft zu Dir fähig, mich ganz in Deine Lage hinein zu verſetzen. Wenn Deine Vermuthungen — denn Gewißheit haſt Du ja doch nicht darüber — zutreffen, ſo iſt freilich Dein Verhältniß zu Hermann ein äußerſt delikates und für beide Theile eigentlich ſo läſtig, daß ich nur wünſchen möchte, er verließe ſo bald als möglich Grünthal.

Du aber, liebſte Maria — verzeih, daß ich mir ſchon wieder herausnehme, Dich zu hofmeiſtern — ſcheinſt mir doch Fehler dabei zu machen und das Peinvolle der Sache dadurch noch zu vermehren, daß Du nicht ganz wahr bleibſt. Wie kommt meine einfache, aufrichtige, kindliche Maria zu ſolchen Winkelzügen, zu ſolch' abſichtlichem Betragen? Gewiß würde ich Dir nicht rathen, durch beſondere Zuvorkommenheit Hermann auf eine Neigung von Deiner Seite ſchließen zu laſſen, die er nicht erwiedern könnte, aber eben ſo wenig würde ich mir Mühe um das Gegentheil geben, und am allerwenigſten mich des gefährlichſten Mittels dazu bedienen, das mir in einer abſichtlichen Bevorzugung Herrn von Strahlenau's zu liegen ſcheint. Liebſte Maria, entferne Dich doch nicht von dem Pfad der Wahrheit und Einfachheit! Am Ende geht Alles viel beſſer als Du glaubſt, denn unwahrſcheinlich iſt mir's nicht, daß Du am hellen Tag Geiſter geſehen haſt, die vielleicht nur in Deiner Phantaſie

exiſtiren. Hüte Dich aber wohl, ſie durch ein unnatürliches Verfahren erſt heraufzubeſchwören.

Es kommt gegenwärtig Manches zuſammen, meine gewöhnliche Heiterkeit ein wenig zu dämpfen. Die Theilnahme an Deinen Leiden, meine Geliebte, ſteht natürlich obenan, aber auch der Herr Nachbar, unſer guter Profeſſor, wurde vor einigen Tagen durch die Todesnachricht ſeiner Nichte tief danieder gebeugt. Sie war die Tochter ſeiner einzigen, ſehr geliebten, früh verſtorbenen Schweſter. Er hatte ſie zum Theil erzogen, für ſie geſorgt und geſpart wie für ein leibliches Kind. Seit einigen Jahren ſehr glücklich an den Leibarzt des Fürſten von L. verheirathet, hinterläßt ſie ihrem Mann zwei kleine Kinder.

Der Profeſſor iſt ſehr traurig über dieſen Verluſt und es iſt jetzt nicht mehr als billig, daß ich meinem gütigen Beſchützer durch meine Theilnahme ſeine Freundſchaft vergelte. Er kommt ſehr oft zu uns und wenn ich ſeine Beſuche auch nicht gerade ſehr unterhaltend finde, ſo freut es mich doch, wenn ich bemerke, daß er ein wenig munterer beim Abſchied als beim Willkomm ausſieht.

Leb' wohl, liebſte Maria! Sei wahr und einfach gegen Hermann und laß Dich nicht durch falſche Scham auf Irrwege leiten. Von Herzen

Deine wohlmeinende Emilie.

Siebenundfünfzigſter Brief.

Frau Baronin von Strahlenau an ihren Sohn Eugen.

Zum erſten Mal in meinem Leben, mein geliebter Sohn,

wird es mir ſchwer, einige Worte an Dich zu richten, weil ich fürchten muß, Du höreſt ſie nicht gern.

Den letzten Brief, welchen Du von Anna erhielteſt, habe ich nicht diktirt, wie Du fälſchlich vermutheſt, aber läugnen will ich eben ſo wenig, daß er unter meiner Einwirkung und in meinem Sinn geſchrieben worden iſt. Wenn ich damals ſchon nicht gleich ſelber die Feder ergriff, ſo geſchah dies, mein lieber Sohn, nur aus Schonung für Dich, weil ich glaubte, Du höreſt meine mütterlichen Warnungen lieber aus dem Mund der geliebten Schweſter und ich mich überhaupt nicht in Dein Vertrauen eindrängen wollte.

Deine Antwort aber fordert mich nun gleichſam auf, aus meinem Incognito herauszutreten und darum thue ich es jetzt auch und ſpreche zu Deinem Herzen mit all dem Vertrauen, zu dem Deine kindliche Liebe und die zärtliche Sorge für das Wohl meines einzigen Sohnes mich berechtigt.

Dieſe Maria muß wirklich, ſo wie Du ſie ſchilderſt, ein ganz ausgezeichnetes Weſen ſein, und ich will dies auch gern glauben, obwohl ein junger Mann von Deiner Gemüthsart nicht immer das nüchternſte Urtheil über ein junges ſchönes Mädchen hat. Doch es ſei, daß ſie ungewöhnliche äußere und innere Vorzüge beſitzt, die ganz dazu geeignet ſind, das Herz eines Jünglings zu feſſeln; deſto mehr hätte ich wünſchen mögen, meine erſte Warnung, nicht in die Nähe dieſes reizenden Mädchens zu ziehen, wäre von Dir beachtet worden. Das iſt nun aber nicht geſchehen, und darum bleibt mir nur übrig, Dich um ſo dringender zu bitten, meiner zweiten Warnung ein willigeres Ohr zu leihen.

Ein unſchuldiges, unerfahrenes Mädchen, gleichviel, aus welchem Stand, abſichtlich oder aus gedankenloſem Leichtſinn zu täuſchen und zu Hoffnungen zu berechtigen, die nachher unerfüllt bleiben, iſt eine Sünde und eine Grauſamkeit, die ihre zeitliche und ewige Vergeltung finden wird. Um ſo unverzeihlicher wäre das Vergehen bei einem ſo vorzüglichen Mädchen wie Maria. Damit biſt Du, mein geliebter Sohn, ganz mit mir einverſtanden. Allein kann dieſer Fall nicht eher eintreten, als Du glaubſt? Ich gebe zu, Du hüteſt Dich aus ſittlichen Gründen, ihr von Liebe vorzuſprechen, oder gar ihr eine förmliche Erklärung zu machen, aber dennoch, wenn Du ſie liebſt, wird es ihr verborgen bleiben? Das weibliche Auge ſieht gewöhnlich hierin hell genug — wird Deine Liebe nicht auch die ihrige erwecken und kannſt Du Dich auf dieſe Art nicht, moraliſch wenigſtens, gebunden fühlen, ehe Du daran denkſt?

Nun ſtehen wir an dem letzten äußerſten Fall, den, wie Du meinſt, ich mir gar nicht als möglich denken könne, nämlich: daß Du das Mädchen heiratheſt. Möglich, mein lieber Eugen, kann ich mir eine ſolche Uebereilung wohl denken, aber wünſchenswerth — das könnte ſie mir niemals ſein. Du biſt noch jung, haſt die Welt noch von gar wenigen Seiten betrachtet, darum geſtatte mir, der ältern, erfahrenen Frau, Deiner Mutter, Dir einige Vorſtellungen zu machen.

So, wie die bürgerliche Einrichtung unter den Menſchen jetzt einmal getroffen iſt, giebt es gewiſſe äußere Abſtufungen, die in der Regel nicht ungeſtraft überſchritten werden dürfen. Ich will deßwegen nicht einem engherzigen Kaſtengeiſt, der

dem begabten Sohne des Handwerkers durchaus zumuthet, wieder ein Handwerk zu erlernen, weil der Vater ein ſolches trieb u. ſ. w., das Wort reden. Obgleich das Streben, in die höhern Stände zu kommen, das man in unſern Tagen ſo häufig bemerkt und das ſehr oft nur aus niedrigem Hochmuth entſteht, auch verwerflich iſt, ſo habe ich doch jetzt nur die zwei großen, ſich gegenüberſtehenden Klaſſen: Adelige und Nichtadelige, im Auge. Zwiſchen dieſen iſt der Unterſchied bedeutender, als man auf den erſten Anblick meint. Erziehung, Lebensweiſe, Geſellſchaft, Alles iſt anders und bildet — es kann nicht fehlen — nach und nach verſchiedene Anſichten, die deſto fühlbarer hervortreten, je näher ſich beide Theile berühren. Damit ſoll nicht geſagt werden, daß der eine oder der andere Theil abſolut unrichtige Anſichten hätte, allein jeder ſieht eben aus ſeiner Eigenthümlichkeit heraus, die ihm gar Manches anders erſcheinen läßt. In der Ehe aber ſoll höchſte Uebereinſtimmung herrſchen, und gewiß kann hier auch nur ein kleines, aber täglich vorkommendes Abweichen von unſern mit der Muttermilch eingeſogenen Gewohnheiten und Meinungen höchſt läſtig werden. Die Frau aus bürgerlichem Stand kann vortrefflich ſein. Geſchmückt mit den edelſten Herzens- und Geiſtesgaben würde ſie einen Mann ihres Standes wahrhaft beglücken, während der Adelige vielleicht nur in ihrer äußern Bildung manchen Mangel entdeckt, der ihm je mehr und mehr ſtörend wird, der ihn verſtimmt, ja, der am Ende die Ehe unglücklich macht. Du wirſt denken, dann ſei eben der Adelige ein Narr, wenn er ſich von ſolchen Kleinigkeiten verſtimmen laſſe. Aber, lieber Eugen, was

uns im täglichen Verkehr ſtört, was ſich ſo oft wiederholt, iſt keine Kleinigkeit — ein ewiges Ritzen von Stecknadeln iſt ſchwerer zu ertragen, als eine bedeutendere Verwundung, die nicht wiederkehrt. Und was die Hauptſache iſt, es kann eine Beſchämung damit verbunden ſein. Indem der Adelige ein bürgerliches Mädchen heirathet, bringt er ein Opfer, denn er giebt dadurch Rechte und Vortheile auf, die ihm ſonſt heilig geweſen ſind! Aber auch den Spott ſeiner Standesgenoſſen muß er mit in den Kauf nehmen. In der erſten Zeit der feurigſten Liebe kann er das: er lacht über die, welche ſein Glück nicht begreifen wollen. Aber dieſe Zeit vergeht, man wird nüchterner, und wenn dann die Frau nur durch äußere Ungewandtheit ihre bürgerliche Abkunft verräth, ſo ſchmerzt und beſchämt es ihren Gemahl, er fürchtet jetzt den Spott ſeiner Freunde und ſieht in jedem lächelnden Auge einen ſtillen Vorwurf, der — ach, wie oft! — am Ende für die arme Frau — das ſchuldloſe Opfer ſeiner Unbeſonnenheit — zu einem lauten wird.

Aber nicht nur das allein. Der Adelige entſagt durch eine Mißheirath auch wirklichen Vortheilen für ſich und ſeine einſtige Nachkommenſchaft. Ich will nicht davon ſprechen, wie ſchwer es dem wahrhaft liebenden Manne fallen muß, wenn er ſeine Frau ausgeſchloſſen ſieht von Geſellſchaften, die zu beſuchen oft ſein Beruf oder ſein Verhältniß mit ſich bringt; ſchwerer iſt noch, wenn er ſeine Kinder um Vortheile gebracht hat, die in gewiſſen Fällen von großer Bedeutung ſein können. Sollte es ihm nicht wehe thun, wenn er ſeinen Sohn einſt bei der Bewerbung um dieſe oder jene

Stelle zurückgewieſen, ſeine Tochter in dieſer oder jener achtbaren Familie nicht als Schwiegertochter aufgenommen ſieht, nur weil die Mutter eine Bürgerliche, das Blut, wie man zu ſagen pflegt, nicht rein iſt? Und wer bürgt dafür, daß nicht dann erſt noch eine nutzloſe Reue, die er ſich ſelbſt nicht eingeſtehen will, ihn plagt, ihn ungerecht gegen ſeine Frau und — beide Theile unglücklich macht?

Während aber der Mann dieſe Opfer für die bürgerliche Frau bringt, geht auch ſie manchem Bittern entgegen, das, je feinfühlender ſie iſt, je wehthuender ihr ſein wird. Sie verläßt ihren bisherigen bekannten und geliebten Kreis und tritt in einen neuen ihr fremden ein, in welchem ſie weder gewünſcht noch geliebt wird. Dort war ſie gewohnt, überall herzliche Wohlwollenheit und Achtung zu finden, hier wird ſie ſehr oft vornehmem Kaltſinn, Spott und Widerwillen begegnen, und weiß ſie ihr Gemahl auch vor offenbaren Beleidigungen zu ſchützen, ſo kann er ihr doch das bittere Gefühl der Zurückſetzung, des Alleinſtehens unter einer fremden Menge nicht erſparen. Ihre vorigen Freunde und Bekannte aber werden ſich von ihr zurückziehen: die Einen, weil ſie ihr in ihren neuen Verhältniſſen nicht läſtig werden wollen, die Andern, weil ſie ſie beneiden und ſich durch ihre Standeserhöhung gedemüthigt ſehen. So iſt ſie denn mit ihrem weichen und liebenden Herzen ganz auf ihre eigene Familie angewieſen — welch ein reiches Maß von Liebe muß da ihr Gemahl haben und für ſie erhalten, um vor ſchmerzlichem Heimweh nach dem glücklichen harmloſen Leben ihrer Kindheit und Jugend ſie zu bewahren!

Ich kenne nur einen Fall, der, über Alles erhaben, auch die Standesverhältniſſe aufhebt — wenn nämlich beide Theile, ganz durchdrungen von chriſtlichem Glaubenselement, eine ſo durchaus religiöſe Richtung haben, daß ſie die Forderungen und Anſprüche der Welt für Nichts achten und, nur im Glauben an ihren Gott und Heiland lebend und in dieſer heiligen Liebe ſich vereinigend, nicht und zu keiner Zeit ſich durch die verſchiedenen Meinungen Anderer irren laſſen. Aber ſo gewiß Diejenigen, die ich als wahre Chriſten bezeichne, ihr Ehebund nie gereuet, weil ihre Liebe auf einem feſtern Grunde wurzelt, eben ſo gewiß werden ſie ihn nicht ſchließen, wenn er von Perſonen, denen ſie nach göttlicher Ordnung Liebe und Gehorſam ſchuldig ſind, nicht gebilligt wird. Entſpränge dieſe Mißbilligung auch nur aus äußeren, ihnen minder wichtigen Urſachen, ſo werden ſie doch darin die Stimme Gottes finden, die auch durch zufällige Veranlaſſungen zu uns ſpricht und uns verbietet, die Schranken der Weltordnung durch unſern Eigenwillen zu durchbrechen.

Dieſer letzte Fall, mein Sohn, iſt nicht der Deinige und darum wäre das Wagſtück um ſo größer.

Laß Dir deßwegen von Deiner Dich ſo zärtlich liebenden Mutter von ganzem Herzen rathen, nicht in eine Verbindung einzugehen, die unpaſſend und deren Folgen für beide Theile nicht heilbringend wären.

Gewiß irrſt Du Dich nicht, wenn Du mir zutrauſt, daß ich die Menſchen als Menſchen und nicht weil ſie zu dieſem oder jenem Stande gehören, beurtheile, und daß ich nicht nur den einzelnen edlen Bürger, ſondern auch im Ganzen

jeden, aber ganz beſonders den gebildeten Mittelſtand unendlich hoch achte und glücklich preiſe. Aber eben ſo feſt behaupte ich, daß es auch unter den höhern und höchſten Ständen ſehr vortreffliche edle Menſchen giebt, und adelige Fräulein, die häuslich, jedoch für ihren Stand erzogen, mit allen Grazien begabt, ihrem künftigen Gemahl das Leben verſüßen und ihren Pflichten vor Gott und Menſchen Genüge leiſten können.

Neben allen dieſen allgemeinen Rückſichten muß ich Dich noch auf Etwas aufmerkſam machen, was Dich allein angeht und Dir vielleicht bis jetzt unbekannt blieb.

Du biſt als der einzige Sohn Deines Vaters allerdings der Erbe bedeutender Güter, da aber dieſe beim Tod deſſelben mit Schulden belaſtet waren und Deinen beiden Schweſtern namhafte Summen darauf angewieſen ſind, ſo würde dennoch Dein Beſitzthum nicht von anſehnlicher Größe ſein, kämen nicht die großmütterlichen ſehr beträchtlichen Ländereien dazu, die bei weitem mehr als Dein väterliches Erbe betragen.

Allein bei dieſen iſt eine bedenkliche Klauſel. Deine ſelige Großmutter war eine würdige Frau, aber in befangenen Standesbegriffen erzogen, nachher durch die gefährlichen Verbindungen ihres Gemahls in ein unglückliches Schickſal verwickelt. Eine Zeit lang in eine nie geahnte Dürftigkeit und Niedrigkeit herabgekommen, ſuchte ſie mit eiſernem Willen die Vorrechte ihrer Geburt wieder geltend zu machen und ihre Güter wieder zu erlangen. Es gelang ihr, und ihr einziges Beſtreben ging nun dahin, was ſie ſo ſauer wieder errungen, auch für ewige Zeiten zu erhalten. Um alle ihre Nachkommen vor einem Rückſchritt in der geſellſchaftlichen Stellung zu

bewahren, fand ſie für gut, die teſtamentliche Beſtimmung zu treffen, daß derjenige ihrer Nachkommen, welcher in eine Ehe mit einem nicht ebenbürtigen Mädchen trete, des Erbes verluſtig ſein und die Güter in dieſem Fall auf eine Seitenlinie der Familie fallen ſollen.

Dies, lieber Eugen, iſt eine wohl zu beherzigende Sache, und Du, gewöhnt an den Gedanken großen Beſitzes, würdeſt nicht ganz gleichgültig einen ſo bedeutenden Verluſt mit dem Rücken anſehen können.

Sei ein Mann und entreiße Dich, ſo lange es noch Zeit iſt, der Gefahr, komm zurück, wo eine treue Mutter und liebende Geſchwiſter Deiner warten.

Mag es Dir, mein geliebter Sohn, anfangs auch ſchwer werden, Deine Neigung zu überwinden: mit Gott iſt es möglich, das könnte ich Dir mit einem Beiſpiel aus meinem eigenen Leben beweiſen. Auch ich mußte das Glück, welches mir an der Hand eines ſehr edlen Mannes zu lächeln verſprach, den Standesverhältniſſen zum Opfer bringen, und wenn auch nachher mein Herz aus mancher Wunde blutete, ſo hatte ich doch bei allen Schmerzen die innere ſüße Beruhigung, mein Geſchick nicht durch Ungehorſam und gewaltſames Widerſtreben verdient zu haben. Erhalte Dir ein ähnliches reines Bewußtſein, mein Sohn.

Noch einmal, komme zurück in die Arme

Deiner zärtlichen Mutter

Natalie von Strahlenau.

Achtundfünfzigſter Brief.

Maria an Emilie.

Obgleich ich weiß, meine geliebte Emilie, daß ich mir wieder Vorwürfe von Dir zuziehen werde, will ich Dir dennoch Alles, Alles ehrlich beichten, was ich geſtern erlebt, gelitten und vielleicht auch — verfehlt habe. Ach, es iſt ein unendlicher Troſt, ein treues Herz zu beſitzen, dem man Freud und Leid, Furcht und Hoffnung vertrauen und deſſen Theilnahme man gewiß ſein darf.

Geſtern erwachte ich ungewöhnlich früh — es war ein unausſprechlich ſchöner, klarer, wolkenloſer Himmel.

Schnell verließ ich das Bett und die erſten Strahlen der heitern Morgenſonne fielen auch in mein Herz. Ein innerer Frieden und eine ſanfte Stille des Gemüths, wie ich ſie lange nicht empfunden, beglückten mich. Kindlich und kräftig war mein Gebet, und mit dem heiligſten Verſprechen, alle Stunden und Augenblicke des heutigen Tages dem Herrn zu weihen, trat ich froh und heiter mein Tagewerk an. Eine Reiſe, die der liebe Vater in die Oberamtsſtadt vorhatte, machte noch allerlei kleine Beſorgungen nöthig, da ich die Gelegenheit gerne benützte, Edwin mit friſcher Wäſche und einigem Obſt und ſonſtigen Bedürfniſſen, was ihm immer höchſt willkommen iſt, zu verſehen.

Als ich in's Wohnzimmer trat, war der liebe Vater und der Baron ſchon da, auf das Frühſtück wartend. Gegen ſeine Gewohnheit ſprach Strahlenau faſt nichts, las die Zeitung, rauchte eine Cigarre und ſah überhaupt etwas mißlaunig aus. Gleich nach dem Kaffe fuhr der liebe Vater ab und Strahlenau

brach ſogleich auch auf, was ich ſehr gerne ſah. Der Morgen und Mittag verſtrichen unter allerlei häuslichen Beſchäftigungen. Gegen Abend aber ſetzte ich mich mit Julchen in den Garten unter den ſchönen großen Apfelbaum, deſſen herrlichen Schatten man jetzt durch Eugens merkwürdige Gefälligkeit erſt recht genießen kann. Unlängſt nämlich ſtanden wir Abends noch auf dem leeren Raſenplatz unter dem Baum, den Mangel eines Sitzes beklagend. Der Vater verſprach, auf meinen Wunſch Bedacht zu nehmen und mir einen Weidenſtuhl aus der Stadt mitzubringen. Aber als wir den andern Morgen wieder dahin kamen, welche Ueberraſchung! Wie durch Zauberſchlag war ein niedliches Tiſchchen und Bänke aus der Erde hervorgerufen.

Den Zauberer zu errathen, koſtete kein ſonderliches Kopfzerbrechen; aber nur erſt Strahlenau's Diener geſtand ein, daß er und ſein Herr die ganze Nacht hindurch im Mondſcheine gezimmert hatten, um uns dieſe Ueberraſchung zu bereiten!

Seitdem ſchmeckt uns der Kaffe Morgens oder Mittags beſonders gut auf dieſem Plätzchen, auch halten wir öfters unſere Abendgeſellſchaften, wie wir's großartig heißen, da. Hier ſaß ich alſo mit Julchen und ließ ſie neben mir ihre Buchſtaben malen. Der göttliche Frieden des Morgens war noch nicht aus meiner Bruſt gewichen und ich fühlte mich ſo ruhig, ſo zufrieden.

Auf einmal ſah ich Hermann raſch durch den Garten vorſchreiten. Mein Herz pochte gewaltſam, doch ſuchte ich mich zu ſammeln, wie er jetzt uns erblickte und freundlich

grüßend mir nahte. Er wußte nichts von des Vaters Reiſe, ſonſt hätte er wohl nicht dieſen Tag zu ſeinem Beſuch gewählt, denn wir ſehen ihn oft fünf, ſechs, ja acht Tage nicht bei uns. Doch nahm er die Einladung an, ſich zu uns zu ſetzen, und wurde anfänglich das Geſpräch auch etwas langſam und trocken geführt, ſo wurden wir doch bald beredter, und ich weiß nicht, wie es zuging, immer unbefangener, heiterer, herzlicher folgte Rede auf Rede.

Julchen hatte das Schreiben aufgeſteckt und ſaß jetzt auf einem kleinen Schemel neben mir. In einer Anwandlung von Zärtlichkeit, wie ſie es öfters ankommt, legte ſie ihren Kopf auf meinen Arm und küßte mich auf die Hand. Hermann bemerkte es und ſagte lachend zu ihr: „Nicht wahr, Julchen, Schweſter Maria iſt doch gar nicht lieb?“ — Eifrig drehte ſie ihr Köpfchen gegen ihn, erwiedernd: „Nein, nein, ſie iſt es recht ſehr, oder glauben Sie es nicht?“ — „Gewiß, ich glaube es, welcher Menſch ſollte denn dies nicht glauben?“ gab er ihr, ein wenig erröthend, zur Antwort. — Ich winkte Julchen zu ſchweigen, ſie ließ ſich aber nicht ſtören und fuhr fort: „Mariechen, liebſt Du Hermann auch? O nicht wahr, Du thuſt es?“

Ob ich blaß oder roth wurde, weiß ich wirklich nicht zu ſagen, nur mit Mühe ſtotterte ich heraus: „Freilich, alle gute Menſchen ſollen einander lieb haben.“ Hermann ſah mich bewegt an, es ſchien mir, als hätte er naſſe Augen. Von da an wurde unſer Geſpräch ernſter, es berührte mehr wehmüthige Gegenſtände. Hermann erzählte mir von ſeiner freudeloſen Kindheit, noch ehe der Pfarrer ihn aufgenommen

und von ſeiner ſorgenvollen Jugend. Ich ſprach von der Mutter Tod und meinem Alleinſtehen. Dann rühmte er aber auch die Gnade Gottes, die ſo ſichtbar über ihm gewacht und ihn geleitet habe, und forderte mich dringend auf, auch in meinem Leben die dem natürlichen Auge ſich oft verbergende Gnadenzüge des Herrn aufzuſuchen und ihnen nachzugehen; denn, ſagte er, Beſſeres können wir ja nichts thun, als uns immer mehr der unausſprechlichen Liebe unſers Gottes zu verſichern. Liebe den Herrn über Alles! ruft er uns ſelbſt als das erſte Gebot zu, und wer ſollte es nicht erfüllen wollen, der einmal ſeine endloſe Liebe und Barmherzigkeit am eigenen Herzen erfahren hat? „Beklagen Sie ſich daher nicht, liebe Maria, über Ihr Alleinſtehen, fuhr er fort, Sie ſind dadurch Gott um ſo näher. Hätten Sie noch Ihre Mutter, ſo würde es Ihnen freilich Wohlthat ſein, Ihre Zuflucht in allen Fällen zu dieſer zu nehmen, allein Gott hat Ihnen offenbar dieſe menſchliche Stütze genommen, daß Sie ſich unmittelbar an ihn anſchließen ſollen. Beachten Sie dieſen Wink und halten Sie es für die höchſte Ehre, daß der große Gott Ihr Freund ſein will.“

Ach, Emilie, was iſt Hermann für ein trefflicher Menſch! Wie ſoll ich Dir beſchreiben, wie mir war, als er ſo mit mir ſprach, ſo warm, ſo fromm, ſo liebevoll! Seine Worte drangen in mein Herz und erweckten eine Begeiſterung in mir, in der es mir leicht ſchien, allen irdiſchen Wünſchen um Gotteswillen zu entſagen. Ich äußerte etwas der Art. Hermann ergriff meine Hand, drückte ſie gerührt, ſprach aber kein Wort. Wir waren Beide äußerſt bewegt.

Julchen, die, den Kopf auf meinem Schoß ruhend,

während unſers Geſprächs eingeſchlafen war, erwachte jetzt und bat um ihr Abendbrod. Ich ſtand auf, um uns Allen eine Erfriſchung zu holen. Als ich eben wieder in den Garten zurückeilen wollte, kam Gabriele! Ich erſchrack ein wenig, warum ſoll ich's läugnen? doch führte ich ſie natürlich ſogleich unſern Sitzen zu. Sie ſchien angenehm überraſcht, ihren Jugendfreund hier zu treffen, der ſich ihr mit ſeiner gewöhnlichen Freundlichkeit näherte.

Es wurde nun viel über Wohlthätigkeit geſprochen und am Ende gar, halb im Scherz, halb im Ernſt, Plane entworfen zu einem regelmäßigen Verein, wozu wir uns um Mitglieder und Beiträge aus der Nachbarſchaft bewerben ſollten und der wöchentlich ſich einen Nachmittag entweder bei uns oder auf der Pfarre verſammeln könnte. Die weiblichen Mitglieder ſollten dann durch Verfertigen von Kleidungsſtücken, die männlichen durch Uebernahme der Verrechnung, Correſpondenz u. ſ. w. ihre Theilnahme an dem Unternehmen bethätigen.

Strahlenau, der jetzt auch vom Forſt kam, wollte ſich halb todt lachen, als er hörte, was hier ausgeheckt werde und bat nur ihn aus dem Spiel zu laſſen, weil er nun einmal durchaus nicht zu ſo edler Beſchäftigung tauge; er rathe auch Hermann, dies nur den Damen zu überlaſſen, da er ſchon ſehr oft von barmherzigen Schweſtern, nie aber noch von barmherzigen Brüdern gehört habe u. ſ. w. Solche Frivolitäten konnten Gabrielen's Ohren nicht ertragen und mit lächerlichem Eifer ſuchte ſie ſeine weltlichen Anſichten zu bekämpfen. Das war natürlich Oel in's Feuer gegoſſen und

beide Theile wären ſcharf hinter einander gerathen, hätten nicht Hermann und ich beſtmöglichſt zu mitteln geſucht. Eugen hatte endlich des Streites ſatt und verließ uns unter dem Vorwand, noch einen Brief nach Haus ſchreiben zu müſſen. Gabriele konnte, nachdem er weg war, ſich nicht enthalten, ihren Unwillen über ſo ſträflichen Leichtſinn auszuſprechen. Vielleicht etwas allzu warm nahm ich Eugen's Partie, weil mich auch wirklich ihre Engherzigkeit, die Scherz und Ernſt gar nicht von einander zu trennen weiß, ärgerte. Hermann ſchwieg faſt ganz; das verdroß mich, es war mir ein Beweis, wie viel ihm Gabrielen's Worte galten. Endlich nahm ſie Abſchied. Am liebſten hätte ich jetzt ganz allein ſein mögen, ſtatt deſſen kehrte Eugen zurück, und da Hermann in ſeinem Schweigen beharrte, ſo bemühte ich mich, unbekümmert um ihn, mich ſcherzend mit Eugen zu unterhalten, aber mein Herz weinte, während mein Mund lachte. Hermann's Stimmung ſchien durch unſere munteren Geſpräche ſich eben nicht zu verbeſſern und ich war ſehr froh, als der Pfarrer und ſpäter auch der Vater ankam, um mich entfernen und dieſer Pein los werden zu können.

Nachdem ich nach der Küche geſehen und Julchen zu Bett gebracht hatte, trennte ſich die Geſellſchaft. Hermann reichte mir beim Abſchied die Hand, was er ſonſt nicht thut, aber ſein Blick war traurig! Ach, Emilie, ich will nicht behaupten, daß er Gabriele liebt, aber gewiß iſt, daß er fühlt, ich ſei das Mädchen nicht, das ihn glücklich machen könne.

Lebe wohl, meine Geliebte! Schreibe bald

Deiner armen Maria.

Neunundfünfzigſter Brief.

Hermann Jäger an Julius Lindtheim.

Mein theurer Julius!

Seit drei Tagen bin ich hier in Hartſtern, nicht um ſchon hier zu bleiben, ſondern nur, um nach genauer Einſicht der Sache meine beſtimmte Erklärung geben zu können.

Dein letzter ſo theilnehmender Brief macht es mir nicht nur zur Pflicht, ſondern auch zum Bedürfniß, Dir, dem treuen Jugendfreunde, mein ganzes Herz aufzuſchließen.

Wenn dies nicht ſchon früher geſchehen iſt, ſo darfſt Du darin weniger einen Mangel an Freundſchaft erblicken, als eine gewiſſe Scheu, von Dingen zu ſprechen, die ihrer ganzen Natur nach ſo zart ſind und deren Berührung mir leider nur Schmerzen verurſachen kann. O wäre ich ein glücklicher und beglückender Liebhaber geweſen, ich hätte Dir's längſt mit Jubel zugerufen, denn der Freund freut ſich ja, wenn er des Bräutigams Stimme hört; aber ſo ſollte es leider nicht kommen!

Du haſt Maria geſehen, lieber Julius, Du biſt von ihrer Liebenswürdigkeit auf den erſten Anblick hingeriſſen worden, ohne vorher von ihr gehört, ohne ihre vorzüglichen Eigenſchaften näher gekannt zu haben. Nun kannſt Du gewiß begreifen, um wie viel günſtiger ihr liebliches Bild mir entgegen treten mußte, da ich ſchon, ehe ich ſie ſah, ſo viel Vortreffliches von ihr durch die Schilderungen meines lieben Pflegevaters wußte. Ja ſie war mir eigentlich ſchon eine ſehr bekannte liebe Freundin und ſelbſt ihr Aeußeres glich auffallend dem

Bild, das meine Phantaſie mir von ihr entworfen hatte. Daß von einer Verbindung zwiſchen ihr und mir ſchon zwiſchen den Vätern die Rede geweſen war, ahnete mir damals nicht; mein Vater hatte dies weislich verſchwiegen. Auch Maria muß es bei unſerm erſten Zuſammentreffen noch nicht gewußt haben, denn ſie war die Unbefangenheit ſelber und wie liebenswürdig in dieſer kindlichen Harmloſigkeit! Dies aber blieb nicht lange ſo.

Hielt mich anfänglich nur meine natürliche Schüchternheit etwas entfernter von Maria, als mir ſelber lieb war, ſo mußte ich bald an ihr etwas Erzwungenes, Unnatürliches, ein abſichtliches Zurückziehen bemerken. Ohne Zweifel war ihr Etwas von dem Plan der Väter verrathen worden und nun wollte ſie mir zeigen, wie wenig ſie für ihre Perſon damit einverſtanden ſei. Ihr Betragen blieb ſich indeſſen nicht gleich: oft war ſie wieder zutraulicher, herzlicher, und wie iſt ſie dann ſo unwiderſtehlich! aber, als fiele es ihr auf einmal ein, zog ſie ſich plötzlich wieder in ſich ſelbſt zurück oder wandte ſich im Geſpräch ausſchließend an Strahlenau. Sobald mich mein Pflegevater mit ſeinen und Werner's Wünſchen bekannt machte, war mir dieſer Wechſel in Maria's Benehmen vollkommen erklärt. Ohne mich weder zu lieben noch zu haſſen, würde ſie doch ſchon um meines Pflegevaters willen einige Freundſchaft gegen mich empfunden und mir gezeigt haben, wäre ſie nicht immer in der Angſt, ich möchte jede Aeußerung derſelben mißverſtehen und mich von ihr für geliebt halten und darauf Hoffnungen bauen, die zu erfüllen ihr bloß kindlicher Gehorſam als ſchwere Pflicht auferlegen könnte.

So tief nun dieſe Bemerkung auch mein Herz, das immer mehr mit Liebe und Achtung gegen das herrliche Mädchen erfüllt ward, verwundete, ſo hätte ich es doch für eine Art von Grauſamkeit gehalten, ſie mit einer Neigung zu quälen, die ihr Pein machen mußte. Ich zog mich alſo ebenfalls zurück und vermied, ſo gut ich konnte, jeden Schein eines lebhafteren Gefühls. Auch bat ich meinen Pflegevater, vorerſt Alles ruhen zu laſſen, zu was er ſich, wiewohl ungern, endlich verſtand.

Was denn aber, wenigſtens für mich, der Sache noch eine entſchiedenere Wendung gab, war Strahlenau's Dazwiſchentreten. Dieſer war vom erſten Augenblick an über die Maßen entzückt von Maria, allein redlich zu geſtehen, beachtete ich dies nicht viel: kamen wir doch in ganz Frankreich, eben ſo in Wien, in Brünn, in Ollmütz, kurz wo wir zuſammen lebten, ſelten aus einer Geſellſchaft, aus einer Oper, von einem Spaziergang, ohne daß er mit Begeiſterung von einer himmliſchen Brünette oder einer göttlichen Blondine geſprochen und dieſe acht, wenn's hoch kam vierzehn Tage zu ſeinem angebeteten Idole gemacht hätte. Ich glaubte deßwegen auch, dieſer Eindruck, nur auf der Oberfläche ſeines jugendlich bewegten Herzens ruhend, werde gleich den andern bald wieder verſchwinden und einem andern, eben ſo flüchtigen Platz machen. Allein hierin irrte ich mich. Sei es nun, daß ſelbſt in Maria's äußerer Schönheit ein geiſtiger Zauber liegt, der auch den flüchtigſten Schmetterling, ſo fern er kein verdorbener Menſch iſt, ernſthafter und dauernder feſſelt, ſei es die Einförmigkeit unſers hieſigen Lebens, die allerdings

einen großen Wechſel der Gegenſtände von ſelbſt verbietet, oder beides zuſammen, kurz Strahlenau's erſtes Entzücken verſchwand nur, um ſich in eine ernſte, heftige Leidenſchaft umzuwandeln, die jetzt nicht mehr auf der Oberfläche, ſondern wirklich im Grund des Herzens ihren Sitz genommen hat und die ſo tief geht, als dies überhaupt bei Strahlenau's leicht veränderlicher, ſanguiniſcher Gemüthsart möglich iſt. Eugen iſt ein höchſt angenehmer lieber Menſch, die Gutmüthigkeit und Gefälligkeit ſelber. Dabei hat er viel Verſtand, einen offenen Sinn für Alles, was ihn umgiebt, iſt ſtets heiter, witzig und unterhaltend, und was ihm etwa an Gründlichkeit geiſtig und gemüthlich abgehen mag, das erſetzt er durch tauſend angenehme Eigenſchaften, durch die er ſeinen Umgebungen das Leben leicht und froh zu machen weiß. Ob eine ſolche Natur auch in den ernſten Tagen des Leidens oder des Alters probehaltig erfunden werden möchte, ob überhaupt die ganze Beſtimmung des Menſchen hienieden ſo ſpielend erreicht werden kann, wage ich nicht zu entſcheiden. Genug, für jetzt iſt Strahlenau ſehr liebenswürdig. Nun denke Dir noch dazu ſein eifriges Beſtreben, Maria zu gefallen — iſt's da ein Wunder, wenn er ſeinen Zweck erreicht? Er geht hiebei, wie überhaupt in Allem, nicht planmäßig zu Werke, ſondern überläßt ſich eben ohne Nachdenken dem Zufall und ſeinen angenehmen Empfindungen. So war auch ſein Umzug von der Pfarre in's Werner'ſche Haus nicht mit berechneter Ueberlegtheit geſchehen, ſondern weil es ihm eben begreiflich höchſt bequem und erwünſcht erſchien, auf dieſe Art in Maria's Nähe zu kommen. Ich aber erſchrack darüber. Nicht für mich — ich wußte ja leider ſchon,

daß mein Herz Nichts von Maria zu hoffen hatte — aber für ihn ſelbſt und am meiſten für Maria. Eugen iſt der einzige Sohn und Erbe des Strahlenau'ſchen Hauſes. Die Baronin, ſeine Mutter, iſt, wie ich Dir ſchon öfters ſagte, eine ſehr edle und wirklich über niedrige Vorurtheile ihres Standes erhabene Dame, aber dennoch, dachte ich mir, werde ſie, und nach meiner Anſicht mit Recht, eine ſo ungleiche Verbindung ihres Sohnes nie billigen. Wenn aber Strahlenau im Haus wohnt, Maria täglich ſieht, ſeine Leidenſchaft ſich verſtärkt, endlich auch ſie ihn liebt, was ſoll's werden, wenn die Baronin ihre Einwilligung zu einer Heirath verſagt? Ueberdies, denkt nun auch Eugen ſo weit, iſt es ihm ſelbſt recht ernſt und geht ſeine Neigung ſo tief als nöthig wäre, um alle Opfer zu bringen, die ſie möglicher Weiſe fordern könnte? Und wenn das nicht, wie ſoll es Maria ergehen, ihr, für die jetzt nicht nur die Liebe, ſondern nun auch das Mitleid ſo laut in meinem Herzen ſprach? Ich warnte Strahlenau; er verlachte mich. Ich gab dem Juſtizrath einen leiſen Wink; er beachtete ihn nicht. Mein guter Pflegevater aber verſtand mich vollends gar nicht und mochte wohl nur gemeine Eiferſucht dahinter ſuchen. So zog Eugen ein, und was ich voraus ſah, geſchah; ſeine Leidenſchaft ſtieg. Wie weit ſie von Maria erwiedert wurde, weiß ich nicht, daß ſie aber nicht unempfindlich gegen die ausſchließende Aufmerkſamkeit, die er ihr widmet, bleiben konnte, iſt ja natürlich. Mich hat er bisher aus Furcht meiner Mißbilligung nicht zum Vertrauten gewählt. So, lieber Julius, ſtanden die Sachen, als ich Deinen letzten Brief erhielt, nach welchem Dir die Fama die Geheimniſſe unſers

ſtillen Grünthals, wie gewöhnlich mit einiger Uebertreibung, zugeführt hat.

Ich läugne es nicht, dieſer Brief hat mich auf's Tiefſte ergriffen und daniedergeſchlagen. Tauſend Mal hatte ich es mir ja ſchon ſelbſt geſagt, daß ich keine Hoffnung auf Maria's Beſitz habe, aber eine ſchmerzliche Wahrheit, wenn wir uns innerlich auch noch ſo ſehr davon überzeugt halten, wird uns doch erſt recht wahr und bitter, wenn wir ſie durch einen dritten Mund ausgeſprochen hören, und dann erſt erfahren wir, wie im hinterſten Hintergrund unſers Herzens eben doch immer noch ein Schatten von Hoffnung zurückblieb und daß dieſer geheime Troſt es war, was wir, uns ſelbſt täuſchend, für Ruhe und Ergebung anſahen. Als ich es ſo ſchwarz auf weiß, als ein Stadt= und Landgeſpräch ſah — ach, da fühlte ich erſt, wie ſehr ich Maria geliebt hatte!

Lange konnte ich zu keinem Entſchluß kommen, was jetzt zu thun ſei. Einmal wollte ich das Werner'ſche Haus ganz meiden, dann überlegte ich, daß das um Maria's Vater willen, der jederzeit ſo ſehr freundlich gegen mich geweſen war, nicht anginge. Nach vielem Hin= und Herſchwanken kam ich zu dem raſchen Entſchluß, gleich heute hinzugehen und mit meinen eigenen Augen genau zu prüfen, ob die öffentliche Meinung Recht habe.

Mit unruhigerm Herzen als je nahte ich mich dem Werner'ſchen Hauſe, innerlich mit der Bitte zu Gott, mir doch irgend eine beſtimmte Entſcheidung zu geben.

Das Dienſtmädchen ſagte mir bei meinem Eintritt: ihr Herr ſei verreist, aber Fräulein Maria ſitze mit Julchen im

Garten. Sollte ich wieder umkehren? Nein! ich ging raſch dem Garten zu. Ach, Julius, male Dir ihr liebliches Bild unter einem großen Apfelbaum ſitzend, wie ſie das kleine blonde Lockenköpfchen, das liebe Julchen, im Schreiben unterrichtet! Du kennſt ja die wunderbare Miſchung ihrer lieblichen Züge voll Milde und Kraft, voll Freundlichkeit und Ernſt. O, wo iſt eine zweite Maria! Als ſie mich gewahr wurde, ſchien ſie ein wenig zu erſchrecken, doch bot ſie mir auf die anmuthigſte Weiſe ſogleich einen Sitz neben ſich an. Anfänglich wollte ſich mir kein Wort von der Zunge löſen und auch ſie ſchien befangen, bald aber vergaß ich, in welcher Abſicht ich gekommen war; ich vergaß Vergangenheit, ich vergaß Zukunft, ich genoß nur die Gegenwart.

So unbefangen heiter, ſo herzlich froh und vergnügt hatte ich Maria noch nie, ſelbſt das erſte Mal nicht geſehen. Voll Neid betrachtete ich das kleine Julchen, die der geliebten Schweſter nach Herzensluſt ſchmeicheln durfte und unüberlegt richtete ich eine Frage an das Kind, die die unglückliche Folge hatte, daß Julchen in ihrer Unſchuld ein Examen anſtellte: ob ich ihre Maria liebe und ob Maria mich auch lieb habe? Natürlich war die arme Maria in großer Noth und Verlegenheit, aber gewiß, Julius, wüßte ich nicht ſo beſtimmt, daß ich nicht von ihr geliebt werde, ich hätte es in dieſem Augenblick glauben können. In ihrem Blick, in ihrem ganzen Weſen lag Etwas, das ausſah wie Liebe, doch glücklicher Weiſe ließ ich mich nicht dadurch täuſchen. Wie bald mußte ich das Gegentheil erfahren! Die vorlaute Frage Julchens wurde von Maria natürlich ſo allgemein als möglich beant-

wortet, aber die Herzen waren jetzt einmal offen. Ich durfte in ihre edle Seele ſchauen — ach, und welch einen Schatz von innerm Reichthum entdeckte ich da, und welch ein weiches, für guten Samen empfängliches Feld! O Strahlenau, wirſt Du dieſes Herz erkennen, wirſt Du dieſe edlen Keime zur Reife bringen? Doch wie thöricht bin ich — das iſt keines Menſchen, das iſt Gottes Sache, und dieſe ſchöne Seele ſteht in ſeiner Hand!

Wir theilten uns unſere Jugenderinnerungen mit. Das Andenken an den Tod ihrer unvergeßlichen Mutter hatte ſie ſehr weich geſtimmt, ſie fühlte ihre verwaiste Lage ſchmerzlich. Ihre Thränen floßen. Ich nahm ihre Hand, aber es war nicht mehr die Hand der Geliebten; unſere Herzen waren da angekommen, wo ſich uns die Gefühle verklären und die irdiſchen Wünſche ſchweigen. Es war eine ſelige Minute. Da erwachte Julchen, die unter unſern Geſprächen eingeſchlafen war, und verlangte zu eſſen. Maria ſtund auf und ging in's Haus. Unmöglich, mein Julius, kann ich Dir beſchreiben, was ich empfand, ſo lange Maria weg war. Ihr ganzes Weſen war heute ſo ganz verändert, ſo herzlich, innig, möchte ich ſagen — nein, nein, es iſt nicht möglich, ſie kann Strahlenau's Braut nicht ſein, nicht ſeine Geliebte! Und, laß mich's Dir bekennen, meine Hoffnungen ſtiegen auf einmal wieder ſo hoch, daß ich, thöricht genug, dachte: ach, vielleicht ſchon in einer Stunde biſt Du der Glücklichſte unter den Menſchen. Mit banger Sehnſucht erwartete ich die Holde zurück. Sie kam — aber nicht allein! Gabriele mit ihr! — Das iſt ein Wink der Verneinung! ſo klang's

in meinem Herzen, und dieſe Stimme hat mich nicht betrogen! Ich ſuchte mich zu faſſen, und da auch Gabriele heute belebter als ſonſt war, entſpann ſich bald ein munteres Geſpräch. Lebhaft ergriff Maria den Gedanken einer ausgebreiteten Wohlthätigkeit — o ihr Herz iſt für jeden guten Eindruck offen! Aber als eben Plane hiezu entworfen wurden, kam Strahlenau und überfluthete und verlöſchte mit ſeinen wäſſerigen Witzen alles Feuer der Begeiſterung.

Böſe meint er es zwar nicht, denn er iſt der Erſte, der gerne giebt, nur thut er Dies, wie jedes Andere, gedanken- und grundſatzlos. Gabriele, die Alles ihren engen Formen anpaſſen will, unternahm es, ſich mit dem Spötter in einen nutzloſen Kampf einzulaſſen. Als er aber weg war und ſie noch einige Angriffe auf ihn machte, da hätteſt Du hören ſollen, wie warm ihn Maria vertheidigte, wie erfinderiſch ſie war, Alles zu ſeinem Beſten zu kehren, wie verſtimmt, faſt bitter ſie Gabrielen's Tadel machte! Blind hätte ich ſein müſſen, hätte ich mir nicht eingeſtehen wollen: ſo vertheidigt man keine uns gleichgültige Perſon. Schon fingen meine Hoffnungen bedeutend an zu ſinken, aber als Gabriele fort war und Eugen wieder zu uns zurückkehrte und ich bemerken mußte, wie ſie jetzt nur noch Ohr und Aug' für ihn hatte, wie ſie ihm gleichſam das ihm angethane Unrecht durch doppelte Freundlichkeit vergüten wollte, wie ſie mit ihm lachte, mit ihm ſcherzte, ſie, die noch vor einer Stunde in frommen und heiligen Gefühlen ganz aufgelöst zu ſein ſchien — da floh der ganze Reſt meiner Hoffnungen, und als ich ſchied, hatte ich ihr mit dem letzten Händedruck ſchmerzlich Lebewohl ge-

ſagt auf immer! O Julius! begreiflich brannte jetzt der Boden unter meinen Füßen in Grünthal, und erwünſcht kam mir daher die Einladung Herrn von Hartſtern's, einige Tage bei ihm zu verweilen, um, falls mir die Uebernahme ſeines Guts gefalle, die Bedingungen feſtzuſtellen.

Wie es in mir ausſieht, kann ich Dir nicht ſagen, aber mein Herr und Gott wird mir wieder zum Frieden helfen, an ihn halte ich mich — er, der Wunden ſchlägt, heilt auch wieder!

Leb' wohl, mein Julius!

Dein Hermann.

Sechzigſter Brief.

Frau Baronin von Strahlenau an Hermann Jäger.

Verehrter Freund!

Sie haben unſerm Haus ſchon zu viele Beweiſe echter Freundſchaft gegeben, ich bin zu ſehr gewohnt, Sie als ein Glied unſerer Familie, als zweiten Sohn zu betrachten, als daß ich einen Augenblick anſtehen könnte, in einer meinem mütterlichen Herzen ſehr nahe liegenden Sache abermals Ihren Rath, je nach Umſtänden Ihre Hilfe mir zu erbitten.

Sie wiſſen, es koſtete mich einige Ueberwindung, meinen einzigen Sohn zu einer Zeit von mir ſcheiden zu ſehen, in welcher, durch die Verheirathung meiner ältern Tochter, der ohnehin kleine Familienkreis eine ſo auffallende Lücke erlitt. Den unmittelbaren Gewinn dieſer Reiſe konnte ich um ſo weniger einſehen, als Eugen, eben dadurch, daß er der einzige Sohn iſt, mit der Zeit durch die Beaufſichtigung

und Verwaltung ſeiner Erbgüter Beſchäftigung genug finden wird und ihm daher die Studien, die er mit ſo vielem Eifer in der Forſtwiſſenſchaft treibt, ziemlich nutzlos ſein dürften.

Allein gewaltſam zurückhalten wollte ich ihn darum beſonders nicht, weil ich mir von dem längern Umgang mit Ihnen, mein verehrter Freund, einen weſentlichen Gewinn für ſein Herz verſprach. Ich bin auch heute noch feſt überzeugt, daß Ihre und Ihres lieben Pflegevaters Geſellſchaft vom günſtigſten Einfluß auf ihn war und noch mehr hätte werden können, wenn er ſich nicht ſelbſt muthwillig deſſelben entzogen und ſich von Ihnen getrennt hätte. Höchſt ungern ſah ich daher auch aus dieſem Grunde die Veränderung ſeiner Wohnung. Meine Warnung aber kam zu ſpät und wäre wahrſcheinlich ſo wenig als die Ihrige beachtet worden, denn daß Sie ihn von dieſem übereilten Schritt, wahrſcheinlich aus denſelben Gründen, abhalten wollten, geſteht er in einem Brief an ſeine Schweſter ſelber ein. Nun iſt es eben geſchehen und es ſind alle die Folgen eingetreten, die wir befürchteten. Bei dem leicht beweglichen Naturell meines Sohnes, das ſo ſchnell Eindrücke aufnimmt, ohne ſie feſtzuhalten, könnte es vielleicht unnöthig, ja lächerlich erſcheinen, daß ich mir ſo ernſtliche Sorge über eine Neigung mache, die, ſchnell entſtanden, auch eben ſo ſchnell vorübergehen wird.

Allein hier ſcheint mir die Sache doch anders zu ſein. Aus Dem, wie Eugen das Mädchen ſelbſt, ſo wie die Art des Eindrucks, den ſie auf ihn gemacht hat, beſchreibt, iſt deutlich zu entnehmen, daß es ſich hier nicht bloß um ein leichtes, nur in der Phantaſie haftendes Gefallen handelt,

ſondern daß dieſe Neigung wirklich Eugen's ganzes Gemüth mit einer Macht ergriffen und durchdrungen hat, die er ſich vielleicht ſelbſt noch nicht eingeſtändig iſt, die aber dem aufmerkſamen Auge der beſorgten Mutter nicht entgehen konnte.

Noch habe ich von dem angebeteten Gegenſtand ſeiner Liebe nicht einmal den Familiennamen gehört; ich weiß bloß, daß das Mädchen Maria heißt und ihr Vater Juſtizrath war. Daß mein Sohn ausdrücklich von dieſem ſchreibt, er ſei ein genauer Freund Ihres lieben Pflegevaters, iſt das vollgültigſte Lob, das er ihm ertheilen kann, aber daß mich die überaus vortheilhaften Schilderungen von dem Mädchen nicht zufriedenſtellen können, iſt natürlich, weil der Liebhaber ſelbſt hier begreiflich ſo viel als kein Urtheil hat. Meine hauptſächlichſte Bitte geht daher nun an Sie, mein lieber, verehrter Freund, mir eine genaue Beſchreibung der Familie, der Verhältniſſe und vor Allem des Mädchens zu geben, und mir überhaupt Ihre Anſicht über die ganze Sache mitzutheilen und auf welche Art es am räthlichſten wäre, ihr wo möglich noch eine andere Wendung zu geben.

Sie werden mich, verehrter Freund, nicht verkennen, wenn ich Ihnen offen eingeſtehe, daß mir der Gedanke an eine ernſte Verbindung des Mädchens mit meinem Sohne, ſo vorzüglich ſie auch ſein mag, ſehr unerwünſcht iſt. Ich erinnere mich ſogar aus früheren Aeußerungen von Ihnen, daß Sie in ſo fern meine Anſicht theilten, als Sie ſelbſt eheliche Verbindungen für unpaſſend hielten, bei welchen Uebereinſtimmung auch der äußeren Verhältniſſe fehle.

Was aber in unſerer Familie noch eine beſondere Berückſichtigung verdient, iſt eine teſtamentliche Verordnung meiner ſeligen Mutter, nach welcher ihre bedeutenden Güter, die weit über die Hälfte von Eugens elterlichem Vermögen betragen, nur einem männlichen Nachkommen der Familie zufallen, wenn dieſer keine ſogenannte Mißheirath geſchloſſen hat. Mein Sohn, der der natürliche Erbe ſeiner Großmutter iſt, würde alſo durch dieſe Heirath ein Opfer bringen müſſen, das ihn, beſonders bei ſeiner Veränderlichkeit, wohl einmal ſchwer reuen könnte, was denn das Unglück beider Theile nach ſich ziehen würde.

Jetzt, mein verehrter Freund, rathen Sie mir, wie Freundſchaft und Gewiſſen mir zu rathen Ihnen eingiebt und ſeien Sie der tiefſten Verſchwiegenheit ſo wie der innigſten Dankbarkeit im Voraus überzeugt von

Ihrer Sie hochſchätzenden Freundin

Natalie von Strahlenau.

Einundſechzigſter Brief.

Die Tante Eliſe an Maria.

Mein geliebtes Kind!

Wie weh thut es meinem Herzen, daß ich Dich nicht glücklich, nicht zufrieden ſehe. In Deinem Alter geht man ja gewöhnlich auf lauter Roſen und ſieht in der Ferne nur goldene Berge!

Mir ſcheint es immer, Du nimmſt das Leben nicht einfach und kindlich genug aus der Hand Gottes. Du willſt ſelbſt zu viel künſteln und beſſern und verwirrſt Dich dadurch

in ein Labyrinth, das Dir Ruhe und Frieden raubt. Nimm doch einen Tag um den andern und ſorge nicht ſo ängſtlich für morgen und übermorgen. Behalte den lieben Gott zu Deinem innigſten liebſten Freunde, erzähle ihm alle Abende genau, was Du gehört, gethan, geſprochen und gedacht haſt, ſo wird Dir jede andere Freundſchaft weniger nöthig und weniger gefährlich werden.

Daß ſich Herr von Strahlenau immer feſter in eurem Hauſe einniſtet, iſt mir ganz unerwünſcht und ich bitte Dich wiederholt, ſo viel als möglich meinen Rath zu befolgen und Dich vor ſeiner einſchmeichelnden Liebenswürdigkeit zu hüten.

Um Dich aber ein wenig aufzuheitern, will ich Deinen lieben Vater dringend erſuchen, Dich mit Julchen auf einige Wochen hieher zu mir reiſen zu laſſen. Lene iſt ja jetzt ſchon ſo eingeſchult, daß ſie einige Zeit allein Haus und Garten beſorgen kann, und Dir wird es wohlthätig ſein, das Haushaltungsjoch eine Zeit lang abſchütteln zu dürfen. Vielleicht könnteſt Du Deinen Aufenthalt zu irgend einem Unterricht benützen; es macht mir immer Sorge, daß Deine eigene Ausbildung unter den vielen Hausgeſchäften Noth leiden möchte. Sprich mit dem lieben Vater darüber. Mir ſollet ihr zu jeder Zeit äußerſt willkommene Gäſte ſein, und gewiß, eine ſolche Veränderung wäre für Dich in mancher Beziehung vortheilhaft.

Der angenehmen Erfüllung meines Wunſches entgegenſehend bin ich

Deine treue Tante

Eliſe.

Zweiundſechzigſter Brief.

Hermann an Frau Baronin von Strahlenau.

Hochwohlgeborne, gnädige Frau!

So unendlich ſchätzbar mir auf der einen Seite der Beweis Ihres gütigen Vertrauens iſt, indem Sie mir geſtatten, mich in die Herzensangelegenheit Ihres lieben Sohnes einzumiſchen, eben ſo iſt es auf der andern Seite eine höchſt ſchwierige Aufgabe für mich, irgend einen Rath zu ertheilen bei einer Sache, die mir ihrer innern Natur nach bisher durchaus fremd geblieben iſt. Eugen hat von Anfang an bis heute noch nie mit einer Silbe gegen mich ſeiner Liebe gedacht. Daß dieſes Stillſchweigen über einen Punkt, der ihm begreiflich von der größten Wichtigkeit ſein muß, uns in der letzten Zeit ein wenig von einander entfernt hat, iſt um ſo viel natürlicher, als ich Ihren lieben Sohn ſeit ſeines Wegzuges aus dem Pfarrhauſe auch oft in mehreren Tagen nicht ſehe.

Indeſſen will ich wenigſtens verſuchen, Ihnen, gnädige Frau, die Perſonen und äußeren Verhältniſſe, ſo gut ich's vermag, zu ſchildern.

Der Vater des Mädchens, Juſtizrath Werner, iſt ein durchaus braver rechtlicher Mann, der früher dem Staat treu, redlich und mit Einſicht ſeine Dienſte widmete. Als ihn aber vor einigen Jahren das Unglück traf, eine ſehr liebenswürdige Gattin nach kurzer Krankheit durch den Tod zu verlieren und er auch in ſeiner amtlichen Stellung ſeine Bemühungen, gegen Ungerechtigkeiten anzukämpfen, durch Cabalen Höhergeſtellter vereitelt ſehen mußte, beſchloß er,

ſich aus dem Staatsdienſt zurückzuziehen und in ländlicher Stille den Wiſſenſchaften und ſeiner Familie zu leben. Sein Vermögen, nicht gerade ſehr groß, iſt doch hinreichend, ihm dies zu geſtatten.

Seit vielen Jahren ein inniger Freund meines Pflegevaters, konnte für beide nichts erwünſchter ſein, als daß gerade um dieſe Zeit in Grünthal ein kleines Haus nebſt Garten feil ſtand, das ganz den Bedürfniſſen des Juſtizraths entſprach. Es wurde dann auch ſogleich von dieſem erkauft und ſo wohnt er denn mit ſeinen Kindern jetzt bald ein Jahr hier. Werner iſt nicht nur ein durchaus rechtſchaffener, ſondern auch ein ſehr kenntnißreicher und gebildeter Mann. Nur iſt es Schade, daß er, etwas wortkarg und verſchloſſen, erſt ein wenig bearbeitet werden muß, wenn er für Andere recht genießbar werden ſoll. Eugen verſteht dies ganz vortrefflich; überhaupt war es vom erſten Augenblick an unverkennbar, daß Ihr lieber Sohn eine ganz beſondere Gewalt über den ſonſt ſo ernſten Mann auszuüben verſtand. Mein Pflegevater, der Werner ſchon in ſeiner frühen Jugend kannte, verſichert, daß er ein äußerſt offener, heiterer, gemüthlicher Jüngling geweſen ſei, und nur erſt durch ein unglückliches Liebesverhältniß, noch als Student, bei welchem er eine arge Täuſchung zu erfahren gehabt, habe ſich dieſes verſchloſſene, oft faſt ſaure Weſen bei ihm angeſetzt, das ſich zwar öfters in einer empfindlichen und reizbaren Stimmung kund giebt, die aber alsbald wieder von ſeiner Herzensgüte, überhaupt von ſeinem beſſern Ich verjagt wird.

Niemand weiß dieſen finſtern Geiſt ſo gut zu bannen, als ſeine vortreffliche Tochter Maria, ein Mädchen voll Geiſt und Gemüth und die ſich's eigentlich ganz zur Lebensaufgabe macht, des geliebten Vaters Tage zu erheitern und ihn vor jedem unangenehmen Eindruck, wo es nur immer möglich iſt, zu ſchützen. Ja, gnädige Frau, von Maria hat Ihnen Eugen nicht zu viel geſagt, mag er ſie auch noch ſo ſehr gerühmt haben. Dieſes junge Mädchen, noch nicht 18 Jahre alt, leiſtet unglaublich viel, aber nicht w a s ſie leiſtet, ſondern w i e das Alles geſchieht, verdient Bewunderung. Sie iſt nicht nur der Schutzengel ihres Vaters und ſeine treue Pflegerin in geſunden und kranken Tagen, ſie iſt auch die treffliche Erzieherin ihrer beiden jüngeren Geſchwiſter, wie ſie die beſonnene und weiſe Regiererin und Führerin des ganzen höchſt ordnungsvollen Hausweſens iſt. Nirgends hört man widerlich die Räder knarren und krachen, welche die ganze Maſchinerie in Ordnung erhalten, Alles geht in Ruhe und Stille mit Freundlichkeit von Statten. Die Liebe, die ihr Gemüth erfüllt, lächelt aus ihrem ſchönen Auge, nie dürfen ihre Freunde ihre vielſeitige Geſchäftigkeit büßen, immer bleibt ihr noch Zeit für ſie und nie bemerkt man die ſtörende Zerſtreutheit an Maria, die an viel beſchäftigten Hausfrauen oft ſo unangenehm auffällt.

Ihr ſchönes Aeußere iſt ein getreuer Spiegel ihrer ſchönen Seele. Keine junoniſche Geſtalt, keine regelmäßige Schönheit blendet das Auge. Aber ein vollkommenes Ebenmaß der einzelnen Theile und eine ſeltene Miſchung edlen

Ernſtes mit jugendlicher Lieblichkeit und Anmuth im Ausdruck des Ganzen ſtellen ein Bild dar, auf dem nicht nur das äußere Auge mit Wohlgefallen ruht, ſondern bei welchem ſo zu ſagen auch die Seele Befriedigung findet.

Daß ein ſolches Mädchen für das nur allzu rege Gefühl Ihres lieben Sohnes gefährlich werden mußte, war natürlich. Wäre aber Maria nur ſchön und reizend geweſen, ſo hätte das Beiſammenwohnen, das tägliche, zwangloſe Sehen in verſchiedenen Lagen und Stimmungen eher eine Abkühlung des erſten Feuers der Leidenſchaft hoffen laſſen; allein da ich wußte, daß Maria's ſittliche Eigenſchaften noch weit über ihren körperlichen Vorzügen ſtehen, ſo hielt ich es allerdings für meine Pflicht, Eugen zu warnen, nicht in das Werner'ſche Haus zu ziehen, in der Ueberzeugung, daß dies ſeiner Neigung, die ich wohl bemerkte, erſt Nahrung und Dauer geben werde. Sie wiſſen, gnädige Frau, daß er meine Warnung verlachte und nun wirklich auf dem gefürchteten Punkt angekommen iſt.

So wie ich bisher gewohnt war, die Ordnungen Gottes und der Welt anzuſehen, kann ich allerdings eheliche Verbindungen verſchiedener Stände, namentlich des Adels mit dem Bürgerſtande, nicht billigen. Darum möchte ich allen jungen Leuten die äußerſte Vorſicht im Umgang anrathen. Wenn aber die Sache ſchon ſo weit gekommen iſt, daß durch ein ſtarres Feſthalten an dieſem Grundſatz Herzen in Gefahr ſind, gebrochen zu werden, ſo wäre ich gewiß der Letzte, der zu ſolcher Conſequenz rathen möchte.

Ob dies nun im vorliegenden Fall ſich alſo verhält,

möchte noch, einer genauern Unterſuchung unterliegen. Abgeſehen von allem Lockenden der äußeren Verhältniſſe wird freilich ſchwerlich das freie Herz eines jungen Mädchens den beſtändigen Aufmerkſamkeiten eines ſo liebenswürdigen jungen Mannes, als Eugen iſt, lange widerſtehen können; aber nur, wenn ſie bemerkt, daß dieſen Aufmerkſamkeiten ein wirklich tiefes Gefühl zu Grunde liegt, daß ſie, ſo zu ſagen, nur der unfreiwillige Ausdruck für jenes ſind, iſt zu vermuthen, daß bei einem ſo entſchiedenen Charakter, wie Maria hat, eine mächtige und dauernde Neigung daraus erwächst. Es wäre demnach meines Dafürhaltens jetzt zuerſt zu ermitteln, ob Eugen's Liebe zu Maria wirklich ſo felſenfeſt iſt, daß er Bereitwilligkeit genug zeigt, ihr jedes Opfer zu bringen. Die beſte Probe hiezu ſcheint mir, gnädige Frau, durch die teſtamentliche Verordnung Ihrer ſeligen Frau Mutter in Ihrer Hand zu liegen. Sie werden Eugen ohne Zweifel damit bekannt gemacht haben, oder es wenigſtens thun. Schlägt er dieſen ſehr bedeutenden Verluſt gar nicht an, ſo ſteht die Sache gefährlich, denn in der Regel iſt Eugen kein ſolcher Enthuſiaſt, der über ſeine Wünſche hinaus gar keine Vernunft mehr ſieht. Findet er aber dieſe Verordnung ſehr bedenklich, ſinnt er auf Auswege, wie ſie etwa zu umgehen wäre, knüpft er überhaupt Unterhandlungen zwiſchen dem Teſtament und ſeiner Liebe an, dann glaube ich nicht, daß ihn eine Trennung von Maria für immer unglücklich machen würde, aber nur wäre es dann für dieſe wünſchenswerth, ja Pflicht der Menſchlichkeit, daß Eugen Grünthal bald verließe. Vielleicht läßt er ſich dazu bewegen und ich überlaſſe

mich gern der Hoffnung, daß es auch für die Herzensruhe Maria's noch nicht zu ſpät ſei.

Entſchuldigen Sie, gnädige Frau, meine Ausführlichkeit mit dem Eifer, Ihnen hier wie überall, wo es in meinen Kräften ſteht, mit dem redlichſten Herzen zu dienen, und genehmigen Sie die Verſicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit der ich bin

Euer Hochwohlgeboren

unterthänigſter Diener

Hermann Jäger.

Dreiundſechzigſter Brief.

Eugen an Frau von Strahlenau.

Meine geliebte Mutter!

Gewiß, es iſt nur Ihre zärtliche Sorgfalt, die einer Sache eine Wichtigkeit verleiht, die es nicht in dieſem Grad verdient, und Befürchtungen in Ihnen erweckt, zu denen kein Grund vorhanden iſt. Ein leicht hingeworfener Scherz, den ich mir in Beziehung auf Maria gegen Anna erlaubte, wurde von Ihnen und dieſer gleich ſo ernſthaft behandelt, daß ich dadurch auch wieder mich zu ernſteren Erklärungen genöthigt ſah, aus denen Sie abermals mehr folgerten, als dadurch geſagt werden wollte.

Es iſt zwar wahr, das muß ich wiederholt bekennen, Maria iſt ein ſo vorzügliches Weſen, wie es gewiß wenige giebt, und daß die Achtung und Verehrung, die ihre trefflichen Eigenſchaften Jedem, der in ihre Nähe kommt, abnöthigen, bei einem jungen Mann meiner Art leicht auch in ein anderes

Gebiet, das der Liebe, hinüber ſtreifen können, wer wollte das läugnen? Aber deßwegen dürfen Sie durchaus noch keine Sorge tragen, daß ich dem Glanz unſers uralten Hauſes einen Flecken durch eine Heirath mit Maria — wahrhaftig ein Flecken, der es nicht beſchimpfen würde! — anhängen wolle. Ich denke nicht an's Heirathen und eben ſo wenig kann Maria ein ſolcher Gedanke kommen, da ich mir in dieſer Beziehung nicht die geringſte Unvorſichtigkeit zu Schulden kommen laſſe. Daß ſie mir unendlich theuer iſt, wird ſie wohl merken, ſo wie auch ich überzeugt bin, daß ſie mich gern um ſich ſieht. Das iſt aber auch Alles. Warum ſollte ich mir die Paar Monate meines Hierſeins mit Hirngeſpinſten verbittern, oder gerade jetzt den Ort verlaſſen, wo er anfängt, mir recht lieb und angenehm zu werden? Gewiß, meine liebe Mama, Sie ſehen es für zu wichtig an. Beruhigen Sie ſich hierüber. Unrecht würden Sie mir jedoch thun, wenn Sie glauben ſollten, nur die Teſtamentsklauſel halte mich von dem von Ihnen befürchteten Schritt zurück. Nein, das iſt nicht der Fall. Daß ſie ihn nicht befördert, iſt richtig, und ich würde mich allerdings wohl beſinnen, die prächtigen Ländereien ohne Weiteres meinem kleinen Vetter, dem blonden Adolph, der wahrſcheinlich der Erbe wäre, in die Hände zu ſpielen, aber beſtimmen ließe ich mich durch den Beſitz von Mehr oder Weniger nicht; viel mehr läge mir daran, durch eine Verbindung dieſer Art Ihnen, meine theure Mutter, zu mißfallen und mir dadurch eine Undankbarkeit gegen Ihre treue und mütterliche Liebe zu Schulden kommen zu laſſen.

In der Hoffnung, daß es mir gelungen iſt, Sie voll=

kommen zu beruhigen, grüße ich Sie und mein liebes Annerl viel tauſend Mal und bin mit der kindlichſten Ehrerbietung

Ihr gehorſamer Sohn

Eugen v. St.

Ich bitte auch meine alte Geliebte, die Gräfin Buchwald, zu grüßen und ſie zu ermahnen, doch ja bei den günſtigen Geſinnungen gegen ihren Liebling zu verbleiben.

Vierundſechzigſter Brief.

Maria an Tante Eliſe.

Geliebte Tante!

Es wird zu Deiner Beruhigung dienen, wenn ich Dir ſage, daß es mir gegenwärtig beſſer geht: ich bin ruhiger, zufriedener. Dennoch iſt mir die Ausſicht, die mir Deine gütige Einladung eröffnet, einige Zeit in Deiner Nähe zu leben, äußerſt erfreulich. Ich habe auch dem lieben Vater meinen Wunſch ſchon vorgebracht. Die Bewilligung deſſelben koſtet ihm freilich ein Opfer, aber dennoch will er mir meine Bitte gewähren, nur, das ſehe ich ſelber ein, werde ich mich noch gedulden müſſen, bis die Gartenarbeit vorüber iſt und kein nöthiges Hausgeſchäft meine Gegenwart erfordert. Ob der liebe Vater auch Julchen zugleich entbehren mag, bezweifle ich, allein 8—14 Tage kann ich ſie Lene, die achtſam und gutmüthig iſt, ſchon allein überlaſſen, und länger werde ich den lieben Vater doch nicht verlaſſen dürfen.

Unterricht könnte ich freilich noch in gar Mancherlei gebrauchen, aber das iſt für jetzt nicht möglich. Ueberdies

habe ich in weiblichen Handarbeiten an Gabriele die beſte Lehrmeiſterin, auch hat mir unſer lieber Pfarrer verſprochen, mir auf den Winter für paſſende Bücher zum Leſen zu ſorgen und mir einige Anleitung in Geographie, Geſchichte, Literatur u. ſ. w. zu geben. Er will ſich ſelbſt dadurch die Einſamkeit verſüßen, die ſeiner abermals wartet, da Hermann den Pacht eines Guts drei Stunden von hier wahrſcheinlich übernehmen wird. Fremde Sprachen zu erlernen kann mir natürlich nicht einfallen; es wird aber in meinen Verhältniſſen auch nicht nöthig ſein. Das Bischen Franzöſiſch jedoch, das ich noch aus der Stadt mitgebracht habe, gedenke ich künftigen Winter auch wieder durch Leſen zu üben; die Fälle ſind doch gar zu häufig, welche die Kenntniß dieſer Sprache oder nur auch das Verſtehen derſelben als wünſchenswerth erſcheinen laſſen.

Meinen Pinſel laſſe ich dieſen Sommer über auch nicht liegen. Nach dem Rath Hermanns habe ich Verſuche gemacht, Blumen nach der Natur zu malen und dies iſt mir nicht nur ziemlich gut gelungen, ſondern hat mir auch ſo große Freude gemacht, daß ich faſt alle freie Zeit darauf verwandte und jetzt auch ſchon eine kleine Sammluug habe, aus der ich auf den Winter Bouquete nach meinem Geſchmack zuſammen zu ſetzen verſuchen will. Für heute lebe wohl, geliebte Tante! Vater und Julchen grüßen Dich ſo wie

Deine dankbare Nichte

Maria.

Fünfundſechzigſter Brief.

Emilie an Maria.

Dank Dir, Maria, Dank Dir, Du liebes herrliches Mädchen, für Deine Offenheit, die mir geſtattete, ſo ganz in das Innerſte Deines Herzens hinein zu ſchauen. Ich wiederholte mir auch alle die Scenen des für Dich ſo denkwürdigen Tages und begleitete Dich Schritt vor Schritt dabei. Ich betete mit Dir, ich hoffte mit Dir, ich weinte mit Dir, aber ſcherzen und lachen am Ende — das konnte, das wollte ich nicht mit Dir!

Ja, theure Maria, wir haben die Rollen gewechſelt; ich, die Lachluſtige, konnte kaum begreifen, wie Dir's, der Gefühlvollen, möglich war, unmittelbar nach Dem, was und wie zwiſchen Dir und Hermann geſprochen worden iſt, mit Eugen zu lachen und zu ſcherzen, und dann wunderſt Du Dich noch, daß Hermann verſtimmt, am Ende traurig war? Du nimmſt für bekannt an, er liebe Dich nicht — es mag ſein; denke Dir aber auch einmal das Gegentheil oder wenigſtens, er habe an jenem Abend angefangen Dich zu lieben: wie mußte ihn Dein Betragen verletzen? O Maria! warum opferſt Du einem falſchen Schein die Wahrheit auf? Ich weiß, ich kenne Dich zu gut: Dein eigenes Gefühl empörte ſich gegen Dein Verfahren, aber Du unterdrückteſt dieſes nur, um Dir vor Hermann keine Blöße zu geben, und in der That, dadurch haſt Du Dir eine gegeben. Schon daß Du gegen Gabriele als eine ſo warme Vertheidigerin Eugen's auftratſt, wunderte mich; ſollte dabei nicht ein wenig Eiferſucht im Spiele ſein? Prüfe Dich einmal, liebe Maria: Ga-

briele iſt Dir ein Dorn im Auge! Und dieſe Vertheidigung zuſammengeſtellt mit der Aufmerkſamkeit, die Du nachher Eugen bewieſen, was mußte ſie Hermann glauben laſſen? Gewiß nichts anders, als Du wolleſt Dich, nach eitler Mädchen Sitte, von dem galanten Baron eine Zeit lang zum Beſten halten laſſen! Und ſollte er da nicht traurig ſein, nur als Freund, als Menſch, als Chriſt, nicht als Geliebter?

O Maria, warum bleibſt Du nicht einfach und wahr? Wenn meine Maria ſich zeigt, wie ſie iſt, ſo kann ſie nur gewinnen, aber ſo wie ſie eine Rolle übernimmt, iſt ſie verloren.

Ich erſtaune über mich ſelbſt, während ich meinen Brief überleſe, daß ich es wage, Dir Alles ſo frei heraus zu ſagen, denn obſchon ein Jährchen älter als Du, weiß ich mich doch wohl gegen Dir zu beſcheiden; allein ſchweigen darf treue Freundſchaft da nicht, wo ihre Stimme Gutes zu ſtiften hofft, und wer weiß es beſſer als Du, meine Geliebte, daß Alles, Alles nur aus Liebe geſchieht! Und nun nur noch ein Wort! Du biſt ſo vorſichtig gegen Hermann, Deine wahren Gefühle zu verbergen; aber Eugen auf falſche Vermuthungen zu leiten, ſcheinſt Du mir nicht ſo genau zu nehmen, und Du mußt doch ſo gut als ich wiſſen, daß die jungen Herren unſerer Zeit — vielleicht aller Zeiten — gleich geneigt ſind, die geringſte Auszeichnung, die ihnen ein hübſches Mädchen erweiſt, für einen kleinen Triumph zu halten. Darum hüte Dich ja: opfere nicht dem leichtſinnigen Eugen den edlen Hermann auf!

Sieh, was ich dagegen eingezogen bin! Ich ſitze ganze Abende bei meinem guten alten Profeſſor und laſſe mir in ſeiner langweiligen Manier erzählen: von den Pariſer Feſten, wie vor dreißig Jahren die Alliirten daſelbſt ihren Einzug gehalten, der ſchöne Kaiſer Alexander an der Spitze, oder von Lützow's wilder Jagd und dem alten Vater Blücher, denn der Herr Nachbar rühmt ſich damals ſelbſt als freiwilliger Jäger ein Stück zu Deutſchlands Befreiung beigetragen zu haben. Da mag er wohl noch etwas flinker geweſen ſein, ſonſt läge Deutſchland wahrlich noch in Ketten und Banden! Bei dieſen Unterhaltungen nun iſt gar keine Gefahr, als höchſtens die — des Einſchlafens! Auch von ſeiner geſtorbenen Nichte erzählt er mir viel: ſie muß, noch ſo jung, doch eine ſehr treue Mutter ihrer Kinder geweſen ſein. Die armen Waislein!

Nun lebe wohl, theure Maria, und laß Dich nicht abſchrecken, mir aufrichtig zu erzählen. Ich will das nächſte Mal nicht wieder zanken, wird auch nicht nöthig ſein.

Indeſſen drückt Dir von Herzen die Schweſterhand

Deine treue Emilie.

Sechsundſechzigſter Brief.

Hermann Jäger an Julius Lindtheim.

Mein theurer Freund.

„Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen.“ O wäre ich nicht ſo ganz von der Wahrheit dieſes Spruches durchdrungen, ich würde wirklich glauben, zu ſchwer, zu bitter ſei die Aufgabe, die ich zu löſen habe.

Während ich allein Ruhe für mein Herz darin zu finden hoffte, daß ich alle Gedanken an Maria ſtreng daraus verbannte, erhalte ich einen Brief von Eugen's Mutter, worin mir dieſe ihre Sorge mittheilt, daß ihr Sohn ein Mädchen von bürgerlichem Stande liebe, am Ende gar heirathen wolle, von der ſie nicht einmal den Namen wiſſe, ihre vorzüglichen Eigenſchaften aber nur den Schilderungen ihres von Leidenſchaft verblendeten Sohnes glauben müſſe. Sie fordert mich auf, ihr nicht nur die äußeren Verhältniſſe, ſondern auch ganz beſonders das Mädchen zu beſchreiben und ihr mit meinem Rath beizuſtehen, wie der Sache vielleicht noch abzuhelfen wäre. Denn außer der allgemeinen Mißbilligung einer ſolchen Heirath ſei bei Eugen auch noch eine Teſtamentsverordnung zu berückſichtigen, nach welcher er ſeines großmütterlichen Vermögens, das ſein eigenes überſteige, durch eine Verbindung mit einem Mädchen bürgerlicher Abkunft verluſtig ginge.

Welch' eine Zumuthung für mich! Ich ſollte Maria, meine innig geliebte Maria beſchreiben für einen Andern, der ſie heirathen will! Heißt das nicht ſich ſelbſt das Todesurtheil ſprechen? Und konnte ich denn anders, als Maria vortrefflich ſchildern? Und wenn ſie Eugen liebt, o wenn ſie ihn nur halb ſo innig liebt, als ich ſie, ſollte ich nicht, ſtatt abzuwehren, nach allen Kräften ihr Glück zu befördern ſuchen? Wäre es nicht der höchſte Egoismus, dabei auch nur einen Augenblick an mich ſelbſt zu denken? Aber verdient ſie Eugen auch, weiß er ſie zu würdigen, verſteht er das Beſte, Edelſte in ihr zu lieben und zu ſchätzen? Und iſt

das herrliche Mädchen nicht der Gefahr ausgeſetzt, in einer hochadeligen Familie als unerwünſchter Eindringling angeſehen zu werden?

O Maria, Maria, warum willſt Du nicht im niedrigen Stande bleiben!

Ich ſchrieb der Baronin, was mir mein Gewiſſen zu ſchreiben gebot, aber von dem Verhältniſſe ſelbſt weiß ich um ſo weniger zu ſagen, als Eugen noch nie mit mir davon geſprochen hat und da die innerliche Gewißheit, die ich von der Zuneigung Maria's gegen Eugen habe, nur auf meinen eigenen Wahrnehmungen beruht, die nur gefühlt, unmöglich aber ausgeſprochen werden können. Für Eugen's Liebe glaube ich in dem Teſtament eine erwünſchte Probe zu ſehen. Der Baron iſt zwar nichts weniger als geizig, aber, an Luxus und tauſenderlei Bequemlichkeiten gewöhnt, braucht er viel und mag ſich nicht das Mindeſte verſagen, was er zu ſeiner Behaglichkeit für nothwendig erachtet. Aus dieſem Grund ſchlägt er auch den Beſitz eines großen Vermögens hoch an und ſeine Liebe für Maria muß wirklich einen für ſeine Natur ganz ungewöhnlichen Grad erreicht haben, wenn er im Stande wäre, einen ſolchen Verluſt ruhig zu verſchmerzen. Es wird ſich nun zeigen, ob er die Probe beſteht.

Ich bin noch in Hartſtern, werde es aber in wenigen Tagen verlaſſen. Auch hier ſind meine Ausſichten trübe und niederſchlagend. Den Pacht auf zehn Jahre zu übernehmen, daran iſt kein Gedanke, denn nun erſt habe ich mich durch eigene Anſchauung überzeugt, daß das Gut zwar vortrefflich gelegen, aber von Grund aus vernachläſſigt iſt und nur mit

bedeutenden Koſten hergeſtellt werden kann. Herr von Hartſtern iſt aber nicht geſonnen, Etwas dafür zu thun, und ſo wird es am Ende beſſer ſein, das ganze Anweſen dem Verkauf auszuſetzen. Sollte er ſich dazu entſchließen, ſo habe ich ihm verſprochen, die Beſorgung der Geſchäfte ſo lange zu übernehmen, bis ſich ein ſolider Käufer zeigt, ſo wie er mir auch die Oberaufſicht über ſeine zwei liebenswürdigen Kinder, einen Sohn von vierzehn und eine Tochter von zehn Jahren, die im Lande in Penſionen zurückbleiben, anvertrauen will. Herr von Hartſtern kann dann beruhigt ſeine Reiſe unternehmen, aber ich bin eben abermals heimathlos! Doch Gott wird ſorgen, iſt's nicht heute, iſt's doch morgen!

Bald komme ich zu Dir; am Herzen der Freundſchaft will ich Linderung ſuchen für die Wunden, die mir die Liebe ſchlug. Lebe wohl!

Dein **Hermann.**

Siebenundſechzigſter Brief.

Marie an Emilie.

Etwas Gutes, meine geliebte Emilie, muß doch noch an mir ſein, weil ich mich ſo willig von Dir zanken laſſe, denn bekanntlich iſt nicht **Der** der wahrhaft Beſcheidene, der das Lob, ſondern Derjenige, welcher den Tadel beſcheiden aufnimmt, und ſieh — ich demüthige mich ganz unter Deine Strafpredigt. Ja, theure Emilie, ich demüthige mich freilich unter ſie, weil mein eigenes Gewiſſen mich überzeugt, daß Du vollkommen Recht habeſt. Nur gegen den letzten Punkt

ſträube ich mich. Es iſt wahr, ich zog Eugen vor, ich will nicht ſagen, um Hermann zu ärgern — eine ſolche Niedrigkeit wirſt Du mir nicht zutrauen — aber doch um gleichgültig gegen ihn zu ſcheinen; allein der flatterhafte Eugen wird ſich aus dieſem Vorziehen ſo wenig machen, als ich mir aus ſeinen Aufmerkſamkeiten, und jetzt iſt vollends alle Veranlaſſung zu ſolchen Irrungen verſchwunden. Hermann hat uns ſeit geſtern verlaſſen!

Vorerſt beabſichtigt er eine kleine Reiſe zu ſeinem Freund Lindtheim und dann wird er auf unbeſtimmte Zeit nach Hartſtern gehen, um dort in der Abweſenheit des Eigenthümers die Verwaltung des Gutes zu übernehmen.

Hermann's Abſchied war anfangs kalt, abgemeſſen; als er aber meinem Vater die Hand gab, ſchien es mir, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. Er nahm ſchnell Julchen auf die Arme und drückte ihr lebhaft einen Kuß auf die Stirne. Das Kind weinte — es hat ihn ſehr lieb. Gegen mich war er ernſt, faſt feierlich, mir war es auch nicht heiter zu Sinne. Der Vater aber begriff uns Alle nicht und meinte: da brauche es nicht viel Abſchied, er denke, Hermann werde uns ſo oft beſuchen als ſonſt, drei Stunden ſeien ja gar keine Entfernung. Hermann ſeufzte und ſtammelte endlich eine Entſchuldigung hervor: das Gut bedürfe vieler Verbeſſerung, wobei ſeine beſtändige Gegenwart erforderlich ſei u. dergl. Kurz, er verſprach nicht ſo bald wieder zu kommen. Ich glaub' es wohl: er iſt froh, von dieſer Spannung befreit zu werden! An mir war es natürlich nicht, ihn um einen Beſuch zu bitten und ſo ſchieden wir. O Emilie!

Der liebe Vater war durch den Abſchied doch ganz weich geworden, er nahm meine Hand und ſagte, als Hermann das Zimmer verlaſſen hatte: in dieſes Biedermannes Hand möchte ich einſt die Deinige legen, mein Kind, dann könnte ich ruhig ſterben! Jetzt ſtürzten meine ſchon lange mit Mühe zurückgehaltenen Thränen gewaltſam hervor, ich küßte ſeine Hand und brachte nichts hervor, als: o mein Vater! dann verließ ich das Zimmer — mein Herz war zu bewegt. Noch nie hatte mein Vater dieſen ſeinen alten Wunſch gegen mich ausgeſprochen, als jetzt in dieſem Augenblick, der jede leiſe Hoffnung der Erfüllung raubt! Denn offenbar geht Hermann nur nach Hartſtern, um jeden Gedanken daran abzuſchneiden. Ich eilte auf mein Zimmer, mich dort nach Herzensluſt auszuweinen.

Ein kleines verſiegeltes Paketchen lag auf meinem Arbeitstiſch. Ich ergriff es; die Aufſchrift war an mich von Hermann's Hand! Herzklopfend eröffnete ich es. Eine Flachsblüthe fiel mir entgegen. Ach, dieſe Flachsblüthe, ich kannte ſie wohl! Ich hatte ſie einſt auf einem Spaziergang ohne beſondere Bedeutung gepflückt. Eugen in ſeiner neckiſchen Weiſe ſchalt die Blüthe des Flachſes unbedeutend, ja faſt verächtlich, ich nahm ſie gegen ſeine Schmähungen in Schutz und erklärte ſie endlich, da ihre Schönheit auf einem tief ſittlichen Grund ruhe, für meine Lieblingspflanze. Dieſe Aeußerung, die ihm die Proſa ſelber zu ſein ſchien, beluſtigte Eugen vollends ungemein; Hermann aber, der dem Streit nur lächelnd zuhorchte, lobte die Zartheit der Blüthe und bat mich darum, um ſie nachzuzeichnen. Ich überließ ſie ihm und dachte

natürlich nicht mehr daran. Hier war ſie nun getrocknet, wohl erhalten. Ach, er wollte auch das zarte Pflänzchen nicht mehr um ſich dulden, das ihn an die Geberin mahnen konnte!

Unter der Blüthe lag dieſe Parabel, deren Abſchrift Du hier erhältſt.

Die Flachsblüthe.

Im Oſten begann kaum die Sonne ſich zu erheben, als ſchon die Mutter, ihr Mägdlein an der Hand, nach der waldigen Höhe pilgerte, von welcher des Glöckleins heller Feierklang Frieden des Herrn zum Thal hinab trug.

Hinter dem mit Ephen bekränzten Gemäuer ſchaute freundlich die Zelle hervor in üppiger Fülle von Blumen und Früchten umrankt, und melodiſch begrüßte die Wandernden das Murmeln des moosbewachſ'nen Brünnleins.

Aber was das Auge feſſelte, das war der Eremit, der Greis, in deſſen Seele die Friſche eines ewigen Frühlings zu leben und den Stürmen zu trotzen ſchien, obgleich ſie ſeine Wangen gebleicht und die Haare ſeines Scheitels zerſtreut hatten. Er ertheilte täglich Emahnung, Troſt und Rath Vielen, die zu ihm wallten, denn endlos ſchöpfte er aus dem großen Gottesbuche der Natur, welche für ihn Schlüſſel und Sinnbild war zu dem geſchriebenen Buche Gottes, das Geiſt iſt und Leben.

Zu ihm trat die pilgernde Frau. Ehrwürdiger Vater, begann ſie, wiſſet Ihr noch, wie ich als Mädchen, von meinem Vater Euch zugeführt, Euren Segen empfing? Er hat ſich gut an mir bewährt: ein treuer Gatte ward mein und täglich

lieblicher entfaltet ſich mir die Blume des Glückes in meinem Kinde. Nun bin ich gekommen, Euch zu bitten, ihm zu thun, wie Ihr mir gethan und mein Mägdlein zu ſegnen!

Freundlich beſchaute der Greis das roſige Mägdlein, deß leuchtende Blicke eben an der Schönheit eines blühenden Flachsbeetes hingen. Mit welchem Wohlgefallen, ſprach er zur Mutter, das Auge Eurer Tochter auf meinem Flachſe ruht! Seht auch Ihr ihn an, denn es hängt der Frauen Herz treu an dieſer Pflanze.

Betroffen, ja beinah' unzufrieden über die Theilnahmloſigkeit des Greiſes für ihre fromme Bitte richtete ſich das Auge der Mutter unwillkürlich dahin, wo die Blicke ihres Kindes weilten. Aber welche Frau vermöchte bei ſolchem Anblick ihre geſchäftige Phantaſie zu beſchränken, welche in einem Moment ſpinnet, webet, bleichet und das Auge ergötzt an den blendend weißen Linnen, dem köſtlichen Kern ihres Haushalts. Wer will's unſerer Mutter verargen, wenn auch an ihrer Seele dies Bild vorüberflog, die Wolken verjagend, welche auf der faſt noch glatten Stirne ſich eben zu ſammeln begonnen.

Lächelnd betrachtete Beide der Greis; er kannte zu gut das Herz des Weibes, um nicht leicht zu ermeſſen, was daſſelbe bewegte. Daher faßte er auch des Mägdleins Hand und ſprach: Die Liebe der Frauen faſt ohne Ausnahme zum Flachſe — meinſt Du, ſie gehe einzig aus dem Nutzen hervor, den er ihrem Hauſe gewährt? Nein! tiefer ſuche den Grund dieſer Liebe! Liegt er nicht in der geheimen Sympathie des weiblichen Weſens mit dieſer Pflanze? Schaue ſie

an, zart von Geſtalt und von Farbe, wie lieblich glänzt ſie Dir gebadet im kriſtall'nen Thaue! Mahnt dieſer Anblick Dich nicht an weibliche Zartheit und Reinheit?

Sieh! getragen vom grünen Stengel öffnet ſich die Blüthe gerade aufwärts dem Himmel — das Bild kindlich gläubiger Hoffnung — auch ſie ſchaut gerade nach Oben!

Still winkt Dir das lieblichſte Blau. Das Auge genießt ſtets mehr, je länger es anſchaut. Blüht nicht ſo auch Sanftmuth und Treue?

Es biegt und ſchmiegt ſich der weiche Stengel, und wenn am Mittag hoch die Sonne ſteigt, ſchließen ſich neigend die Blättchen der Blüthe. Die Liebe auch ſchmiegt ſich und fügt ſich, gern beugt ſich die Demuth dem Höchſten! Aber laß Stürme brauſen, Blitze zucken; ſie mögen Bäume zittern, Aeſte krachen machen — die zarte Pflanze brechen können ſie nicht. Dem leiſeſten Lüftchen ſich beugend, vermag das Toben der Elemente ſie nicht zu zerſtören. Erkennſt Du hier nicht die Kraft und die Hoheit der ächt weiblichen Seele? Auch ſie wird erprobt in den Stürmen des Lebens. Darum, meine Tochter, bewahre dieſe Blüthe als das Symbol wahrer Weiblichkeit!

Möge jeder blühende Flachs forthin getreu Dein Bild in ſich ſpiegeln, ſo wird hier ſchon die Erde, dort ewig der Himmel Dir lächeln.

So der Greis. Betend erhob ſich ſein Auge, indeß dem der Mutter Zähren inniger Rührung entſtrömten; aber ſchweigend küßte das Mägdlein des Alten ſegnende Hand und tief im Herzen bewahrt es die Worte.

Jahre zogen dahin. An jener Stelle erhebt ſich ein friſcher Hügel; Thränen der dankbaren Rührung benetzen ihn: ſie entfließen dem Auge der lieblichſten Jungfrau, die auf dem Grabe knieet — und ſchauen wir durch das weinende Auge tiefer hinab in das Herz, ſo finden wir wieder verklärt auf edlerem Grunde — die Blüthe des Flachſes.

Sieh, Emilie, dieſe Worte ſind das letzte Andenken des edlen Mannes! O, wird auch meine Seele den Stürmen des Lebens widerſtehen, wird nicht das Herz brechen unter denſelben? Und weiß er denn, wie unglücklich ich bin!

Leb' wohl, meine Emilie.

Deine Maria.

Achtundſechzigſter Brief.

Frau Baronin von Strahlenau an Hermann Jäger.

Verehrter Freund!

Sie haben meine Hoffnung nicht getäuſcht; Sie haben meine Fragen mit einer Umſicht und Gründlichkeit beantwortet, wie ich es von Ihnen, dem biedern und redlichen Freund unſeres Hauſes, erwarten konnte. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die Beruhigung, die Sie mir dadurch gegeben haben.

Indeſſen ſcheint die Sache nach mehrerlei Beziehungen eine andere Geſtalt zu gewinnen.

Von Eugen erhielt ich nämlich einen Brief, nach welchem er eine ernſtliche Gefahr ſowohl für ſich als für das Mädchen nirgends erblicken will. Er meint vielmehr, nur ich habe ſeinen Worten eine Wichtigkeit verliehen, die ſonſt von

Niemand darauf gelegt werde. Er bleibe zwar dabei, daß das Mädchen alle Vorzüge habe, allein deßwegen müſſe er ſie doch nicht heirathen, auch denke ſie gewiß noch viel weniger daran u. ſ. w. Ob dies Alles nur mir zur augenblicklichen Beruhigung geſagt iſt, ob Eugen über ſich ſelbſt und die Stärke ſeiner Leidenſchaft ſich täuſcht oder ob dieſe Rückſchritte gar Wirkungen der Teſtamentsverordnung ſind, gegen welche Meinung er ſich aber ernſtlich zu verwahren ſucht, weiß ich nicht, aber jedenfalls glaube ich, Gewaltmaßregeln würden für den Augenblick die Sache nur verſchlimmern, und ſo denke ich, wollen wir noch eine Zeit lang zuſehen, welchen Gang ſie ferner nimmt. Ueberdies kommt von meiner Seite noch eine weibliche Schwäche in's Spiel, die mich in Gefahr ſetzt, meinen Grundſätzen hinſichtlich der Mißheirath eine Breſche beizubringen. Gewiſſe ſchmerzliche Jugenderinnerungen machen mir dieſe Maria beſonders werth, und es hätte kaum Ihrer ſo äußerſt günſtigen Schilderungen von ihr und ihrer Familie bedurft, um eine Liebe in mir gegen das Mädchen zu erwecken, die wohl fähig wäre, die engen Schranken der Standesvorurtheile niederzureißen und ſie als eine geliebte Tochter zu empfangen. Doch wäre hier leicht ein Irrthum möglich!

Empfangen Sie, mein verehrter Freund, noch einmal meinen herzlichen Dank, nebſt den freundlichſten Grüßen von Anna, und ſeien Sie der wohlwollendſten Geſinnungen verſichert von

Ihrer mütterlichen Freundin

Natalie von Strahlenau.

NS. Nicht darf ich vergeſſen, daß Sie der Verwalter herzlich grüßen läßt. Er iſt ſo ziemlich wohl und ſtets in voller Thätigkeit.

Neunundſechzigſter Brief.

Anna von Strahlenau an ihren Bruder Eugen.

Du rühmteſt Dich immer der beſondern Gunſt der Damen! Nun ja, Fortuna iſt eben auch eine Dame, deßhalb iſt ſie Dir hold, denn was ich Dir neulich eigentlich nur im Spaß geſchrieben habe, iſt wahr geworden. Die alte Gräfin Buchwald iſt geſtorben und hat Dir das reizende Schlößchen Braunau mit den es umgebenden vielen Gütern vermacht. — Kurz vor ihrem Tode lief die Nachricht ein, daß ihr ſauberer Neffe auf einem afrikaniſchen Schlachtfeld den Tod der Ehre gefunden habe. Mit dieſem iſt der Stamm erloſchen, und da die Gräfin freie Macht über die Verfügung ihres Nachlaſſes hatte, ſo hielt ſie ihr oft gegebenes Wort und ſetzte Dich zum Haupterben ein!

Ich wollte die Erſte ſein, die Dir dieſe angenehme Nachricht überbrächte und hoffe, als Trinkgeld dafür, weiſeſt Du mir ein namhaftes Sümmchen für meine Armen an.

Komm jetzt nur bald und nimm Dein neues Beſitzthum in Augenſchein! Wir haben ohnehin gehofft, Du werdeſt den Winter in Strahlenau zubringen. Was willſt Du in Grünthal machen, wenn der Forſt nicht mehr grün iſt? Komm doch zu uns, die Mutter wünſcht es dringend und eben ſo

Dein Annerl.

Siebenzigſter Brief.

Maria an Emilie.

Ich habe Dir lange, lange nicht geſchrieben, meine geliebte Emilie! Allein was ſollte ich Dir auch ſagen — es gleicht faſt ein Tag dem andern, wir leben ſehr ſtill. Sogar Strahlenau ſahen wir eine Zeit lang viel ſeltener als früher. Er kam immer ſpät nach Haus und verließ daſſelbe oft ſchon vor dem Frühſtück. Auch war er ganz gegen ſeine Natur einſilbig und weniger heiter. Es ſchien mir, Nachrichten, die er von Haus empfing, waren nicht erfreulicher Art. Doch dieſe Periode iſt nun vorüber, er kommt jetzt faſt regelmäßig zum Nachteſſen, zeigt dieſelbe Offenheit wie ſonſt, nur die Munterkeit, die oft faſt bis an Leichtfertigkeit ſtreifte, hat er nicht mehr: er iſt ſtiller, oft gedankenvoll.

Obgleich dieſe Veränderung eigentlich eine vortheilhafte genannt werden kann, ſo würde ich, aufrichtig geſtanden, ſeinen Abſchied doch gerne ſehen, denn ich weiß nicht, wie es kommt, ſeine Nähe hat ſeit einiger Zeit etwas ſehr Beängſtigendes für mich. Statt deſſen ſcheint er Einrichtungen zu treffen, den Winter in Grünthal zuzubringen. Aber was will er hier? Im Wald hat er nichts mehr zu thun, Hermanns Geſellſchaft fehlt auch, und der liebe Vater, obſchon er ihm ſehr gut iſt, ſcheint doch oft halb und halb zu bereuen, den Baron in's Haus aufgenommen zu haben; auch der Pfarrer iſt mit der Verlängerung ſeines Aufenthalts nicht zufrieden. Glaubt etwa er und der Vater, Eugen ſei es, der ihre Plane vernichtet und Hermann verjagt habe? O

gewiß nicht! Hermann hat ein großes Herz, einen edlen Geiſt — die kleine, unbedeutende Maria konnte ihm nicht genügen, das fühle ich jetzt wohl. Ich darf ihn auch keiner Täuſchung anklagen; er hat mir von Anfang an nie den Liebhaber, kaum den Freund gezeigt, und wenn ich jetzt bittere Schmerzen der Trennung fühle, ſo werden dieſe noch geſchärft durch den ſtillen Vorwurf, daß ich mein Herz nicht beſſer gehütet, daß ich von Anfang an nicht kindlicher den lieben Gott bat, mir eine Neigung bekämpfen zu helfen, die nur von meiner Seite ausging und ſchon deßhalb unrecht war. Ja, dies tief beſchämende Bekenntniß und alle meine ſtillen Leiden ſind eine gerechte Strafe dafür. Niemand, Niemand darf ich einen Vorwurf machen, als nur mir ſelber!

O liebe Emilie, wie bitter ſind die Erfahrungen, durch die wir die Verderbtheit unſeres Herzens und unſer inneres Losgeriſſenſein von Gott, ſo oft und ſo viel wir ihn auch im Munde führen, erkennen müſſen, aber wie heilſam ſind ſie uns!

Wie viel Eigenliebe, wie viel Hochmuth, wie viel Eitelkeit und Selbſtſucht ſteckt in mir! Aber das Alles wäre mir verborgen geblieben, hätte mich Hermann geliebt — und ich wäre glücklich geworden. Verachtet mußte ich werden und verſchmäht von ihm; da zeigten ſich erſt die Tücken meines Herzens. Ja, auch Gabriele war ein geheimes Opfer derſelben — ohne es mir ſelbſt einzugeſtehen, beneidete ich ſie, grundlos wahrſcheinlich, aber wenn auch Hermann die beſſere, frömmere Jugendfreundin mir vorzieht, wo iſt das Recht, ſie zu beneiden und anzufeinden? Ich habe ihr es längſt im

Stillen abgebeten und will durch doppelte Liebe mein Unrecht ihr vergüten. Sie hat den Jugendfreund ungern ſcheiden ſehen, doch iſt ſie ſtill und ergeben wie immer; auch glaube ich, daß ſie nur Gefühle der reinſten Freundſchaft für Hermann empfindet.

Und nun zum Schluß noch eine frohe Hoffnung: bald nämlich, bald hoffe ich Dich, geliebte Emilie, zu ſehen. Ein Reiſchen zu der lieben Tante bringt mich Dir näher, und ſchon hat mir der liebe Vater erlaubt, einige Tage meines Urlaubs zu einem Umweg zu Dir benützen zu dürfen. Unausſprechlich freut ſich darauf

Deine treue Maria.

Einundſiebenzigſter Brief.

Eugen an Frau von Strahlenau.

Jetzt, meine liebe Mutter, jetzt komme ich bald, jetzt komme ich ſogleich zu Ihnen! Vielleicht ſchon in acht, vielleicht in vierzehn Tagen. O meine Mutter, was habe ich gethan und wie empfindlich bin ich dafür geſtraft worden. Ach, hätte ich Ihrem weiſen Rath gefolgt und mich ſchon lange, lange von Grünthal verabſchiedet! Jetzt habe ich es verlaſſen, aber beſchämt, verſchmäht, zurückgewieſen von Derjenigen, die ich ſo unausſprechlich liebte, um deren Beſitz mir kein Opfer zu groß war. Maria, das einfache, beſitzloſe Bürgersmädchen, ſchlägt die Hand des reichen Cavaliers aus — welche Beſchämung!

Um ganz die Wahrheit zu geſtehen, ich habe Sie, liebe Mama, getäuſcht, mitunter auch mich ſelbſt. Maria zu ver-

laſſen ſchien mir unmöglich, und doch als Mann von Ehre blieb mir nur dieſer Weg oder — ſie zu heirathen übrig; das ſah ich ſelbſt ein. An Maria's und des Vaters Einwilligung zu letzterm glaubte ich nicht zweifeln zu dürfen; allein ich ſelbſt ſträubte mich gegen dieſen Gedanken. Einmal wollte ich nicht wider Ihren Willen handeln, und dann, aufrichtig geſtanden, waren mir die Teſtamentsklauſel, überhaupt die Schwierigkeiten, die eine Mißheirath mit ſich bringen, höchſt widerlich. Während ich ſo in mir ſelbſt hin- und herſchwankte, kamen Ihr und Anna's Briefe, die dringende Aufforderungen zur Heimkehr enthielten. Ich wollte ihnen folgen, aber es war mir unmöglich, und nun ſuchte ich Sie ſowohl als mich ſelbſt mit einer erzwungenen Ruhe zu täuſchen, indem ich beſchloß, den Winter über hier zu bleiben, mich von Maria möglichſt entfernt zu halten und der Zeit die Entwicklung der Sache zu überlaſſen. Welche Schwäche! Wo Vernunft und Ehre ſo laut und klar ſprechen, brauchen wir nicht die langweilige Zeit und den Zufall zu Vormündern unſerer Handlungen!

Ich blieb, aber mit unruhigem Herzen. Es gelang mir nicht, mich ganz über den Gedanken an die Zukunft hinweg zu ſetzen, und wie ein graues Geſpenſt tauchte ſtets die Frage vor mir auf: wie weiter? Ich verlor alle Heiterkeit und gute Laune. War ich entfernt, ſo zog es mich in ihre Nähe; war ich bei ihr, ſo erſchrack ich ſelbſt über meinen Unmuth und meine Zerſtreutheit. Ob Maria meine Veränderung bemerkte, weiß ich nicht, doch ſchien es mir zuweilen, ſie ſuche meine Geſellſchaft nicht eben auf. Gewiß aber iſt, daß der Juſtiz-

rath meine Abreiſe gerne geſehen hätte und mein zweckloſes Bleiben, wie er es offen nannte, nicht billigte. Trotz allen Dem erſchien mir Maria täglich reizender. Auch ſie hatte ſich etwas verändert; ſie war ernſter als ſonſt, und oft bemerkte ich einen Zug von Schwermuth auf ihrem ſchönen Geſicht. Aber wie mild und freundlich war ſie dabei! Mein Vorſatz, mich von ihr zu entfernen, trat natürlich je mehr und mehr in den Hintergrund.

So nahte ſich der Herbſt, und als die kühlere Jahreszeit und die längeren Abende die Familie im traulichen Stübchen um den warmen Ofen verſammelten — ach, da genoß ich ſo glückliche Stunden, daß ich Erbſchaft und Adel und Alles vergaß, und nur als einfacher ſchlichter Bürgersmann in ländlicher Zurückgezogenheit hätte leben mögen! Mehrmals ſtand ich auf dem Punkt, Maria Herz und Hand anzubieten, und nur der Gedanke an Sie, theuerſte Mutter, hielt mich davon zurück.

Maria hatte ſchon längſt eine Reiſe zu ihrer Tante vor. Ungern ſah ich auch nur dieſer kurzen Trennung entgegen und faſt hielt ich es für ein Glück für mich, als der Juſtizrath erkrankte und die Reiſe verſchoben werden mußte. Allein dieſe Krankheit gewann bald ein ſehr ernſtes Anſehen. Eine höchſt gefährliche Entzündung brachte ſein Leben in große Gefahr. Maria wich natürlich Tag und Nacht nicht von dem Krankenbette, und hier zeigte ſich ihr Charakter, der in der Liebe eine Fülle von Kraft entwickelte, im hellſten Lichte. Wie erfinderiſch war ſie in Mitteln zur Erleichterung des Kranken, und wie beharrlich und unermüdlich in Ausführung

derſelben! Wie that ſie dabei immer Alles zur rechten Zeit und doch wie ruhig und geräuſchlos! Daß ich ihr die Krankenpflege zu erleichtern ſuchte, ſo gut ich konnte, iſt natürlich. Mit ihr zu ſorgen, zu pflegen, zu wachen, welch' ein Glück für mich! Und ſie war ſo freundlich, ſo herzlich, ſo dankbar!

Die Krankheit, heftig in ihrem Auftreten, nahm einen ſchnellen Verlauf. Nach acht Tagen ſchon erklärte der Arzt die Gefahr für vorüber und in kurzer Zeit konnte der Patient das Krankenzimmer wieder verlaſſen.

Maria war wie neu geboren. Ihre Dankbarkeit gegen Gott und Menſchen fand keine Grenze, und die wenige Hilfe, die ich ihr geleiſtet, lohnte ſie mir durch herzliche Annäherung. Das täuſchte mich, indem ich den Aeußerungen ihrer Dankbarkeit einen andern Sinn unterlegte.

Ihr Vater ſelbſt trieb nun an der Reiſe zu ihrer Tante. Den Abend vor derſelben war ich mit ihr allein im Wohnzimmer. Maria war ſehr munter und gab mir im Spaß auf, Julchen, die eben durch das Zimmer ſprang, in ihrer Abweſenheit gut zu beaufſichtigen und im Leſen und Schreiben zu üben. „Wollen Sie?" fragte ſie lachend. — „O," ſagte ich, ihre Hand ergreifend, „Alles will ich, was Sie wollen, theure Maria, aber auch noch viel mehr: denn ich will dieſe liebe Hand ganz und auf ewig und Ihr ſchönes Herz dazu!" — Sie erblaßte, zog ihre Hand zurück und ſprach zitternd, aber ſehr ernſthaft: „Herr von Strahlenau, darauf war ich nicht gefaßt!" — „O liebes, theures Mädchen," fuhr ich dringender fort, ihr Erſchrecken günſtig deutend, „geben Sie mir Antwort auf meine Frage: darf ich, darf ich mit

Ihrem Vater ſprechen?“ Ehe ich geendigt hatte, ehe ſie mir antworten konnte, trat der Juſtizrath zur Thüre herein. Sie entfloh. „Nun oder nie!“ dachte ich, „mein Loos muß entſchieden ſein!“ Einfach und herzlich brachte ich dem Vater meine Bitte vor. Er hörte mich nach ſeiner Art ruhig und gelaſſen an. Dann ſprach er, meine Hand mit Wärme ergreifend: „Herr Baron, ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, ich ſchätze es, nicht weil Sie ein Edelmann, ſondern weil Sie ein Ehrenmann ſind. Wir ſind gewohnt, Sie zu achten und als Freund unſers Hauſes anzuſehen. Ob Sie meiner Tochter mehr als das geworden, weiß ich nicht, aber es ſollte mir leid thun, denn bei aller perſönlichen Achtung für Sie würde ich niemals meine Einwilligung zu einer ſo ungleichen Verbindung geben. Sie ſind der einzige Sohn eines altadeligen, ſehr begüterten Hauſes; meine Maria iſt die einfache Tochter eines wenig bemittelten Beamten. Glauben Sie es, aus einer ſolchen, der gewöhnlichen Ordnung zuwiderlaufenden Ehe entſpringt nichts Gutes, im Fall auch Ihre Familie mit Ihrer Wahl einverſtanden wäre, woran ich aber zu zweifeln ſehr geneigt bin. Was Freundſchaft Ihnen zu leiſten vermag, dazu ſollen Sie uns ſtets freudig bereit finden, aber mehr verlangen Sie nicht — nicht um Ihrer, nicht um meines Kindes willen.“

Dieſe Worte, mit ſolchem Nachdruck, mit ſolcher Entſchiedenheit geſprochen, ließen mir keine Einwendung zu. Ich ſtand wie vom Blitz gerührt. Dieſe Antwort hatte ich nicht erwartet. „Herr Juſtizrath,“ brachte ich endlich hervor, „iſt das Ihr letztes Wort, auch wenn Ihre Tochter

mich liebt?“ — „Es iſt mein letztes, Herr Baron, es muß mein letztes ſein, meine Grundſätze geſtatten mir kein anderes. Ich wiederhole es: ich weiß nicht, ob Maria Ihre Liebe erwiedert, aber das weiß ich, daß ſie ein gehorſames Kind iſt. Gewiß,“ ſetzte er noch wärmer hinzu, „ich will Sie nicht kränken, ſondern Sie retten vor Reue in ſpäteren Jahren. Gedenken Sie dieſer Stunde, Sie werden mir ſie einſt noch danken.“ — „Leben Sie wohl!“ rief ich und rannte aus dem Zimmer. Zorn und Schmerz kämpften gewaltig um die Herrſchaft in meinem Herzen. Nun erſt fühlte ich, wie viel ich geboten hatte, welch’ ein Opfer zu bringen ich fähig geweſen wäre. Und ſo mich zurückgeſtoßen zu ſehen — o, es war entſetzlich! Und Maria? Hier fiel noch ein Lichtſtrahl in meine Seele, vielleicht denkt ſie doch anders als ihr Vater. Aber nach der unruhigſten Nacht meines Lebens hörte ich des Morgens faſt vor Tag einen Wagen vom Hauſe wegrollen — es war Maria’s Reiſewagen!

Mit dem Frühſtück brachte mir das Dienſtmädchen ein niedliches Briefchen des Inhalts:

„Vor meiner Abreiſe reiche ich Ihnen freundlich die „Schweſterhand und ſage Ihnen ein herzliches Lebewohl! „O, Eugen, nehmen Sie ſie an ohne Bitterkeit. Ich war „Ihnen eine treue theilnehmende Freundin, dieſe bleibe „ich Ihnen auch. Nach hohen Dingen ſtrebte mein Sinn „nie, nur in ſtiller Verborgenheit zu leben iſt mein „Wunſch. Sie ſind in einen andern Wirkungskreis be„rufen; werden Sie glücklich darin, indem Sie das Glück „Derer befördern, die Gott in Ihre Hand gegeben hat.

„Der Herr halte ſtets ſein Auge über Ihnen offen! Noch „einmal, leben Sie wohl und laſſen Sie mich ſein und „bleiben Ihre

Freundin
Maria Werner.“

Nun war alle Hoffnung aus! Eiligſt packte ich meine Sachen zuſammen und wollte Werner nicht wieder ſehen. Schon ſtand ich auf der Hausflur, da ſprang mir Julchen entgegen. Ach, dieſes ſüße, liebliche Kind, der jüngere Abdruck Maria's! Ich hob ſie zu mir auf und küßte ſie. „Wiſſen Sie denn ſchon,“ fing ſie weinerlich an, „daß Maria fort iſt? Die Böſe hat uns allein gelaſſen, aber jetzt,“ fuhr ſie aufgeheitert fort, „darf ich bei Ihnen lernen und Sie ſingen mir auch das Liedchen von dem luſtigen Poſtillon, das ich immer ſo gern höre!“ Ach, dieſes kindiſche Geſchwätz, das alle Erinnerungen einer ſchönern Zeit in mir erweckte, löste meinen Zorn plötzlich in die bitterſte Wehmuth auf. Mit naſſen Augen trat ich in's Wohnzimmer. „Leben Sie wohl!“ ſagte ich und reichte Wernern die Hand, „ich kann nicht ohne Abſchied ſcheiden!“ — „Leben Sie wohl, Eugen!“ ſprach er und umarmte mich mit Herzlichkeit. „Gott laſſe es Ihnen wohl gehen, Sie verdienen es! Vergeſſen Sie uns nicht!“ Ich wankte hinaus. Johann kam eben mit einem Wagen aus der Stadt an — wir fuhren ab!

Den Pfarrer und Hermann noch zu ſehen war mir unmöglich. Ich hatte Hermann's Warnungen verachtet — meine Beſchämung ſoll er nicht wiſſen, darum ſchrieb ich

ihm: das Erbe der Gräfin Buchwald, ſo wie Ihr ausdrücklicher Wunſch habe mich zu einer ſchnellen Abreiſe beſtimmt. Auch von dem Pfarrer habe ich mich ſchriftlich verabſchiedet.

Ich fuhr der Schweiz zu, hoffend, die ſchöne Natur ſollte den Sturm in meinem Innern beſchwichtigen. Allein trotz den ſchönen Sonnentagen fängt auch ſie an ihr Trauerkleid anzulegen und rings um mich her tönt das Echo eines wehmüthigen Lebewohls!

Nein, die Natur lebt nur für ein glückliches Herz, für ein trauriges iſt ſie todt! Ich komme zu Ihnen, liebſte Mutter; Sie ſind gut und mild, Sie werden mir verzeihen und mich tröſten!

Grüßen Sie mein Annerl. Mit der kindlichſten Ehrerbietung

Ihr Eugen.

Zweiundſiebenzigſter Brief.

Edwin an Maria.

Liebe Maria!

Ich lief am Samſtag Abend — eigentlich hatte ich nur auf den Sonntag Erlaubniß — ganz ſpät hieher, um Dich, liebe Maria, noch zu treffen. Aber als ich müde und matt ankam, wareſt Du fort, Julchen ſchon im Bett und der liebe Vater ſaß, in tiefen Gedanken ſein Pfeifchen rauchend, im Dämmerlicht allein auf dem Sopha. Ich fragte nach dem Herrn Baron — auch dieſer iſt verreist. Ach, das war mir eine Trauerpoſt! Du weißt, wie gut er immer gegen mich war, wie er ſich mit mir unterhielt, mich in den Wald

mitnahm, auf ſeinem Fuchſen reiten ließ und mir die ſchönſten Bücher, Spiele u. ſ. w. ſchenkte.

Ich konnte ſeine Abreiſe faſt nicht verſchmerzen, auch der Vater iſt ſehr betrübt darüber. Warum iſt er denn ſo ſchnell fort? Dir, Maria, that er gern Etwas zu Liebe: Du hätteſt ihn bitten ſollen, länger bei uns zu bleiben; er hätte es gewiß gethan!

Nach dem Nachteſſen kam der Herr Pfarrer, aber die Herren ſprachen eben allein mit einander und ich hatte Niemand. Du, liebe Maria, fehlteſt mir überall, es war mir ganz traurig, gar nicht wie zu Hauſe; ich wurde ſchläfrig und ging zu Bette.

Heute geht es etwas beſſer, weil Julchen da iſt, aber ſie hat auch entſetzlich Heimweh nach Dir und Eugen, und deßwegen ſchreibe ich Dir eigentlich, um Dir zu ſagen, daß Du nur recht, recht ſehr bald wieder kommen ſollſt. Nun lebe wohl! So eben kommt Hermann von Hartſtern herüber, das freut mich ſehr. Hermann verwundert ſich auch, daß der Baron, ohne Abſchied von ihm zu nehmen, abgereist iſt. Heute Abend muß ich wieder fort. Der liebe Vater und Julchen grüßen Dich und die liebe Tante herzlich, natürlich ich auch und bin

Dein Dich liebender Bruder
Edwin.

Dreiundſiebenzigſter Brief.

Maria an Emilie.

Der alte engliſche Dichter Richardſon läßt ſeine Clariſſa ſchreiben, wenn dieſe einige Tage mit ihrer geliebten

Herzensfreundin zugebracht hatte: „bei Anna geweſen — lauter Feiertage gehabt!“ So geht es auch mir. O, ich habe viele, viele Feiertage genoſſen, bei meiner geliebten Emilie, bei meiner guten Tante, die mich zuletzt noch hieher zurück begleitete. Jetzt muß ich wohl nach ſo vielen Sonntagen mir auch die Werktage wieder gern gefallen laſſen.

Dank Dir, beſte Emilie, für alle Liebe, die Du mir erwieſen, danke auch Deinen lieben Eltern und allen Bekannten, die ſo freundlich gegen mich waren. Beſonders vergiß nicht dem Herrn Nachbar mich zu empfehlen. Wie ſchade, daß dieſer gute Mann nicht dreißig Jahre ſpäter auf die Welt gekommen iſt, dann hätte doch meine liebe Emilie ſeiner treuen Anhänglichkeit unmöglich widerſtehen können!

Es war die höchſte Zeit, daß ich wieder hieherkam und wohl erkenne ich das Opfer, das mir der liebe Vater dadurch gebracht hat, daß er vierzehn Tage allein mit Julchen hauste. Nicht als ob ich einen allzu großen Werth auf meine Geſellſchaft gelegt wiſſen wollte, ſo iſt es doch natürlich, daß bei einer ſo kleinen Hausgenoſſenſchaft ein fehlendes Glied eine merkbare Lücke verurſacht, und dann fühlte ſich das gute Julchen und am Ende doch auch die Haushaltung ziemlich verwaist. Nie hätte ich gewagt, Julchen ſo lange Lenen's Aufſicht allein anzuvertrauen, aber ich wußte, daß Gabriele und ihre Mutter ſich des Kindes annehmen wollten und das haben ſie auch treulich gethan. Dem lieben Vater leiſtete ſein alter, treuer Freund, der liebe Pfarrer, oft Geſellſchaft, aber dennoch vermißt er den

jugendlich friſchen und muntern Geiſt Eugen's viel mehr, als er nur ſelbſt dachte. Und — ſoll ich Dir's geſtehen, meine liebe Emilie? — mir fehlt er überall. Du weißt, ich habe ihn im engern Sinn des Wortes nicht geliebt, aber ſeine Heiterkeit, ſeine Gefälligkeit, die Art, wie er ſich in die ganze Hausordnung zu ſchicken, wie er den lieben Vater zu behandeln wußte, kurz Alles zuſammen machte ihn uns faſt unentbehrlich. War er uns vor des lieben Vaters Krankheit ſehr werth, ſo zog damals Dankbarkeit für ſeine Theilnahme und Aufopferung das Band der Freundſchaft noch feſter zuſammen und immer mehr wurde er uns ein ganz vertrautes Familienglied.

Jetzt hat er uns verlaſſen, verlaſſen mit beleidigtem, gekränktem Herzen! Ach, das thut mir ſehr, ſehr wehe! Wäre er von uns geſchieden im Frieden, nun, wir hätten ihm nachgeſehen wie einem Freund, einem Bruder, vielleicht mit Wehmuth, aber ruhig, zufrieden, hätten uns gefreut auf ſeine Nachrichten, auf ſein Wiederſehen. Das iſt jetzt Alles, Alles anders!

Wir ſind jetzt ganz allein. Hermann hat uns verlaſſen, Eugen iſt fort, der Pfarrer, ſeit einiger Zeit unwohl, iſt viel an's Haus gefeſſelt, und Gabriele verſinkt wieder in ihre alte Stille und Lebloſigkeit, ja ſie kommt mir noch trauriger als ſonſt vor, aber viel ſanfter und ſchonender. Wohl ſehen wir einem ſtillen einförmigen Winter entgegen; aber ferne ſei es von mir, zu klagen. Seit ich an dem Krankenbett des lieben Vaters geſtanden bin, an dem Krankenbett, das ich in meiner Herzensangſt ſchon zum Sterbe-

bett umgewandelt ſah, ſeit ich dieſe bangen Nächte durchgewacht, ſeit mir die Schmerzensſtunden der lieben ſeligen Mutter wieder ſo neu geworden, habe ich gelernt, für was ich zu danken habe, wenn alle meine Lieben geſund zu Bette gehen und geſund ihr Lager wieder verlaſſen können.

Ja, liebe Emilie, ich bin ſeit einem Jahr um viele Erfahrungen reicher geworden. Viele ſtille Kämpfe habe ich durchgekämpft, ſelten bin ich Siegerin geblieben, faſt immer habe ich einſehen müſſen: unſer Herz iſt verderbt und unſer Dichten und Trachten böſe von Jugend an.

Glaubſt Du, ich werde in Zukunft jetzt beſſer, frömmer ſein? Nein, liebe Emilie, es werden wieder andere Verſuchungen kommen, und ich werde oft und viel auch dieſen unterliegen. Was iſt denn am Ende der Gewinn unſerer Leiden? Das iſt der Gewinn, daß wir erfahren und glauben, daß wir Nichts, gar Nichts ſind und ohne die Gnade ewig verloren wären.

Nun lebe wohl, meine geliebte Freundin. Ganz

Deine Maria.

Vierundſiebenzigſter Brief.

Hermann an Julius.

Lieber Julius.

Welch' unerwartetes Ereigniß! Strahlenau hat Grünthal verlaſſen, ohne ſich bei mir, ohne ſich nur bei meinem Pflegevater perſönlich zu verabſchieden! Unbegreiflich! da er doch alle Anſtalten getroffen hatte, den Winter daſelbſt zuzubringen. Ein ihm zugefallenes Erbe, ſo wie den

Wunſch ſeiner Mutter giebt er mir ſchriftlich als die Gründe ſeiner ſchnellen Abreiſe an, allein er wird ſich ſelbſt vorſtellen, daß ich dieſe zum wenigſten nicht für die einzigen, ja nicht einmal für die ihn beſtimmenden halten kann.

Zufällig kam ich an dem Tag nach ſeiner Abreiſe nach Grünthal und hörte da zuerſt die überraſchende Neuigkeit. Ich nahm um ſo weniger Anſtand, das Werner'ſche Haus zu beſuchen, als ich wußte, daß Maria verreiſt war. Den Juſtizrath traf ich auffallend bewegt. Er gab mir Winke, die mich mit Sicherheit ſchließen laſſen, daß Eugen Wünſche hinſichtlich Maria's gegen ihn ausſprach, deren Verweigerung ſein plötzliches Verſchwinden, das faſt einer Flucht gleich ſah, veranlaßte. Es iſt Wernern nicht wohl bei der Sache; einmal verliert er ſchon Eugen's muntere Geſellſchaft ungern und dann thut es ihm beſonders weh, Strahlenau, der ſeine Gunſt in ungewöhnlichem Grade beſeſſen hatte, am Ende gekränkt und beleidigt das Haus verlaſſen zu ſehen. Ueberdies fürchtet er dem Gefühl ſeiner Tochter dadurch einen ſchlimmen Streich geſpielt zu haben, und doch konnte er, in Folge ſeiner Grundſätze, nicht anders handeln. Ob Maria Eugen wirklich geliebt hat oder nicht, darüber ſcheint er nicht gewiß zu ſein. Da er ſogleich und beſtimmt ſeine Mißbilligung gegen dieſe Verbindung ausgeſprochen, ſo könnte Maria's Uebereinſtimmung mit ihm eben ſo gut und vielleicht noch mehr auf Rechnung ihres kindlichen, faſt blinden Gehorſams als ihrer eigenen Ueberzeugung zu ſetzen ſein, mir wenigſtens iſt das mehr als wahrſcheinlich, denn hätte Eugen nicht deutliche Spuren von Erwiederung ſeiner

Neigung bei Maria beobachtet, ſo würde er doch wahrlich nicht gewagt haben, ſich an den Vater zu wenden, um ſich eine Beſchämung zuzuziehen, die für ſeinen Stolz gewiß ſchmerzhaft genug iſt.

Geht aber Werner weiter in ſeinen Ueberlegungen und das iſt es auch, was ihn am meiſten peinigt, wem will er einen Vorwurf machen als ſich ſelbſt? Denn hätte er Strahlenau nicht unvorſichtiger Weiſe in's Haus aufgenommen, ſo wäre es ohne Zweifel nie ſo weit gekommen. Seine ganze Entſchuldigung dafür beſteht darin, daß er gar nicht an eine ſolche Möglichkeit gedacht und jedenfalls ſeiner Maria Vernunft genug zugetraut habe, ſich vor einer derartigen Uebereilung zu hüten. Der gute Mann ſcheint ganz vergeſſen zu haben, daß die Vernunft noch nicht auf dem Thron als Alleinherrſcherin in einem ſiebzehnjährigen Mädchenherzen ſitzt!

Ach, arme Maria, nun mußt Du auch ſchon empfinden, was hoffnungsloſe Liebe heißt!

Meine Anweſenheit that dem Juſtizrath ſichtbarlich wohl und beim Abſchied bat er mich ſo dringend, ſo herzlich, bald wieder zu kommen, daß ich es ihm nicht abſchlagen konnte. Es wird mich zwar ſchmerzen, Maria zu ſehen, aber die ſtille Theilnahme eines redlichen Freundes wird ihr wohl thun und mehr werde ich ihr gewiß nicht zeigen.

Gabriele fand ich ſehr blaß ausſehend; mir will es faſt ſcheinen, es nage ein geheimer Wurm an der Geſundheit des armen Mädchens.

Auch meinen lieben Pflegevater verließ ich nicht ohne Sorge. Er hat Leiden, die zwar für den Augenblick nicht

gefährlich, aber wenigſtens ſehr beſchwerlich ſind und die ihn oft am Genuß der friſchen Luft, die ihm ſonſt ſo unentbehrlich iſt, hindern.

Was mich ſelbſt betrifft, ſo fühle ich mich, Gott ſei Dank! kräftiger als je in meinem Leben. Seit den angenehmen Tagen, die ich bei Dir verlebte, habe ich mich in eine große Thätigkeit hineingeworfen, wozu das vernachläſſigte Gut ſchon Veranlaſſung giebt, und dies iſt äußerſt heilſam für mich. Gebet und Arbeit ſind doch immer die ſicherſten Mittel nach allen Stürmen, die Ruhe des Herzens wieder zu erlangen, und gewiß, nicht unvernünftiges und eigenſinniges Beharren auf unſern Wünſchen, ſondern willige Hingabe und weiſes Nachgeben iſt — nicht nur für das Weib, ſondern auch für den Mann — Pflicht, in Fällen nämlich, wo es entſchieden Gottes Wille iſt, und das iſt keine Schwäche, ſondern erfordert oft mehr innere Kraft und Ausdauer, als Derjenige, der mit dem Kopf durch die Wand zu rennen gewohnt iſt, nur begreifen kann.

Für den gegenwärtigen Augenblick bin ich eigentlich ausſichtsloſer als je, denn daß ich in Hartſtern nicht bleiben kann noch mag, iſt gewiß, wo ich aber dann ein paſſendes Unterkommen finden werde, das ſteht in der Hand Gottes, deſſen Güte täglich neu iſt über Denen, die ihn fürchten. Lebe wohl.

Dein Hermann.

Fünfundſiebenzigſter Brief.

Emilie an Maria.

Geliebte Maria!

Nun muß ich eben wieder das ärmliche Ding, die Feder, zur Hand nehmen und meines Herzens feurigſte Gefühle auf das kalte Papier kritzeln, weil ich Diejenige nicht mehr habe, die mir Worte der Liebe von den Lippen las, deren Erwiederung ich im treuen Auge fand! Iſt das nicht ein ſchöner, erhabener, poetiſcher Styl! Doch nein, liebſte Maria, in trockener nüchterner Proſa: es thut uns Allen — und da iſt der Herr Nachbar auch mit eingeſchloſſen — unausſprechlich leid nach Dir, und unſere Klagen, daß Dein Beſuch ſo kurz war, erneuen ſich täglich. Alle unſere Unterhaltungen drehen ſich um dieſe liebe Zeit und Jedes weiß wieder etwas Neues von Dir zu rühmen. Meine liebe Mutter — eiferſüchtig war ich ja ſchon lange — iſt jetzt vollends mit ihrer Tochter gar nicht mehr zufrieden, denn was leiſtet Maria gegen dieſer bequemen, leichtſinnigen Emilie! Es iſt aber auch wahr, liebe Maria, ich mache mir ſchon lange ſelbſt ernſthafte Gedanken darüber: wie kommt es doch, daß Du mit einem geringen Dienſtboten ausreichſt und noch den großen Garten pflanzeſt, faſt Alles nähſt, ſtrickſt und flickſt, und dennoch Zeit zum Leſen, Malen und Briefſchreiben erübrigſt? Eigentlich müſſig gehe ich doch auch nicht und Keines von uns im Hauſe, wir haben keinen Garten, keine jüngeren Kinder, unſere Koſt iſt in der Regel einfach, und doch werden wir mit zwei Mägden und einem Bedienten nie fertig. Nun ſage, liebe Maria, wo

ſteckt der Fehler? Mir iſt es eine durchaus unerklärbare Sache. Du haſt unſer Hausweſen jetzt ſelbſt einige Tage über beobachtet — gewiß, es blieb Dir nicht verborgen, was uns ſo viele Arbeit macht. Theile mir offen Deine Entdeckungen mit; Offenheit iſt ja unter uns eingeführt und Du ſollſt ſehen, daß auch ich der Freundin Tadel dankbar annehme.

Stille mag es jetzt wohl bei Dir ſein, liebe Maria, aber Strahlenau's Abreiſe iſt mir doch lieb für Dich. Dieſes beſtändige Zuſammenleben, zumal bei ſeiner gutmüthigen Gefälligkeit, wäre immer mehr ſo zur ſüßen Gewohnheit geworden, daß eine ſpätere Trennung viel Bitteres gehabt hätte, dieſe aber würde über kurz oder lang doch erfolgt ſein. Denn ſelbſt auch, wenn Dein Vater und des Barons Familie nicht gegen eine ernſthaftere Verbindung geweſen wären, ſo geſtehe ich aufrichtig, ſcheinen mir Strahlenau's gute Eigenſchaften doch nicht diejenigen zu ſein, die meine liebe Maria auch bei einem noch freien Herzen dauernd hätten feſſeln können, und ich traue ihr zu, daß ihr Reichthum und Rang keinen Erſatz für die gemüthlichen Entbehrungen geboten hätten, die man vielleicht in den höheren Ständen gering anſchlägt, die aber für uns einfach erzogene Leute immer die Hauptſache bleiben.

Wie kommt es, daß Gabriele den erwünſchten Anfang zu einer etwas heitereren, mithin vernünftigeren Lebensanſchauung verläßt und ihre alte traurige Nachteulennatur wieder annimmt? Gewiß bereut ſie, daß ſie ſich anderthalb Minuten lang des Lebens gefreut hat und verſpricht dem

lieben Gott ernſtlich: ſie wolle nie und nimmermehr daran denken, daß die Welt ſchön ſei und ſie zwanzig Jahre alt. Die Arme! ſie dauert mich herzlich, ihre Selbſtquälereien werden ihr noch das Leben koſten.

Du haſt, liebe Maria, die traurige Geſchichte der Charlotte Corday gewünſcht; ich lege ſie Dir hier bei, keineswegs zur Nachahmung, wenn wir auch immerhin den hohen Muth der edlen Jungfrau bewundern müſſen.

Lebe wohl, meine Geliebte, und ſchreibe bald

Deiner Emilie.

Daß Dir von allen Seiten Grüße zufliegen, verſteht ſich von ſelber.

Charlotte Corday.

Schon hatte die franzöſiſche Revolution, deren Schreckensſcenen mit der Erſtürmung der Baſtille (ein altes Gefängniß in Paris) den 12. Juli 1789 begannen, mehrere Jahre hindurch unaufhaltſam ihren blutigen Lauf fortgeſetzt; ſchon war das edle Haupt des Königs, der Königin und einer zahlloſen Menge Schuldiger und Unſchuldiger als Opfer der losgelaſſenen, wildtobenden Leidenſchaften der Menſchen unter der Guillotine gefallen, da wurde das finſtere Reich mit ſich ſelbſt uneins und immer feuriger entbrannte der Haß der innern Parteien im Convent — der Jakobiner und Girondiſten — gegen einander, bis es endlich am 31. Mai 1793 den wüthenden Jakobinern gelang, den Sturz der Girondiſten vollſtändig zu bewirken. Einundzwanzig fielen unter der nie ruhenden Guillotine. Viele gaben ſich verzweifelnd ſelbſt den Tod, Wenigen war es gelungen, durch

ſchnelle Flucht das Leben zu retten, indem ſie ſich der Stadt Caen zuwandten.

In der Nähe dieſer Stadt, zu St. Saturnin, lebte ein Edelmann, der Wittwer war und eine einzige Tochter hatte, welche die Aufſicht über das Hausweſen führte.

Der vollſtändige Name dieſes Fräuleins war: Marie Aline Charlotte Corday d'Armans. Im Jahr 1769 geboren, war ſie zu jener Zeit 24 Jahre alt.

Ihre erſte Erziehung und Unterricht hatte ſie in einem Kloſter erhalten. Bald zeichnete ſie ſich nicht nur durch einen tief ſittlichen Ernſt, ſondern auch durch eine ungemeine Wißbegierde aus. Das Studium geſchichtlicher und ſtaatsrechtlicher Schriften zog ſie aber allem Andern vor. Dieſe wunderſame Liebhaberei ging jedoch durchaus nicht auf Koſten des weiblichen Gefühls; Charlotte verband im Gegentheil mit einem ſehr ſchönen und ausgezeichneten Aeußern die zarteſte und edelſte Jungfräulichkeit. Freilich hatten ſie Schriften wie Plutarch's Lebensbeſchreibungen und Rouſſeau's Werke und hauptſächlich der Geiſt jener Zeit mehr zur Heldin als zur Chriſtin gebildet. Schwärmeriſch war ſie daher auch anfänglich für die Staatsumwälzung in ihrem Vaterland und für die Männer, die dieſelbe bewirkten, eingenommen. Begeiſtert in ihr nur heilbringende Veränderungen erblickend, mußte ſie bald die traurige Ausartung derſelben tief beklagen, ja verabſcheuen.

Der Sturz der Gironde, der ſie empörte, ſchaffte ihr Gelegenheit, in den Flüchtlingen von den Männern perſönlich kennen zu lernen, die ſie ſchon längſt als Retter des

Volks und Vertreter der Freiheit in ihrem Herzen ſo hoch gehalten hatte. Beſonders war es der junge und feurig ſchöne Barbaroux, der oft in ihres Vaters Haus kam und den Heldengeiſt der Jungfrau durch ſeine Erzählungen noch mehr entflammte. Ob ſie ihn geliebt hat, was Manche meinen, bleibt unentſchieden; jedenfalls galt ihr das Vaterland mehr.

Täglich kamen von der Hauptſtadt des Landes die traurigſten Nachrichten über die furchtbaren und gräßlichen Verheerungen, welche die Schreckensregierung bewirkte, und Charlotte, entrüſtet über dieſe Tiger, beſchloß — eine zweite Judith! — ihr unglückliches Volk zu retten. Ohne durch einen Schein zu verrathen, was in ihrem Innern vorging, beſorgte ſie mit Heiterkeit ihre häuslichen Geſchäfte, und erwirkte ſich von ihrem Vater, unter dem Vorwand, eine kranke Freundin zu beſuchen, die Erlaubniß zu einer Reiſe nach Paris. Ehe ſie abreist, ordnet ſie mit der größten Beſonnenheit das ganze Hausweſen, hinterläßt noch viele ſchriftliche Befehle und eine Art Teſtament, in welchem ſie für ihre Dienſtboten, insbeſondere für ihre treue Kammerfrau ſorgt. Den 1. Juli 1793 trifft ſie in Paris ein. Noch ſchwankt ſie, ob der wüthende Robespierre oder der gräßliche Marat das Opfer ihres Mordſtahls werden ſoll. Da liest ſie in Paris in dem von Danton herausgegebenen Volksblatt **Ami du peuple** die Aeußerung Marat's: daß noch 200,000 Köpfe fallen müßten, bevor in Frankreich Ruhe geſchafft werden könne. Dieſe furchtbare Drohung entſcheidet ihre Wahl: Marat's eigener Kopf ſei der erſte dieſer 200,000! Das iſt ihr unabänderlicher Entſchluß.

Am 13. Juli läßt ſich Charlotte Corday bei Marat melden, wird aber nicht angenommen. Erſt das ſchriftliche Verſprechen, das ſie ihm zuſchickt, ihm den Aufenthaltsort der flüchtigen Girondiſten anzuzeigen, verſchafft ihr Eintritt zu dem Tyrannen. Sie trifft ihn im Bade. Er vernimmt ihren Bericht, und auf ihre Frage: was das Loos dieſer Flüchtlinge ſein werde? ſpricht er: „der Tod!“ — „Den ſollſt Du haben, Wütherich!“ ruft ſie ihm zu, und ſtößt ihm das Meſſer mitten in's Herz, daß er augenblicklich todt zuſammenſinkt.

Auf den Lärmen eilen ſogleich ſein Kammerdiener und andere Bediente herbei. Charlotte aber ſteht ruhig neben der Leiche des Gemordeten und läßt ſich willig Ketten und Bande anlegen.

Sie wird zur Conciergerie (ein Gefängniß) geführt. Ihre That fliegt ſchneller als der Blitz von Mund zu Mund. Schon wird ihr Name mit Begeiſterung genannt, und ein Jüngling fällt ihr auf dem Wege zum Gefängniß zu Füßen, ſie anflehend, ſein Leben für das ihrige laſſen zu dürfen, was ſie begreiflich nicht annimmt. Im Gefängniß angekommen, ſetzt ſie ſich ſogleich nieder, um zwei Briefe zu ſchreiben: den einen an ihren Vater, worin ſie denſelben in den rührendſten Ausdrücken um Vergebung bittet, daß ſie ſeinen grauen Haaren das Herzeleid dieſer That, zu der ſie eine unabweisbare innere Stimme getrieben, nicht habe erſparen können. Sie empfiehlt ihm nochmals ihre Dienſtleute und die Armen, die ſie bisher verſorgt hatte. Der zweite Brief, an Barbaroux gerichtet, iſt der lebendige Ausdruck ihrer Be-

geiſterung. Sie preist darin ihr Glück, das ihr ihre Heldenthat gelingen ließ, ſie freut ſich auf ihren Tod, der ſie im Elyſium mit den Helden der Vorzeit, einem Brutus, einer Arria u. ſ. w. bald zuſammenführen werde. Weder von Angſt noch von Reue irgend eine Spur.

Noch ſelbigen Tag vor Gericht geführt, zeigt ſie ſich durchaus würdig. Alle ihr vorgelegten Fragen beantwortet ſie mit Unerſchrockenheit, aber mit Beſcheidenheit. Ihre edle Perſönlichkeit nöthigt ſelbſt ihren Richtern Achtung ab. Das Todesurtheil wird über ſie ausgeſprochen und ihr verleſen. Sie hört es nicht nur mit Ruhe an, ſondern auf ihrem Geſicht zeigt ſich ſtrahlende Freude. Natürlich! denn ihr höchſter Wunſch, einen politiſchen Märtyrertod zu ſterben, wird jetzt erfüllt. Von dieſem Augenblick an erhält ihr Weſen einen Ausdruck, der nicht dieſer Erde anzugehören ſcheint. Kein Wunder, daß Viele, als man ſie zur Richtſtätte führt, rufen: Es iſt ein Engel, ſeht den Engel!

Geiſtlichen Beiſtand weist ſie beharrlich zurück. Ihre Begeiſterung, ihr Muth, ihre Handlung gleicht der einer edlen Römerin — ſo wollte ſie auch ſterben.

In einem weißen Gewand und einem rothen Mantel wird ſie gleich am folgenden Tag zur Guillotine geführt. Ruhige Größe liegt in ihrer ganzen Erſcheinung. Nur als ihr der Henker mit roher Hand das Halstuch entreißt, röthet edle Schamhaftigkeit unwillkürlich ihre Wangen. Sie legt den Kopf unter die Guillotine und das Schwert fällt!

Der Henker Legros ergreift den ſchönen Kopf bei den Haaren, zeigt ihn dem Volk und giebt ihm einen Backenſtreich.

Allgemeiner Unwillen erwiedert dieſe empörende Rohheit. Aber als nach einer düſtern Pauſe Einer aus der Menge, Adam Lux, Abgeordneter von Mainz, begeiſtert ausruft: Seht, dieſe iſt größer noch als Brutus! muß auch er ſeine Begeiſterung mit dem Leben zahlen.

Sechsundſiebenzigſter Brief.

Maria an ihre Tante Eliſe.

Meine geliebte Tante!

Wenn diesmal eine ungewöhnlich lange Pauſe durch meine Schuld in unſerm Briefwechſel entſtand, ſo darfſt Du es für kein ungünſtiges Zeichen anſehen. Wir ſind Gottlob Alle wohl und ganz vergnügt beiſammen. Ja, ich möchte faſt glauben, daß Das, was man von den Frauen ſagt: daß Diejenigen die Beſten ſeien, von welchen am wenigſten geſprochen werde, auch in mancher Beziehung vom Leben überhaupt gelten könnte. Wenn wir wenigſtens ſo gar viel zu erzählen wiſſen, ſo iſt gewöhnlich Manches dabei, deſſen wir mit Schmerz oder mit Reue zu gedenken haben.

Still iſt es jetzt freilich bei uns, doch wird mir die Zeit nicht lang. Es blieb den Sommer über gar Manches liegen, was jetzt nachgeholt werden muß, und überdies hat ſich mir wieder ein ganz neues Feld zur Unterhaltung eröffnet.

Schon als Hermann noch hier war, ſprachen wir, angeregt durch ihn, öfters davon, einen kleinen Wohlthätigkeitsverein für unſere Ortsarmen und etwa diejenigen der nächſten Nachbarſchaft zu bilden. Der Gedanke, wenn auch halb im Scherz ausgeſprochen, gefiel Gabrielen und mir ſehr

wohl, und wir dachten ſogleich ernſtlich an einen Verſuch; allein wir ſtießen von vornherein auf unerwartete Schwierigkeiten. Wo ſollten wir Mitglieder herbringen? Dieſe Frage war um ſo bedenklicher, als Gabriele hier, wie überall, allzu enge Schranken zog. Ich nämlich glaubte, bei einer Sache, wo es ſich zunächſt um hinreichende Mittel handle, müſſe man eben anklopfen, wo man ſolche und nur auch einigen Sinn dafür vermuthen könne. Aus welcher Abſicht gegeben werde, das zu unterſuchen wären wir nicht verpflichtet. So wollte ich denn die Vermöglicheren unſerer Ortsangehörigen ſelbſt und auch aus der Oberamtsſtadt, namentlich junge Mädchen, die Töchter des Oberamtsrichters, des Doktors u. ſ. w. dazu ziehen. Gegen dieſes Verfahren war aber Gabriele entſchieden, indem ſie behauptete, ein Verein, den die chriſtliche Liebe gegründet, könne auch nur durch dieſe erhalten werden, und der Segen werde ſich davon abwenden, wenn Leute dabei betheiligt wären, die keinen chriſtlichen Sinn in ſich trügen und nur der Eitelkeit und Weltluſt zugewandt ſeien. Alle meine Einreden, daß ſie ja dies nicht einmal beurtheilen könne, weil es unmöglich ſei, einem Menſchen in's Herz zu ſehen, aus welchen Gründen er handle, waren in den Wind geſprochen. Sie wollte eben bei ihrer Form und Farbe bleiben, und ich konnte mich noch glücklich ſchätzen, daß ſie nicht auch mich ausſchloß. Dieſe Engherzigkeit war hauptſächlich Schuld, daß damals Alles unterblieb, denn ihre chriſtlichen Brüder und Schweſtern ſind meiſtens nicht in der Lage, daß ſie hätten viel thun können, und die Reicheren von ihnen, das zeigt ſich jetzt, ſind nicht immer Die-

jenigen, die viel thun wollen. Neben dieſem Mißſtand mochte auch noch Strahlenau's immerwährender Spott über unſern „heiligen Plan" verurſachen, daß ich je mehr und mehr für die Sache erkaltete — Hermann kam auch fort — kurz, es geſchah Nichts.

Seither iſt der Mangel und ſomit das Bedürfniß viel größer geworden, der Winter ſteht vor der Thüre, Hagelſchlag, Kartoffelkrankheit, Mißwachs u. ſ. w. haben die Armuth auf eine furchtbare Höhe gebracht, und jetzt fehlt es überall an Brod und Kleidern. Schon lange ſuchte ich mich mit meinen eigenen Bedürfniſſen und in der Haushaltung möglichſt einzuſchränken und einfach zu ſein, um mehr für die Noth geben zu können, aber, die Wahrheit zu ſagen, blieb ich hier ſehr weit hinter Gabrielen zurück, und oft ſagte mir auch mein Gewiſſen, ich könnte mehr thun. Im beſten Fall aber ſind dieſe zerſplitterten Wohlthaten doch nicht Das, was durch ein kräftiges und ernſtliches Zuſammenwirken in Stand geſetzt werden kann. Dieſe Bemerkung rief denn auf's Neue den Wunſch zur Vereinigung hervor, und Gabriele zeigte ſich etwas nachgebender, wie ſie überhaupt ſeit einiger Zeit viel milder auch gegen Andersdenkende iſt. Während ich nun bei Dir, liebſte Tante, war, beſuchte Hermann Grünthal, und dieſer muß die Sache wieder in Anregung gebracht haben. Gabriele empfing mich bei meiner Rückkunft ſogleich damit und ſcheint jetzt vollkommen bekehrt zu ſein, indem ſie geſtattet, daß man auch weltliches Geld zum heiligen Zweck zuſammenbringen darf. Mit großem Eifer machten wir uns nun gleich an's Werk. Unſer lieber

Pfarrherr würde natürlich an der Spitze ſtehen, wenn ihn nicht leider eine ſchon länger dauernde Kränklichkeit, die ihn nur mit Anſtrengung ſeine gewöhnlichen Berufsarbeiten vollbringen läßt, daran verhinderte; doch verſpricht er zu thun, was er kann, und namentlich das Organ zwiſchen Hermann und uns, der ein thätiges Mitglied des Vereins ſein will, zu bilden. Unſere Aufforderungen und Sammlungen für dieſen Zweck haben bisher einen günſtigen Erfolg gehabt, und Gabriele muß ſich mit Beſchämung überzeugen, daß manche von ihr tief Verdammte oft gerade die Willigſten und Freudigſten zum Geben und Arbeiten ſind; auch findet ſie wahr, auf was ſie der Pfarrer aufmerkſam machte: daß in Manchem erſt durch Aufforderung zu einer ſolchen Theilnahme der Sinn für chriſtliche Liebe erwache und wir uns alſo ſehr verſündigen, wenn wir aus hochmüthiger Selbſtgerechtigkeit dem Einen oder dem Andern die Gelegenheit dazu entzögen.

Bei all dieſem guten Fortgang iſt eben dennoch unſer erſammeltes Sümmchen klein, und da gerade die Brodnoth ſo groß iſt, ſo wurde beſchloſſen, das Meiſte zu Nahrungsmitteln und nur einen kleinen Theil zu Kleidungsſtücken zu verwenden. Bei dieſen wollen wir bei den Hilfloſeſten in der Art anfangen, daß wir zuerſt für kleine Kinder ſorgen. Es fehlt ſogar häufig an Kinderzeug; ſo wollen wir denn kleine Hemdchen, Kittelchen, Häubchen, kurz Alles, was Kinder bis zum erſten Lebensjahr brauchen, verfertigen. Steigen unſere Mittel, ſo ſollen auch unſere Hemdchen, Röckchen u. ſ. w. größer werden, das heißt: wir nähen

dann auch für zwei=, dreijährige Kinder u. ſ. w. In jeder Woche iſt ein Nachmittag zur gemeinſchaftlichen Arbeit beſtimmt, und außer einigen Pfarrerinnen und ihren Töchtern aus der Nachbarſchaft nehmen daran auch einige der Wohlhabenderen und Gebildeteren von unſern Bauernfrauen Antheil, eben ſo laſſen wir geſittete junge Bauernmädchen mitarbeiten, für die es denn zugleich eine halbe Nähſchule iſt. Drei Mal waren wir jetzt ſchon beiſammen. Das erſte Mal geſchah es mit einiger Feierlichkeit, indem unſer lieber Pfarrer ein herzliches Gebet ſprach und die Sache dem Segen des Herrn anempfahl.

Auch die beiden andern Male erfreute der gute Mann, trotz ſeiner Leiden, uns mit ſeiner Gegenwart und brachte uns nebſt Geld eine freundliche, aufmunternde Zuſchrift von Hermann.

Du glaubſt nicht, liebe Tante, wie ich mich freue, daß die Sache ſo weit im Reinen iſt. Ich lebe und webe darin und möchte nur recht viel Geld dazu haben! Sage mir nur, liebe Tante, wo ich etwa in der Haushaltung, ohne daß man es fühlt, Etwas erſparen könnte, denn Du weißt wohl, von dem lieben Vater darf ich nicht mehr als ſonſt fordern; er klagt ohnehin, daß die gegenwärtig ſo theuern Preiſe nicht im Verhältniß zu ſeinen Einnahmen ſtehen. Denke, ſogar die Kinder helfen mir zu meiner Freude! Julchen hat bereits ein Paar Kinderſtrümpfe mit großem Eifer in ganz kurzer Zeit geſtrickt; Edwin aber veranſtaltete aus eigenem Antrieb, ohne ein Wort davon zu ſprechen, eine Kreuzer=Collecte, wie er es nannte, unter ſeinen Schulkameraden,

und brachte 47 Kreuzer zuſammen — iſt dieſer gute Wille nicht rührend?

Nun lebe wohl, liebſte Tante! Nebſt den herzlichſten Grüßen von Allen

Deine Maria.

Siebenundſiebenzigſter Brief.

Eugen von Strahlenau an Hermann Jäger.

Hermann, ich war ein Thor! Schon oft, oder vielleicht immer — wirſt Du denken. Aber doch ganz vorzüglich da, als ich Grünthal verließ, ohne Dir, dem lieben, treuen, redlichen Freunde zum Abſchied die Hand zu ſchütteln und mein ganzes Herz aufzuſchließen.

Verdruß, Scham, Hochmuth und was dergleichen Dummheiten mehr ſind, hielten mich davon ab, obgleich ich wohl denken konnte, man werde Dir, ehe ich die Landesgrenze verlaſſen habe, alle meine Unglücksfälle und noch ein halb Dutzend nicht gehabte dazu haarklein berichten. Nun, es iſt vorüber, und die Strafe dafür, daß ich Deines treuen Rathes, Deiner Theilnahme, Deines Troſtes mich entzog, folgte mir auf dem Fuße. Wahrhaft rath- und troſtlos irrte ich in der Welt umher, die Kreuz und die Quer. Endlich beſchloß ich, wie alle verwundeten Kinder, der Mama zuzuſpringen und von dieſer mich tröſten und heilen zu laſſen. Ich that's, und es war ſo übel nicht. Ihre und Annerl's Zärtlichkeit thaten mir wohl. Nicht, daß dadurch Maria's Bild in meinem Herzen ausgelöſcht worden wäre, aber — „milder werden alle Schmerzen, wenn ein Freund ſie theilt." Anfangs hatten ſie

große Mühe mit mir, ich war ſehr ſteifköpfig und wollte durchaus immer traurig ſein; allein Mama ergriff ganz das Rechte: ſie zwang mir ihre Belebungsarzneien und Aufheiterungsmittel nicht auf, ſie bot mir's nur freundlich an. Stieß ich's dann zurück, ſo ließ ſie es ruhig geſchehen. Sie ſprach viel mit mir von Maria, war die Erſte, die ſie lobte und rühmte, ſuchte dabei aber immer geſchickt leidenſchaftliche Ausbrüche von meiner Seite zu vermeiden, und mehr meiner Achtung für Maria als meiner Liebe Nahrung zu geben — kurz, die Mutter verſteht's, ein unſinniges Herz wieder zur Vernunft zu bringen. Nach und nach bequemte ich mich, einigen Antheil an der Geſellſchaft zu nehmen, und endlich hatte ich ſogar die Gnade, mein neues Erbe anzuſehen. Dieſes iſt, nebenbei geſagt, wirklich ein niedliches Gütchen in zauberiſcher Gegend, nur vier Meilen von Strahlenau entfernt. Die alte Dame, meine hohe Gönnerin, der es dafür im Paradies wohl gehen ſoll, hat indeß die ganze Geſchichte in einem ziemlich chaotiſchen Zuſtande hinterlaſſen; beſonders ſehen die Waldungen mehr den Urwäldern Amerika's als einer geordneten Wirthſchaft gleich. Bei dieſem Anblick ergriff mich nun, Gott ſei Dank! ein ſo mächtiger Thätigkeitstrieb, daß ich ſchnell den ſchwärzeſten Schatten meiner Melancholie ein Ziel ſetzte und dagegen anfing, Vermeſſungen und Abſteckungen, Ausrottungen und Einpflanzungen im Großen und im Kleinen zu unternehmen. Dies wollte die Mama haben und ſie hatte ganz Recht. Der Menſch, insbeſondere der Mann, iſt zum Schaffen und Wirken, nicht zum Seufzen und Weinen auf der Welt, und hat er auch

ein tiefes Leid erfahren, das ihn wohl noch zu Zeiten zwickt und drückt, nun, ſo ſchadet ihm dies auch Nichts. Ja, lieber Hermann, ich bekenne Dir, es waren bittere Tropfen, die ich in Grünthal verſchlucken mußte, aber ſie bekamen meinem Magen, der bisher nur von Süßigkeiten wußte, und glaubte, es müſſe durchaus immer ſo fortgehen, wohl. Auch halfen ſie mir zu einer großen Entdeckung. Ich war vorher in dem ſchönen Wahn, ein Philoſoph zu ſein, nämlich auf äußere Glücksgüter, Geld, Stand, Anſehen u. ſ. w., nicht den geringſten Werth zu legen — aber ich weiß nun, daß dies nicht der Fall iſt. Hätte ich mir dieſe Güter verſcherzt, ſo wäre es in der Leidenſchaft geſchehen, daß ich ſie aber bei kalter Ueberlegung hoch ſtelle, zeigte mir mein ungeheurer Aerger darüber, daß der Juſtizrath mich, den reichen Baron, als Tochtermann ausſchlug, und daß Maria meine großen Opfer — und ich fühlte, daß es große Opfer waren — nicht annahm, um „Frau Baronin" zu werden.

Ich weiß nun, was ich thue: ich behalte meinen Adel und bin froh, daß ich ihn habe, aber ich ſchätze den Bürgersmann glücklich und hoch, der ihn weder braucht noch will.

Je vernünftiger ich aber werde — und Du ſiehſt, ich bin auf gutem Weg dahin — je mehr verlangt es mich nach Dir, meinem lieben redlichen Freunde. Oft klage ich mich hart darüber an, daß ich in der letzten Zeit in Grünthal Deine treue Freundſchaft faſt von mir geſtoßen habe. Sah ich in Dir doch nur den Mahner, Warner, Beſtrafer meiner Thorheit, kurz, ein zweites Gewiſſen, und Du weißt, ich habe meiſt ſchon am erſten zu viel, und darum floh ich Dich, ſo

gut ich konnte, und wurde fremd und kalt. Vergieb mir, mein Hermann, reiche mir Deine ehrliche Hand, und ſei wieder mein lieber, ſchützender, treuer Freund, wie ſonſt. Habe Mitleiden mit mir, und mache nicht, daß ich mit der Geliebten auch dem Freund entſagen muß!

Von Mutter und Schweſter überſchüttet und überſtrömt Dich ein ganzer Regen von Grüßen! Ich aber bin ein= und allemal

Dein treuer Freund

Eugen.

Achtundſiebenzigſter Brief.

Maria an Emilie.

Zeit, meine geliebte Emilie, Zeit willſt Du von mir haben? Nein, Geliebte, Arbeit, Beſchäftigung, Unterhaltung will ich Dir geben! Du mußt ein correſpondirendes Wohlthätigkeitsvereinsmitglied (ein ſtattlicher Titel! Schade, daß wir nicht in Krähwinkel ſind) werden, mußt mir helfen Hemdchen, Röckchen u. ſ. w. nähen, mußt betteln gehen bei Deinen Freundinnen um Geld, alte Kleider, neue Flecke, kurz um Alles, was ihr guter Wille iſt. Alſo merke: großartige Anſtalten in Grünthal. Viele Bewegung der Herzen, der Geldbeutel und der Finger. Ordentliche, außerordentliche und auswärtige Mitglieder. Zweck der Sache: Brod und Kleidung für Arme; das Erſte für Alle, das Zweite für kleine Kinder u. ſ. w. Das Nähere findeſt Du auf dem Nebenzettel. Eigentliche Statuten haben wir noch keine; dieſe müſſen erſt von Hermann entworfen werden. Ja, von Her=

mann! Dieſer iſt ſo zu ſagen der Gründer, und ein ſehr thätiges Mitglied dabei. Und denke, Emilie, ich kann dieſen Namen mit Ruhe ſchreiben! Nicht als ob mir der, der ihn trägt, gleichgültiger geworden wäre — o nein, o nein, ich verehre, ich achte ihn vielleicht mehr, als dies je der Fall war. Auch iſt dieſe Ruhe nicht mein Verdienſt, das fühle ich wohl, ſondern ſie iſt mir geſchenkt vom lieben Gott. Er hat mein Gebet und mein redliches Streben, mich in ſeinen Willen zu ſchicken, gnädig angeſehen, und darum meinen Kampf mir erleichtert. Ich hoffe, jetzt auch Hermann's Anblick ruhig ertragen zu können. Dabei bin ich ſo heiter, ſo zufrieden, ſo dankbar — kurz, ein glückliches Kind meines lieben Vaters im Himmel. Ach, wie verkehrt iſt doch der Menſch, wenn er ſeinen eigenen Weg bahnen will: nur durch Hell und Dunkel Gott vertraut, er macht Alles wohl und ebnet die Berge, die für uns ganz unüberſteiglich ſcheinen.

Dieſes Thema, meinem Herzen ſtets ſo wichtig, hat mich ganz von unſerer neuen Schöpfung abgeführt. Alſo, ein Mitglied ſollſt Du werden, und nun Zeit dazu!

Unmöglich, liebe Emilie, kann Deine Aufforderung, Dir zu ſagen, warum in eurem Hauſe die Zeit noch ſchnellere Flügel als anderswo habe, Dir ernſt ſein. Wie kann ich, das unerfahrene Mädchen, mir hierüber das geringſte Urtheil erlauben! Aber die Regeln, die mir meine theure Mutter von Kindheit auf im Allgemeinen über den Gebrauch der Zeit gab, will ich Dir wiederholen.

Die Selige hielt dies für einen ſo überaus wichtigen Gegenſtand, daß ſie ſchon ſehr frühe meine Aufmerkſamkeit

darauf hinzuleiten ſuchte. Um Zeit zu gewinnen ſchienen ihr zwei Dinge unumgänglich nothwendig: Frühes Aufſtehen und regelmäßige Eintheilung der Zeit. Durch frühes Aufſtehen, Sommers wenigſtens um 5 Uhr, Winters ſpäteſtens um 7 Uhr, gewinnt man, ſagte ſie, nicht nur die Zeit, welche man dem Schlaf entzieht, ſondern man iſt friſcher, lebendiger, zu jedem Geſchäft aufgelegter, als wenn man lange geſchlafen hat. Nicht umſonſt heißt es: „Morgenſtund hat Gold im Mund.“ Geſchieht es täglich zu derſelben Stunde, je nach der Jahreszeit, ſo gewöhnt man ſich daran, und es koſtet keinen Kampf mehr. Sollte es aber auch einige Ueberwindung erfordern, aus dem warmen, weichen Bett herauszukommen: ei, was ſchadet's? Wer gleich Morgens mit friſcher Kraft ſchmählich dem Fleiſch nachgiebt, der wird den Tag über ſicherlich die Herrſchaft über den Geiſt noch oft oder immer verlieren. Alſo heraus! Die liebe Behaglichkeit mag ſich ſtrecken und gähnen wie ſie will.

Iſt es nun ſchon als Uebungsmittel jungen Perſonen anzurathen, frühe aufzuſtehen, ſo wird ſich dieſe löbliche Gewohnheit bei der künftigen Hausmutter beſonders belohnen. Eine Hausfrau, die Morgens lange im Bette liegt, ſo fern ſie geſund iſt — natürlich von kränklichen oder ſchwächlichen Perſonen iſt hier nicht die Rede — verſäumt unermeßlich viel und kann den Verluſt dieſer Zeit den ganzen Tag über nicht mehr einbringen. Des Morgens muß ſie bei der Hand ſein, dann kann ſie es auch von ihren Dienſtboten erwarten und verlangen, kann ihre Geſchäfte für den Tag

ordnen, und hauptſächlich eine ruhige Stunde zur Sammlung ihres eigenen Gemüths finden, was ihr ſpäter in den Tag hinein ſchwer, vielleicht unmöglich wäre. Oft wählt ſich untreues Geſinde am liebſten die Morgenzeit zu allerlei Unterſchleifen; das iſt auch abgeſchnitten, wenn die Frau ſelbſt auf dem Platz iſt. Wie ſie nun hier ſtreng und pünktlich auf die Zeit hält, ſo hat Alles den ganzen Tag über ſeine beſtimmte Stunde. Höchſt ungern wird etwas auf den Mittag verſchoben, was die Ordnung für den Morgen zu thun verlangt u. ſ. w. Unvorhergeſehene Umſtände gebieten freilich zuweilen eine Ausnahme, aber womöglich, und wenn's auch Mühe koſtet, bleibt ſie bei der Regel. Im gewöhnlichen Lauf müſſen alle Geſchäfte ſo geordnet ſein und jeder Dienſtbote ſo beſtimmt wiſſen, was zu ſeinen Pflichten gehört, daß ſich Keines im Haus beſinnen darf, was es jetzt vornehmen will, und es auch keinen Streit darüber geben kann. Ueberdies muß jedes Ding, beſonders jeder Schlüſſel, ſo ſeinen beſtimmten Platz haben und ſo ſtreng darauf gehalten werden, daß der Gegenſtand immer dort anzutreffen iſt, daß das zeitfreſſende Verlieren und Verlegen faſt zu den Unmöglichkeiten gehört. In Häuſern, wo die Eſſenszeiten durch den amtlichen Beruf des Mannes nicht regelmäßig ſein können, iſt dies freilich ein großes Hinderniß, aber wo man hierin freie Hand hat, gewöhne man ſich doch ja faſt auf die Minute zur Regelmäßigkeit; es kann in einzelnen Fällen läſtig ſein und in Pedanterie ausarten, aber es iſt ein außerordentliches Förderungsmittel der Ordnung und des Zeitgewinns, ſowohl für die Herrſchaft als das Geſinde.

So ungefähr lauteten die Lehren meiner lieben Mutter, deren Ausführbarkeit ſich natürlich nach den Verhältniſſen richten muß. Dir aber, meiner lieben kleinen Langſchläferin, rathe ich aufrichtig, ein Stündchen täglich am ſüßen Schlaf abzubrechen, ſo haſt Du — bedenke — in zwölf Tagen ſchon einen ganzen Tag gewonnen, und in dieſer Zeit kannſt Du mir ein wunderniedliches Kinderröckchen oder Hemdchen nähen. Willſt Du, meine liebe Emilie?

Und nun noch meinen großen Dank für Deine Erzählung. Sie intereſſirte mich um ſo mehr, als ich gegenwärtig unſerm lieben guten Pfarrer zuweilen Abends von der franzöſiſchen Revolution vorleſe. Seine Kränklichkeit hindert ihn am Ausgehen, und mir iſt es die größte Freude, ihn zu beſuchen. Da leſen wir denn zuſammen, und er iſt ſo gut, immer Schriften zu wählen, die für mich unterhaltend und zugleich auch bildend ſind.

Noch muß ich bemerken, daß mein Vater weder Eugen's noch Hermann's gegen mich mit einer Silbe erwähnt. Meine Trauer um Hermann, ſcheint mir beinahe, verſtand er unrecht; er glaubte, ſie gelte Eugen's Abſchied, und deßwegen vermeidet er, von Beiden zu ſprechen.

Nun lebe wohl, liebe Emilie! Gabriele läßt Dich grüßen. Sie iſt unwohl, hat Huſten und ſieht ſehr übel aus! Von Herzen

Deine Maria.

Neunundſiebenzigſter Brief.

Tante Eliſe an Maria.

Mein liebes Kind!

Wer ſollte nicht eine Freude haben an Deinem regen Eifer, Gutes zu thun! Ueberhaupt bemerke ich Dich mit Vergnügen auf beſſern Wegen. Du biſt heiterer, und da iſt viel gewonnen. Ein verdrießliches Kind und ein trübſinniges junges Mädchen ſind unnatürliche und deßwegen höchſt widerliche Dinge, und geht man der Sache recht auf den Grund, was iſt bei beiden gewöhnlich die Urſache? Eigenſinn und eine reizbare Empfindlichkeit, die aus einem Uebermaß von Eigenliebe entſteht.

Man hat dem Kind ein gefährliches oder unpaſſendes Spielzeug entriſſen; jetzt trotzt es und wird mißlaunig. Bei den jungen Mädchen — verzeih' mir's, liebe Maria! — iſt es nicht viel beſſer. Es kann Schmerzen geben, die dem jungen Herzen tief einſchneiden. Nun ja, wer will's ihm übel nehmen, wenn es das Köpfchen ein Weilchen hängt, aber es muß ſich auch wieder aufrichten laſſen, und feſt glauben, wenn die Erfüllung dieſes oder jenes Wunſches ihm heilſam geweſen wäre, daß der liebe Gott ſie ihm nicht verweigert hätte. Durchaus aber auf ſeinem Begehren beharren, oder jeden andern Troſt hartnäckig ausſchlagen und dies als Treue rühmen, das ſind romanhafte Ideen, die unglücklich machen und, von der Selbſtſucht erzeugt, Gott nicht wohlgefällig ſind. Meine Maria, das durfte ich hoffen, gehört nicht zu dieſen ſchwärmeriſchen Närrinnen. Sie kann

ſich ein wenig verirren, aber ſie wird ſich gewiß wieder zu=
recht finden, denn das Wort Gottes iſt ihre Leuchte und
ihr ſehr großer Troſt.

Euer Verein hat meinen ganzen Beifall, und Du wirſt mir erlauben, auch zuweilen durch eine kleine Sendung mei=
nen Antheil daran zu bezeugen. Ein ſolches Unternehmen iſt an ſich gewiß recht zweckmäßig und löblich, aber auch ſelbſt hier, bei der beſten Abſicht, ſtehen gleich wieder Feinde da, vor denen unſer ſchwaches Herz ſich hüten muß. Ich will nicht von der Eitelkeit ſagen, die — ach wie verſteckt oft! — ſich eben faſt Allem, was wir thun und laſſen, anklebt; aber noch eine andere Gefahr, ſie heißt: Werkheiligkeit!

Ich glaubte davon ſchon Spuren bei Gabrielen zu finden; vielleicht habe ich ihr Unrecht gethan. Ach, wir wollen eben überall ein Verdienſt haben und dem lieben Gott ſeinen Himmel gleichſam abkaufen; wir vergeſſen ſo gar leicht, daß er uns nicht braucht, und es nur Gnade iſt, wenn wir ſeine Werkzeuge ſein dürfen. Der Himmel aber bleibt ein freies Geſchenk ſeiner Barmherzigkeit.

Zuletzt, liebe Maria, erlaube mir Dich noch darauf aufmerkſam zu machen, Dich zu hüten, über den entfernten Pflichten, die Du übernimmſt, nie die Dir zunächſt liegen=
den zu verſäumen. Ich habe Frauen unter meiner Bekannt=
ſchaft, welche eifrige Mitglieder in zwei, drei wohlthätigen Vereinen ſind, die daneben noch einzelne Arme kräftig unterſtützen, die überhaupt ſogleich ſich willig zeigen, jeden guten Zweck zu fördern, die aber ihre eigenen Kinder ver=
wildern, ihre Haushaltungen verderben laſſen. Zeit und Geld

brauchen ſie für auswärts, und während man allenthalben ihre menſchenliebende Aufopferung rühmt, haben ihre Gatten und Kinder ihnen ſchwere und ſich oft traurig rächende Verſäumniſſe vorzuwerfen. Darum iſt und bleibt es wahr: das Weib hat zuerſt für ſein eigen Herz zu ſorgen, dann für ſein eigen Zimmer, dann für ſein eigen Haus, dann erſt für fremde Häuſer. Daß aber die chriſtliche Liebe mit gutem Willen und weiſer Einrichtung viel vereinigen kann, iſt richtig, und meine Maria wird, dies hofft mein Herz, den richtigen Mittelweg finden.

Deine Frage, wo Du Geld erſparen ſollſt, ohne daß es bemerkbar wird, iſt etwas ſchwierig zu beantworten. In einzelnen Fällen kann das Niemand entfernt Stehendes ſagen, aber im Allgemeinen gilt die Regel, daß man ſich nicht ſowohl vor größeren, aber ſeltenen Ausgaben, als vor täglichen kleinen, vielleicht entbehrlichen, hüten muß. Wenn Du z. B. nur täglich für zwei Kreuzer Milch zu viel kaufſt, ohne daß ſie verbraucht wird, oder ein Licht unnöthig verbrennſt, ſo macht dies in einem Jahr ſchon zwölf Gulden aus u. ſ. w. Doch muß man ſich auch hier vor allzu ängſtlicher Berechnung in Acht nehmen, was leicht in Knickerei ausarten kann, die auch beim beſten Zweck ſchändlich und eines edlen Geiſtes ganz unwürdig iſt.

Das zweite ſehr zu empfehlende Sparmittel iſt Achtſamkeit, daß ſo wenig als möglich zerbrochen oder vor der Zeit abgenützt wird, auch daß man das Verdorbene, ſo lange der Schaden noch klein iſt, ſogleich wieder herſtellen läßt. Iſt z. B. ein kleiner Ring oder eine Handhabe an irgend

einem Küchengeſchirr loſe geworden und man läßt es nicht ſogleich wieder befeſtigen, ſo wird in kurzer Zeit der Ring oder die Handhabe ganz fehlen, und was man mit ein Paar Kreuzern hätte thun laſſen können, koſtet jetzt ſicher ſo viel Batzen. Das ſind freilich Dinge, die Jedermann weiß, aber nicht Jedermann thut, deßwegen kann es nicht oft genug wiederholt werden.

Daß auch die lieben Kinder Gefühl für die Leiden ihrer Mitmenſchen zeigen, freut mich herzlich, und wenn ſie es auch nur aus Liebe für Dich gethan haben, ſo iſt es dennoch ſehr erfreulich. Ermuntere ſie immerhin durch Deinen Beifall, jedoch mit Vorſicht! Selbſt Deiner Lene möchte ich einigen Antheil an der Sache gönnen. Sie iſt ein treuer und fleißiger Dienſtbote und einen ſolchen muß man durch Vertrauen, das man in ſeinen guten Willen ſetzt, ehren und belohnen. Gewiß iſt das die edelſte Art, ſeinen Dienſtboten Anhänglichkeit einzuflößen, wenn man auf ihre Herzen zu wirken ſucht und ſich zu einem guten Zweck mit ihnen vereinigt.

Nun lebe wohl, liebe Maria. Eurem lieben Pfarrer wünſche ich von Herzen gute Beſſerung! Euch herzlich grüßend

Deine treue Tante

Eliſe.

Achtzigſter Brief.

Hermann Jäger an Eugen von Strahlenau.

Könnteſt Du, mein lieber Eugen, doch ſehen, welch eine herzliche Freude mir Dein lieber Brief gemacht hat. Ja, jetzt biſt Du wieder der alte freundliche, heitere, gemüthliche Eu=

gen! Mit Freuden ergreife ich Deine mir dargebotene Freundeshand und drücke ſie im Geiſt feſt an mein Herz. Du haſt ein glückliches Temperament, das Dich ſchnell über die Unebenheiten des Lebens hinüberführt, und erhältſt Du auch einmal einen tüchtigen Stoß, ſo weiß Deine unverſiegbare Heiterkeit bald Alles wieder in's alte Geleis zu bringen. Nur Eines, das bekenne ich, wundert mich und ſieht Deiner Herzensgüte nicht gleich: warum gedenkſt Du mit keinem Wort Maria's? Sie hat nicht den leichten Sinn und fühlt den Trennungsſchmerz vielleicht nicht tiefer, aber nachhaltiger als Du. Ich verkenne Dich zwar nicht, lieber Eugen, ich weiß, Deine Abſicht war redlich; Deine Schuld iſt es nicht, daß der Vater die Einwilligung zu einer ehelichen Verbindung verſagte. Dich trifft höchſtens der Vorwurf, daß Du die ungleichen Verhältniſſe nicht früher beachteteſt. Nun, das iſt vorüber, ich ſpreche Dich von aller Schuld frei, aber begreifen kann ich nicht, daß Dein ſonſt ſo reges Mitleid nicht ſtärker gegen Maria ſpricht. Während Du Dich glücklich ſchätzeſt, Dich durch die weiſe Liebe Deiner Mutter geneſen zu ſehen, fragſt Du gar nicht, wie geht es ihr, die die gleichen Schmerzen empfindet? Einerlei kann es Dir doch nicht ſein, ob ſie heiter oder traurig iſt! Oder ließeſt Du dieſen wunden Fleck nur unberührt, um Deine eigene Heilung nicht zu ſtören, dann vergieb, dann habe ich unrecht gethan, Dich daran zu mahnen. Doch in dieſem Fall wird es tröſtlich für Dich ſein, wenn ich Dir ſage, was mir mein lieber Pflegevater ſchreibt: daß Maria zwar nach ihrer Reiſe noch einige Zeit etwas ſtill und in ſich gekehrt geblieben ſei, jetzt aber ſich wieder heiterer und

ruhiger zeige, ja in letzterer Zeit durch die Gründung des lang und viel beſprochenen Wohlthätigkeitsvereins ihre Kräfte ſo in Thätigkeit geſetzt ſehe, daß ſie munterer und belebter als je zu ſein ſcheine und ihr gutes friſches Ausſehen bürge auch für einen innerlich geſunden Zuſtand. Bedenklicher iſt das Befinden meines guten Pflegevaters ſelbſt. Sind ſchon ſeine Leiden nicht gerade gefährlich, ſo iſt es doch unverkennbar, daß ſeine Körperkräfte abnehmen. Der Geiſt indeß iſt lebendig und empfindet deßwegen den beſtändigen Hausarreſt doppelt hart.

Maria beſucht ihn ſehr oft und iſt ihm wohl die liebſte Geſellſchafterin. Er wird ſich freuen, Gutes von Dir zu hören.

Ich bin noch in Hartſtern, wer weiß wie lang? Wie iſt mir doch das Nomadenleben entleidet!

Nun lebe wohl, mein Lieber! Deiner hochverehrten Frau Mutter und Schweſter danke für ihr freundliches Andenken und erwiedere es ihnen, auch grüße gelegentlich den Verwalter.

Voll treuer Freundſchaft

Dein Hermann.

Einundachtzigſter Brief.

Emilie an Maria.

Freilich, geliebte Maria, will ich ein Mitglied eures Vereins werden, freilich Röckchen und Hemdchen nähen, freilich will ich betteln laufen bei Freund und Feind, wenn's nur Geld giebt, das will ich Alles von Herzen gern thun, aber

Morgens „früh, ſobald die Hähne krähen, ſoll ich ſchon zur Arbeit gehen?“ Das iſt hart! eine ſolche Fleiſcheskreuzigung kann meine Maria nicht von ihrer zärtlichen Freundin verlangen. Und doch, was vermögen Deine Worte nicht! Der Verſuch ward gewagt! Aber nicht erſt um ſieben Uhr, denn es iſt bekanntlich jetzt Winter, ſchon um ſechs Uhr ſtand ich auf, ſetzte mich in's kalte Zimmer, verſpeiste einen noch kältern Apfel, hatte um ſieben Uhr Huſten, um acht Uhr einen heiſern Hals, um neun Uhr Uebelſein und um zehn Uhr — lag ich wieder im Bett und war ſterbenskrank! Nur gut, daß gleich der Arzt zur Hand war, denn wenn nicht, wer weiß, ob ich bei dieſem ſchnellen Verlauf der Krankheit nicht Abends ſechs Uhr eine ſchöne Leiche geweſen wäre! Alſo der Arzt war da, nämlich des lieben Herrn Nachbars Gaſt, der Herr Leibarzt Pirker, der ſeine lieben Waislein, ein Paar wunderhübſche Mädchen, nebſt ihrer Gouvernantin hieher geleitete, weil ſie der Onkel hier behalten will, ſo lange ihr Papa auf einer Reiſe mit dem Fürſten iſt. Dieſer beſagte Herr Hofrath denn, wie der Doktor betitulirt wird, fand meinen Puls leidendlich, verbot mir aber ein für alle Mal ſolche Abhärtungsverſuche, als eigentliche Thierquälereien, und ſchickt der barmherzigen Schweſter anliegend zwei Dukaten für ihren Verein, für welches Geld ſie viele Nähterinnen halten könne, ohne daß ſich die arme Emilie in e i n e m Tag zu todt arbeiten müſſe! Geſagt hat er dies nun freilich nicht, aber ſicherlich gedacht, als er mir die goldenen Füchſe einhändigte. Nicht wahr, das iſt eine mitleidige Männerſeele! Er ſcheint überhaupt Intereſſe für derlei Anſtalten zu haben; ſo erzählte er mir von einer

ähnlichen, die ſeine junge höchſt liebenswürdige Fürſtin gegründet und die unter meiſt jungen Frauen in der Art beſtehe, daß arme Weiber mit einem vollſtändigen Kindszeug für die erſten ſechs Wochen verſehen werden, aber nur lehnungsweiſe; nach Umlauf dieſer Zeit muß er gewaſchen wieder zurückgegeben werden. Was ſchadhaft iſt, läßt der Verein ausbeſſern oder durch Neues erſetzen und ſo wandert die kleine Ausſtattung unter denſelben Bedingungen von einer armen Wöchnerin des Orts zur andern. Iſt die Noth ſehr groß, ſo wird ausnahmsweiſe auch etwas von den Kleinigkeiten als Geſchenk zurückgelaſſen.

Daß aber die barmherzigen Schweſtern ſich einen ſo liebenswürdigen Abt, Prior, Vorſtand, oder wie ich's nennen ſoll, an Herrn Hermann Jäger ausgewählt haben, freut mich noch am allerbeſten bei der Sache, die ich übrigens mit Herz, Mund, Hand, Fuß und Beutel kräftig unterſtützen will, ſo viel als der kurze Tag lang genug dazu iſt. Nur bleib mir mit Deinen Neuerungen vom Halſe und laß es im December Tag werden, wenn der liebe Gott es haben will, nämlich um acht Uhr!

Lebe wohl, ich habe heute die Honneurs bei einer Kindervisite zu machen, den lieben Waislein zu Ehren! Mit Gruß und Kuß

Deine Emilie.

Zweiundachtzigſter Brief.

Hermann an Julius.

Mein theurer Freund.

Ich war in Grünthal, ich habe ſie geſehen! Ach, Julius, mein Herz lacht und weint zugleich!

Die Nachrichten, die ich ſtets über das Befinden meines lieben Vaters erhielt, beunruhigten mich und zogen mich an den geliebten Ort und — ſoll ich Dir's geſtehen? wie gern ließ ich mich dahin ziehen! Tauſend Mal ſagt man ſich, man hoffe Nichts mehr und — hofft eben doch noch!

In Hartſtern aufgehalten, kam ich erſt bei Nacht in Grünthal an. Ich gab mein Pferd im Wirthshaus ab und trat leiſe in das Wohnzimmer des Pfarrhauſes. Es war ſpärlich erhellt von dem Schein, der aus dem zweiten Zimmer in daſſelbe fiel. Raſch eilte ich demſelben zu, aus welchem ich glaubte Maria's weiche Stimme zu vernehmen. Ich hatte mich nicht getäuſcht — ſie ſaß am Bett des lieben Pflegevaters. Noch hatte ſie mich nicht erblickt und eine Minute blieb mir, mich an dieſem lieblichen Anblick zu weiden. Der liebe Vater lag blaß und ziemlich krank ausſehend im Bett, vor ihm ſaß das holde Mädchen, friſcher und blühender als je. Ein niedliches ſchwarzes Sammethäubchen hob das Oval ihres lieblichen Geſichtchens noch deutlicher hervor; ſie hatte ein Buch in der Hand, woraus ſie dem lieben Kranken vorlas. Ach, welch' ein Glück, dürfte der gute Vater dieſe zarte Pflegerin durch mich ſeine Tochter nennen! Nun trat ich vor. Die Ueberraſchung war groß und Maria ſchien heftig zu erſchrecken, allein ſie faßte ſich bald und es kam mir vor — vielleicht habe

ich mich geirrt — ihre Theilnahme an der Freude des Vaters über meine Ankunft ſei ihr recht von Herzen gegangen. Ich ſetzte mich nun zu ihnen und da der liebe Vater doch immer heiter iſt, ſo wurde unſer Geſpräch bald ſehr lebhaft. Die Rede fiel auf Gabriele, und Maria ſprach ſich ſehr beſorgt über ihren Geſundheitszuſtand aus, da ſie, ſchon einige Zeit leidend, jetzt liegen müſſe und zuſehends ſchwächer werde. „Sie werden ſie beſuchen, Hermann,“ ſagte ſie, „denn ſchon als Vorſtand unſers Vereins wird ſie Sie gerne ſprechen mögen.“ Die Wahrheit zu ſagen war ich in einiger Verlegenheit; ich war nämlich noch nie bei Gabrielen's Mutter geweſen. Mein Pflegevater mochte mir meine Bedenklichkeit anſehen und ſagte zu Maria: „Es iſt an Dir, meine liebe Tochter, daß Du Hermann bei Frau Doktorin Berthold einführſt, denn er iſt fremd dort.“ Ehe ſie antworten konnte, platzte ich heraus: „Ja, wenn Sie d a s wollten!“ Sie erröthete ein wenig, ſagte aber mit unbefangener Freundlichkeit: „Recht gern, obwohl Sie höchſt willkommen wären, wenn Sie ſich auch durch ſich ſelbſt einführten.“ Wir verabredeten die Stunde auf den nächſten Morgen zu dieſem Beſuch und Maria traf Anſtalten für heute zum Abſchied. Schon hatte ich den Mund geöffnet, um ihr mit klopfendem Herzen meine Begleitung anzubieten, da trat unglücklicher Weiſe der Juſtizrath ein. Dies verlängerte zwar ihre Anweſenheit, aber die Begleitung, die ich dennoch anbot, wurde ausgeſchlagen.

Mit welcher Sehnſucht ſah ich dem andern Morgen entgegen! O Julius, wo war meine Vernunft, meine Seelenruhe? Was iſt doch der Menſch für ein ſchwaches Rohr, vom

Wind ſeiner Leidenſchaften und ſeiner Wünſche umhergetrieben!

Noch ein Viertelſtündchen vor der verabredeten Zeit ſtand ich vor Maria's Thüre. Vater und Tochter empfingen mich mit großer Herzlichkeit und wie war mir's ſo heimlich in dem Zimmer, wo ſie lebt und athmet.

Wir traten nun unſern kurzen Weg an. Es wurde nicht viel unterwegs geſprochen, aber in dem Ton ihrer Reden lag etwas unausſprechlich Wohlthuendes für mein Herz.

Gabrielen's Anblick betrübte mich tief — ach, es war der einer Sterbenden. Ein mattes Lächeln zuckte um die blaſſen Lippen, als ſie mich erblickte, und ihre großen, ſchönen, durch's Fieber noch glänzenderen Augen ruhten lange ſchmerzlich auf mir; dann reichte ſie mir die Hand. „Nicht wahr, Hermann," ſprach ſie, „Sie wußten nicht, daß es ſo mit mir ſteht! Ich kann leider nicht viel mehr für den lieben Verein wirken, ich muß jetzt nur an meine eigene Rechnung denken." — „O, Gabriele, liebe Gabriele, ſprich nicht ſo," jammerte Maria, und Thränen füllten ihre Augen. — „Weine nicht, gutes Mädchen, um mich, ſondern nur über meine Sünden, die freilich zahllos ſind, mir gönne die Ruhe; ach, es iſt ſo ſüß, ſchlafen zu dürfen und gewiß zu ſein, dann nicht mehr gegen Gottes Gebot zu handeln. O, Hermann, ich war eine große Heuchlerin und ich wußte es nicht einmal. So viel Tugendſtolz, ſo viel verſteckter Hochmuth, wollte Andere lehren und ſteckte ſelbſt ſo tief in der Eigenliebe und in irdiſchem Verlangen — ach, jetzt ſehe ich Alles, Alles ein." — „Liebe Gabriele," tröſtete ich ſie, „Sie ſind nicht ſchlimmer als wir Alle. Wo will man einen

Keinen finden? Aber eine große Gnade iſt Ihnen dadurch zu Theil geworden, daß Sie Ihre Sünden haben erkennen und ſich unter die Hand Ihres Gottes haben demüthigen lernen. Sie haben viel Gutes in Ihrem kurzen Leben vollbracht, aber das giebt Ihnen jetzt keinen Troſt, kann Ihnen keinen geben, denn auch unſere beſten Handlungen tragen Spuren unſerer ſündlichen Natur. Aber Das wird Ihnen Troſt geben und daran klammern Sie ſich mit allen Kräften an: daß Sie glauben an Den, der für Sie geſtorben und auferſtanden iſt, der Sie gerecht und auch ſelig macht, an den Sohn Gottes, der dem Tod den Stachel und der Hölle ihren Sieg genommen hat!" Ihre Blicke leuchteten in innerer Freude, ſie winkte mir bejahend mit dem Kopfe zu und drückte leiſe meine Hand. „Ach, liebſte Gabriele," fragte Maria, nach einer Pauſe, voll Zärtlichkeit, „ſeit wann hat ſich denn Dein Zuſtand ſo ſehr verſchlimmert? Ich habe Dich ja erſt geſtern beſucht, kam denn der Arzt heute nicht zu Dir?" — Mit Lächeln antwortete Gabriele: „O gute Maria, Kraut und Pflaſter heilen mich nicht, ſondern nur das Wort des Herrn, welches Alles heilet. Mein Zuſtand iſt nicht ſo viel ſchlechter als geſtern, auch darfſt Du nicht denken, daß eine ſchnelle Veränderung bei mir eintreten werde. Es war jetzt vielleicht nur Hermann's unerwarteter Anblick, was noch die letzten Zuckungen meines irdiſchen Lebens und meiner irdiſchen Wünſche hervorrief und Dir den ſchweren Kampf zwiſchen Leben und Tod graſſer vor Augen ſtellte; ach, wir ſind eben mit tauſend unſichtbaren und unbewußten Faden und Fädchen an die Erde gebunden. Wenn es ernſtlich an das Abreißen geht, dann fühlt man, wie es über=

all ſchmerzt und blutet. Aber dennoch hoffe ich bald, bald Alles überwunden zu haben und aus voller Seele ſprechen zu können: Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt!"

Die Gemüthsbewegung und das lange Sprechen hatten die Kranke ſichtbarlich angegriffen und wir nahmen deßwegen ſchnell Abſchied. Doch rief ſie mir noch nach: „Hermann, ſehe ich Sie noch einmal? Kommen Sie bald wieder, Ihre Worte haben mir wohlgethan!" Ich verſprach's. Im äußerr. Zimmer war ihre Mutter; ich bemühte mich, dieſer unglücklichen Frau noch einige Troſtesworte zu ſagen, dann eilten wir fort. Wir waren Beide ſehr bewegt. Maria weinte. Ich bot ihr meinen Arm an. Still wandelten wir nebeneinander, aber zuweilen ſah ſie mich mit liebevollen Blicken an. Ich wählte abſichtlich einen längern Weg. Sie bemerkte es nicht ſogleich, dann aber ſagte ſie: „Wir hätten näher an der Mühle vorbei gehabt." — „Iſt es Ihnen leid, Maria, zwanzig Schritte weiter mit mir gehen zu müſſen?" — „O Hermann!" hauchte ſie mit einem Blick und Ausdruck. Julius, wenn das nicht Liebe war, und doch —! Wir waren jetzt vor dem Hauſe.

Julchen ſprang uns mit der Nachricht entgegen, der Herr Pfarrer habe erlaubt, daß Hermann oben eſſen dürfe, der Vater habe fragen laſſen. Maria lachte und ſagte: „Das heißt, wenn er will; wollen Sie, Hermann?" — „Verſteht ſich!" gab ich zur Antwort und mit der Fröhlichkeit eines Kindes führte ſie mich in's Eßzimmer, wo Alles ſchon bereit war. Die Unterhaltung über Tiſch hatte durch unſern Beſuch doch einen etwas ernſten Charakter angenommen und ich mußte, wie ſchon oft, mit Bewunderung bemerken, wie klar

und richtig Maria denkt und wie gereift ihre Anſichten über Alles ſind.

Der Kaffe wurde nach dem Eſſen, ſo wollte es mein Pflegevater, gemeinſchaftlich im Pfarrhaus getrunken, und es war jetzt wieder mehr Heiterkeit in unſern kleinen Kreis zurückgekehrt. Ach, ich war voll glückſeliger Hoffnung! Höchſt ungern ſah ich's deßwegen, als der Doktor, der von Gabriele kam, nebſt noch ein Paar andern jungen Männern aus der Nachbarſchaft unſere trauliche Geſellſchaft ſtörten. Doch waren auch ſie muntere Gäſte! Aber auf einmal, wie durch einen Zauberſchlag, umflorte ſich Maria's ſchönes Geſicht. Gegen mich beſonders trat ihre Herzlichkeit wieder in die Schranken der Höflichkeit zurück, ſie ſprach faſt Nichts mehr und als ſie Abſchied nahm, war ſie kalt und ſehr ernſthaft. Julius, wie ſollte ich mir das erklären? Nach langem Nachſinnen fiel mir endlich ein, daß die Herren meine Cigarrenbüchſe bewundert hatten. Es war ein Geſchenk von Anna von Strahlenau. Abſichtlich nannte ich dieſen Namen nicht. Maria wußte es aber wohl, wer die Stickerei darauf verfertigt hatte und gewiß war es die Erinnerung an das Strahlenau'ſche Haus, was ſie auf einmal ſo durchaus umwandelte.

Alſo liebt ſie Eugen noch! Iſt es denn möglich, daß dieſes tiefe Gemüth einen ſo bleibenden Eindruck von dem Flüchtigen empfangen konnte! Sieh, Julius, ſo warf ein Windſtoß alle meine Luftſchlöſſer wieder zuſammen!

Glaubſt Du nun, ich ſei troſtlos? Nein, Gottlob, ich bin es nicht. Es iſt wahr, ich habe Maria unausſprechlich geliebt und liebe ſie noch ſo, aber auch dieſe Liebe opfere ich

in die Hand Gottes. Sie iſt überwindlich, wenn Er es will. Seine Liebe iſt mächtiger als Alles in der Welt. Sein Eigenthum bin ich und ohne ſeinen Willen würde mir ſelbſt Maria's Liebe zum Fluch ſtatt zum Segen werden. Dieſer Glaube, der feſt ſteht wie ein Fels im Meer, giebt mir Kraft, Ruhe und Frieden. Lebe wohl

Dein Hermann.

Dreiundachtzigſter Brief.

Maria an Emilie.

Denke, geliebte Emilie, Gabriele iſt ſehr, ſehr, ja todtkrank! Seit zehn Tagen muß ſie beſtändig liegen, hat einen entſetzlichen Huſten und ſtarkes Fieber. Der Arzt giebt keine Hoffnung mehr. Ihr ſelbſt iſt das Gefährliche ihres Zuſtandes nicht verborgen. Meiſtens ſpricht ſie mit erſtaunlicher Geiſteskraft und Faſſung von ihrem nahen Tode. Zuweilen wird ſie aber auch muthlos, fällt in Zweifel über Vergebung ihrer Sünden und geräth in harte Kampfesnoth. Das Glauben, ſprach ſie geſtern, das Glauben wurde mir immer ſo ſchwer; ach, ich wollte durchaus etwas ſein, etwas ſelber thun, ich ließ es mir blutſauer darum werden und nun ſehe ich, daß das Alles nichts iſt, Alles nichts! Ein demüthiges Herz, einen kindlichen Sinn, einen einfältigen Glauben, ſonſt will der Herr nichts, das Andere thut er Alles ſelber und giebt uns Alles umſonſt. Aber giebt es eine ſchwerere Aufgabe für den hochmüthigen Menſchengeiſt, als nichts ſein und nichts thun ſollen?

O Emilie, ich lerne viel an Gabrielen's Sterbebett und

ſie iſt ſo gut! Ach, es war eine edle Seele, die viel, viel mehr litt, als alle Menſchen wußten!

Vor drei Tagen war Hermann hier. Ich war gerade bei ſeinem Pflegevater, der auch ſehr leidend iſt, und las ihm vor, als Hermann unerwartet ankam; es war ſchon Nacht. Wenn ich Dir ſagte, ich hätte ihn mit Ruhe empfangen, ſo würde ich lügen; nein, mein Herz klopfte ſtürmiſch, als ich ihn erblickte, als ich ſeine Stimme hörte.

Aber bald wurde ich ruhig. Den andern Morgen machte ich mit ihm einen Beſuch bei Gabrielen. Was ich längſt ahnte, iſt mir nun gewiß: daß Gabriele für den Geſpielen ihrer Kindheit mehr als Freundſchaft empfunden hatte. Streng wußte ſie es bisher zu verbergen, und klagt ſich jetzt bitter darüber an, daß ſie außer der Liebe zu ihrem Herrn noch ein anderes Gefühl im tiefſten Grund ihres Herzens geduldet habe. Sich ſelbſt zur Buße und Demüthigung legte ſie mir unter großer Beugung dieſes Bekenntniß ab. O wie erſchien ich mir neben dieſer demuthsvollen Seele! Ob Hermann ihre ſtille Neigung bemerkt hat, glaube ich kaum, erwiedert wenigſtens hat er ſie nicht; aber durchdrungen von Mitleid und Freundſchaft ſprach er erhebende Worte des Troſtes zu Gabrielen. Es fiel ihm nicht ein, nach der elenden Sitte der Welt ihr ihre nahe Gefahr ausreden oder ihr gar Hoffnung auf Geneſung machen zu wollen. Eben ſo wenig tröſtete er ſie etwa menſchengefällig über ihre Sünden, indem er ſie an ihre guten Handlungen mahnte. Nichts weniger! Nein, er ſtellte ihr den geringen Werth derſelben in's Licht, aber wies ſie mit ſtarker Hand nach

der Gnade der ewigen Erlöſung hin. Ach, Emilie, wenn Du ihn ſo ſprechen gehört hätteſt, mit ſo viel Kraft und doch ſo voll Liebe, auch das roheſte Herz wäre dieſem Eindruck nicht widerſtanden.

Auf dem Heimweg führten wir nur eine ſtumme Sprache, aber ſeine Blicke ruhten mit Liebe auf mir: mit der Liebe nämlich, die der geförderte Chriſt für die Anfängerin im Glauben, für die heils- und wißbegierige Schülerin empfindet. Hermann blieb bei uns über Mittag, hingegen zum Kaffe waren wir Alle im Pfarrhaus. Klang über Tiſch auch noch der ernſte Ton aus Gabrielen's Krankenzimmer in uns nach, ſo waren dagegen die Geſpräche des Nachmittags um ſo heiterer, als auch noch einige weitere Beſuche zu dem lieben Pfarrer kamen. Ich kann Dir's nicht beſchreiben, meine Emilie, wie mir's in Hermann's Nähe war, beſonders da er mich ſo ausgezeichnet freundlich und herzlich behandelte. Nur Hochachtung, nur Verehrung, nicht Liebe glaubte ich ſeit dieſem Morgen für den frommen Mann zu empfinden, und dabei war ich ganz ruhig. Aber dieſe Selbſttäuſchung mußte dahin ſchwinden, wenn ich wirklich entſagen lernen ſollte. Seitwärts, bei der Kaffemaſchine beſchäftigt, hörte ich von Weitem die Herren lachen und ſcherzen. Einer von ihnen bewunderte Hermann's Cigarrenbüchſe; dies gab neuen Stoff: man neckte ihn, und er geſtand auch, daß ſie das Geſchenk einer Dame ſei. Warum er nicht einfach ſagte, daß Anna von Strahlenau ſie verfertigt habe, weiß ich nicht. Dies vermehrte die Neckereien, und Hermann, kein ſonderlicher Freund von ſo unnützem Geſchwätze, ſchlug es auf

einmal dadurch nieder, daß er ernſthaft ſagte: Zerbrechen Sie ſich den Kopf nicht weiter über dieſe Stickerei, ſie iſt nicht von meiner Geliebten; auch habe ich nur einmal geliebt und dieſer Liebe bleibe ich treu! — Ach, Emilie, jetzt hatte ich's gehört aus ſeinem eigenen Munde! Alſo iſt es doch ſo, er liebt oder hatte geliebt und wird jetzt nie mehr lieben!

Meine eingebildete Ruhe war für den Augenblick dahin, ich hatte alle Mühe meine Bewegung zu verbergen und konnte faſt die Minute des Abſchieds nicht erwarten.

Seither, liebe Emilie, habe ich mein Herz in einer ernſtlichen Kur, und gewiß, es wird mir mit Gottes Hilfe gelingen, es zu bemeiſtern. Der tägliche Anblick des Todes auf Gabrielen's immer mehr erblaſſendem Angeſichte trägt dazu bei, mir den Kampf leichter zu machen, ſo wie die Zurüſtungen für Weihnachten meine Gedanken und meine Zeit jetzt ganz in Anſpruch nehmen.

Mein Herz war zu voll, als daß ich nach Billigkeit und Schicklichkeit mit der Beantwortung Deines heitern Briefs den Anfang hätte machen können. Laß mich Dich alſo am Ende noch zanken über Deine unverbeſſerliche Schlafſucht, dann aber auch ernſtlich danken für Deine Bereitwilligkeit in Beziehung auf Mitgliedſchaft unſeres Vereins, ſo wie für die zwei Goldsvögelein des ſo ſehr freigebigen Herrn Doktors. Es ſcheint mir, die lieben Waislein gewöhnen ſich recht gut an meine liebe heitere Emilie!

Nun ſchlaf' wohl. Immer und ewig

Deine Maria.

Vierundachtzigſter Brief.

Eugen von Strahlenau an Hermann.

Lieber Hermann.

Es iſt mir ſo wohl, zu wiſſen, Du liebſt mich wie ſonſt und ſeieſt mein alter, treuer, redlicher Freund. Um dieſes Wohlbehagen zu erhalten, darf auch nicht der Schein eines Mißverſtändniſſes zwiſchen uns liegen bleiben, und darum muß ich Dich eines großen Irrthums belehren. Maria hältſt Du für unglücklich, weil ſie von mir getrennt worden — Maria ſoll ich bemitleiden? O Freund, da haſt Du bedeutend fehl geſchoſſen! Maria, ſage ich Dir, iſt nicht unglücklich, am wenigſten über meinen Verluſt. Maria hat mich nie geliebt! Das war ja eben für mich das Allerbeſchämendſte, und ich ſpreche ſo ungern davon, wie von meiner letzten Stunde, daß nicht nur der Vater, ſondern auch die Tochter mich mit einem feinen Körbchen und einer langen Naſe hat ziehen laſſen. Man könnte freilich ſagen, ſie ſei vom Vater gezwungen, überredet worden, aber das iſt Alles nichts, wenn ich aufrichtig ſein will — und warum ſollte ich nicht? So muß ich mir's ſelber eingeſtehen, daß ſie mir nie auch nur die geringſte Spur von Liebe zeigte, denn gut und freundlich iſt ſie gegen Jedermann. Während ihres Vaters Krankheit und nachher war ſie offenbar zutraulicher, herzlicher, aber das war Dankbarkeit, und ich Thor nahm's für Liebe, weil ich ſo ſehr wünſchte, daß es dies ſein möchte. Nein! Maria kann entweder gar nicht lieben oder — ſie liebte ſchon.

Denn den Troſt mußt Du mir laſſen, daß außer dieſen beiden Fällen es unmöglich geweſen wäre, die Hand eines ſo liebenswürdigen jungen Mannes mir nichts dir nichts auszuſchlagen.

Und nun will ich Dir noch zwei große Geheimniſſe anvertrauen, wovon das eine von meinem außerordentlichen Scharfſinn zeugt.

Ich glaube nämlich, Maria liebt — Dich! Ja, nachdem ich mir mit kaltem Blut ſo manche Scene, ſo manches Wort zurückrufe, ſo wird mir dies faſt zur Gewißheit, und ſelbſt die Aufmerkſamkeit, die ſie mir zuweilen und hauptſächlich nur in Deiner Geſellſchaft widmete, war, ſo ſcheint es mir jetzt, nur ein Deckmantel ihrer ſtillen Neigung. Der Juſtizrath iſt ohnehin Dein Gönner, alſo friſch auf, Kamerad, beſinne Dich nicht lang und freie um ſie! Denn obwohl ich nicht viel von ihrer Huld rühmen kann, muß ich eben dabei bleiben: Maria iſt ein Edelſtein, die Zierde ihres Geſchlechts, und würde ſie Dein — wem würde ich ſie auch lieber gönnen? — ſo wollte ich allen Jammer vergeſſen und der heiterſte eurer Hochzeitsgäſte ſein.

Das zweite Geheimniß, merk' wohl auf, betrifft mich ſelbſt. Noch vor ſechs Wochen würde ich Denjenigen, der es gewagt hätte zu behaupten, es gäbe außer Maria noch einen weiblichen Engel, wenigſtens auf Piſtolen gefordert haben, aber ſeit ich Roſalie von Ringen kenne, ſcheint mir doch die irdiſche Schöpfung zwei ſolcher herrlicher Weſen zu beſitzen.

Roſalie iſt die nachgelaſſene einzige Tochter des Frei-

herrn von Ringen, und beſitzt alſo, wie geſagt, alle Engelseigenſchaften. Daß dazu zufällig auch noch großer irdiſcher Beſitz kommt, thut in den Augen Mancher der Engelsnatur keinen Abbruch. An Freiern fehlt es ihr unter dieſen Umſtänden ſo wenig als dem Jahr an Tagen, und da ihr in Beziehung auf ihre Wahl durchaus freie Hand gelaſſen iſt, ſo kommt es nun darauf an, wer ihre Liebe gewinnt. Sie iſt eine höchſt ſympathiſirende Freundin Annerl's, und ſo ſehe ich ſie öfters bei uns. Beſondere Abneigung gegen mich konnte ich bis jetzt noch nicht entdecken, doch machen mich gewiſſe tragiſche Vorgänge beſcheiden und — vorſichtig. Darum nur mäuschenſtill davon!

Noch muß ich einer Aeußerung Deines Briefs, die mir auffiel, gedenken. Du erwähnſt Deines Aufenthalts in Hartſtern als eines vorübergehenden. Haſt Du Dich denn nicht verbindlich gemacht, auf mehrere Jahre lang die Verwaltung des Guts und zugleich die Oberaufſicht über die zwei Kinder des Barons zu übernehmen? Es iſt unverantwortlich, daß ich dies nicht mit mehr Beſtimmtheit weiß, aber es fiel in eine Zeit, in welcher ich nur für Eines Intereſſe hatte, und dies Eine — war ein Traumbild! Wäre es wirklich ſo, daß Du nur auf kürzere Zeit in Hartſtern wäreſt, dann, mein Freund, hätte ich einen Plan, ach, der wäre zu beglückend für dieſe Jammerwelt.

Schließlich gratulire ich zu der Geburt des Vereins. Und ob Du mir gleich keine Pathenſtelle bei ſeiner Taufe angeboten haſt, ſo dringe ich mich dennoch ein, und werfe dem Neugeborenen ein Bankozettelchen von fünfzig Gulden

an den Hals, wenn anders die hochheilige Gabriele dieſe Kleinigkeit von ſo profanen Händen annehmen mag. Doch da das Geld durch die deinigen geht, wird es geheiligt, und wiſſen muß man ja nicht, welcher Wind es her geweht hat.

Leb' wohl, mein Herzensfreund! Grüße Alles... meinetwegen auch im Werner'ſchen Hauſe. Deinem lieben theuren Pflegevater aber wünſche ich bald beſſere Zeiten. Einige Flaſchen guter Tokaier ſind unterwegs. Davon bitte ich ihn und Dich, meine Geſundheit zu trinken.

Von Mutter und Schweſter alles Schöne und Freundliche. Ganz

Dein Eugen.

Fünfundachtzigſter Brief.

Emilie an Maria.

Weißt Du, meine geliebte Maria, daß Dein ſonderbarer Liebeshandel mit Hermann nachgerade etwas langweilig wird?

Er liebt Dich und Du liebſt ihn, das iſt klar wie das Sonnenlicht, aber da ſpielt ihr ordentlich Verſteckens mit einander, vermuthet und argwohnt Dies und Jenes. Ach, das ſind mir Poſſen! Von ſolcher Zartheit, Delikateſſe oder welche feine Namen ihr der Sache geben wollt, habe ich keinen Begriff, und ich ſage Dir frei heraus, wenn ihr dieſem Lied nicht bald ein Ende macht, ſo werde ich eines ſchönen Tages kommen, wenn ich weiß, daß Hermann in Grünthal iſt, und den Knoten gleich Alexander durchhauen, und mir

noch obendrein von Dir und ihm den ſchönſten Dank verdienen.

Nun Du Deinen Verweis nach Verdienſt haſt, will ich gefühlvollere Saiten aufziehen, und das wirklich aus voller Seele, wenn ich der armen kranken Gabriele gedenke!

O, wie viel mag das ängſtlich fromme Gemüth innerlich gelitten haben, und wie viel Büßungen und Uebungen legte ſie ſich äußerlich auf, und muß jetzt doch erkennen, daß ſie auf einem Irrwege wandelte. Da möchte man wohl mit den Jüngern ausrufen: Je wer kann denn ſelig werden? Gottlob, daß auch ſie die troſtvolle Antwort auf dieſe Frage kennt. Wer hätte doch Das voriges Jahr an Weihnachten gedacht! Freilich, für dieſe Welt paßte ſie nicht recht, aber dort wird ſie ein ſchöner Engel werden! Du ſchreibſt mir gar Nichts von ihrer Mutter; für dieſe arme Frau iſt es doch mehr als traurig, ihre einzige und eine ſolche Tochter zu verlieren.

Und nun, liebe Maria, muß ich Dir noch Etwas melden. Wenn ich gleich Morgens etwas ſpäter aufſtehe als meine edle Freundin, ſo arbeite ich gegenwärtig doch den ganzen Tag erſtaunlich viel, nämlich — mit dem Munde; ein Werkzeug, in deſſen Gebrauch die Frauen ja ohnehin die Meiſterſchaft längſt errungen haben. Und was ſetzt denn dieſes kleine Thor, aus welchem oft große Dinge hervorſpazieren, ſo ſehr in Bewegung? Nun ja, die kleinen Waislein, die, wie Du ganz richtig, obwohl ſchelmiſch, bemerkt haſt, ſich ſchon recht an die heitere Emilie gewöhnt haben. Die Sache iſt nämlich einfach die: die Kinder brachten eine Gouvernante und eine Magd mit hieher. Da wurde dem

guten Profeſſor angſt und bang, wie er ſein Junggeſellen-leben auf einmal durch vier weibliche Weſen unterbrochen ſah. Anfangs wollte er nun ſeinen Bedienten entlaſſen, allein dieſer iſt ſchon ſeit Jahren in ſeinen Dienſten und bat ſo flehentlich, ihn nicht wegzuſchicken, daß der gute Nachbar ſich nicht dazu entſchließen konnte. Nun kam die Reihe an die Magd; allein wer hätte dann die häuslichen Arbeiten beſorgt? Endlich kam die Gouvernante der ſchwierigen Sache mit einem Geſuch zu Hilfe, auf etliche Wochen ihre Schweſter im Elſaß beſuchen zu dürfen. Da ihre Geſellſchaft den Profeſſor am meiſten genirte, ſo willigte er herzlich gern in ihren Wunſch, ohne zu bedenken, daß die Waislein bei der Magd allein — ihr Vater iſt längſt verreist — doch nicht zum Beſten verſorgt ſein möchten. Nachdem Mademoiſelle abgereist war, fiel dies dem guten Mann erſt ein, der, wie bekannt, ſich nicht gar ſchnell beſinnt; jetzt was machen? Wohl oder übel — und die Kinder hatten ſchon vorher den Zug in den untern Stock des Hauſes — mußte ich ſeine Bitte erfüllen und mich der verlaſſenen Jugend ernſtlich annehmen. So ſind ſie denn faſt immer bei uns; aber wer wollte an den niedlichen Geſchöpfchen keine Freude haben? Nun giebt es den ganzen Tag zu fragen und zu antworten, zu lehren und zu wehren. Dies iſt für mich keine große Beſchwerde; ein klein bischen läſtiger — Du ſiehſt, ich drücke mich zart aus — iſt Das, daß die lieben Kinder den guten Großonkel ſo ungemein anziehen, daß er immer auch ſein will, wo ſie ſind, nämlich — bei mir. Nun, wer will ihm die Freude an ſeinen Nichten mißgönnen! Zudem kommt ihr Vater vor dem Frühling wieder und holt ſie ab.

Diesmal werden ſich unſere Weihnachtsbeſcherungen ganz anders geſtalten als voriges Jahr. Ach, wie ſchön war es da bei euch! — Ach, die gute Gabriele! Heuer zünde ich wohl ſelbſt ein Bäumlein an, für meine liebe Waislein!

Leb' wohl. Drücke Gabrielen meine lebhafte Theilnahme an ihrem Leiden aus! Grüße Alle, die einen Gruß von mir haben wollen, zuerſt Dich ſelbſt von

Deiner Emilie.

Sechsundachtzigſter Brief.

Maria an die Tante.

Geliebte Tante!

Wie gut biſt Du, daß Du auch dieſes Jahr die Sorge für Weihnachten mit mir theilen willſt, wie ich ſo eben aus Deinem lieben Brief an den Vater leſe. Willkommen iſt mir Deine Hilfe freilich nicht minder als voriges Jahr, da meine Zeit gegenwärtig ganz meinen armen Kranken gehört. Gerade Diejenigen, die uns voriges Jahr die Beſcherung durch ihre Liebe ſo ſchön und feſtlich gemacht haben, ſind jetzt ſo leidend! Ich habe mich deßwegen mit meinen eigenen Arbeiten nur auf das Allernothwendigſte beſchränkt, weil, nach Deinem Grundſatz, liebe Tante, das Innere ſtets dem Aeußern vorgehen muß und ich mich ohne Anmaßung überzeugt halten darf, daß die Beſuche der Freundin bei meiner lieben, ſchwer erkrankten Gabriele und ſogar bei dem lieben Pfarrer von größerem Werth ſind als irgend eine feine Handarbeit, durch welche ich mich davon abhalten ließe. Unſer lieber Pfarrer, den die ungewohnte Unthätigkeit oft gemüthlich ſehr herabſtimmt, iſt ſo dankbar,

wenn auch nur die Kinder zu ihm kommen, und Julchen bildet ſich nicht wenig darauf ein, daß ſie es jetzt ſo weit gebracht hat, daß ſie ihrem lieben Herrn Pfarrer zuweilen Etwas vorleſen darf. Indeß iſt ſeit einigen Tagen auch Hermann hier und wird über Weihnachten bleiben.

Meine arme Gabriele muß, wie es ſcheint, den Leidenskelch bis auf den letzten Tropfen leeren. Ihr Huſten iſt faſt nicht zum Anhören, und dadurch ſind auch ihre Nächte ſo leidensvoll und ſchlaflos. Zuweilen bleibe ich bei ihr, weil ihre Mutter geiſtig und körperlich faſt unterliegt. Uebrigens iſt es zu verwundern, welche Kraft dieſe zarte Frau entwickelt. Der liebe Gott ſtärkt ſie ſichtbarlich.

Wie wird diesmal der Chriſttag ſo anders bei uns ſein! Voriges Jahr war Alles geſund und munter und Vieles anders.

Auf beigelegtem Verzeichniß wirſt Du, liebe Tante, Alles finden, wie ich es mit den Geſchenken zu halten gedenke.

Ich wünſche Dir, geliebte Tante, vergnügte und geſegnete Feiertage, und bin mit kindlicher Liebe

Deine gehorſame Nichte

Maria.

Siebenundachtzigſter Brief.

Maria an Emilie.

Da Du, meine Emilie, gegenwärtig ſelbſt ein Mütterchen biſt, wirſt Du um ſo lieber ein Paar Beſtellungen für meine lieben Kinder übernehmen. Ich hoffe nicht, daß ſie Dir beſondere Mühe machen; ich denke, Du wirſt die Kleinig-

keiten, die ich Dir hier beſonders verzeichnet beilege, in jedem Laden kaufen, oder auch durch Dein Mädchen kaufen laſſen können.

Ich möchte Dich nur auch mit Deinen kleinen Mädchen ſehen — ich ſtelle mir es als ein recht liebliches Bild vor, und wenn der Herr Papa kommt, ſo wird er eine große Freude daran haben, und wird ſo wenig von ſeinen lieben Töchterchen weg mögen, als jetzt der Herr Onkel von ſeinen lieben Nichten. Was das für zärtliche Verwandte ſind!

Zur Strafe, weil Dir meine Herzensangelegenheit ſo langweilig vorkommt, was eigentlich recht garſtig von Dir iſt, mußt Du jetzt doch wieder Etwas davon hören. Hermann iſt hier. Er kam ſogleich zu uns und war ſehr freundlich, und das war ich denn auch. Nachher ſah ich ihn im Pfarrhaus, bei Gabrielen und in unſerm Verein. Er war fortwährend ruhig, heiter und zufrieden; ich deßgleichen. Er richtete mir Grüße von Eugen aus, und als ich ihm unverholen meine Freude darüber zeigte, daß Eugen ohne Widerwillen an unſer Haus denke, ſo ſprach er länger über ihn, und rühmte ſeine große Herzensgüte. Endlich rückte er gar mit fünfzig Gulden heraus, die Eugen dem Verein durch ihn zugeſandt hat. Dieſes große Geſchenk machte mich herzlich lachen, wenn ich dachte, wie ſehr Eugen immer gegen den Verein ſich ereiferte. Beide ſtimmten wir in unſerm Urtheil überein, daß der Grund von Eugen's Herz viel beſſer ſei, als ſeine Worte es ſcheinen laſſen, daß aber ſein weiches Gemüth ihn mehr dazu befähige, ſchnelle und flüchtige Eindrücke zu empfangen, als tiefe und bleibende. Hermann ſagte dieſe Worte mit ſo viel Nachdruck,

daß ich faſt vermuthe, Eugen hat auf den Altar ſeines Herzens bereits wieder ein anderes Bild ſtatt dem meinigen aufgepflanzt, was mich, wenn ſeine Wahl gut und paſſend iſt, recht innig freuen ſoll. Ich äußerte dies auch gegen Hermann, der mir nur mit vergnügtem Lächeln antwortete, des Freundes Geheimniß aber natürlich nicht verrathen wollte.

2 Stunden ſpäter.

So eben verläßt uns Hermann. Er kam von Gabrielen mit der angenehmen Botſchaft, daß ſie heute einen ausgezeichnet guten Tag habe; ſchon geſtern ließ ihr der fatale Huſten mehr Ruhe. Iſt ihr Befinden fortwährend ſo erträglich bis zum heiligen Abend, ſo haben wir beſchloſſen, ihr ein kleines Chriſtbäumchen zu bringen, das wird ihr gewiß Freude machen, denn ſie nimmt noch an Allem Antheil.

Nun aber eilend gute Nacht.

Deine Maria.

Achtundachtzigſter Brief.

Hermann an Julius.

Freue Dich! Juble mit mir, mein Freund! Maria liebt mich, Maria iſt mein! Ach, noch kann ich's nicht glauben, noch ſcheint mir Alles wie ein Traum, aus dem ich mich immer zu erwachen fürchte, und doch — es iſt ſo. O ich bin unausſprechlich glücklich!

Ich will es verſuchen, Dir Alles der Ordnung nach zu erzählen, aber es wird mich keine geringe Anſtrengung koſten. Voraus muß ich ſchicken, daß ein von Strahlenau empfangener Brief mir die beſtimmteſte Verſicherung gab, daß Maria

ihn nie geliebt habe, und daß er eben im Begriff ſtehe, ſich ein anderes Mädchen zur Braut auszuwählen.

So kam ich nach Grünthal. Hier angekommen konnte mein Pflegevater gar nicht fertig werden, mir zu rühmen, mit welcher Aufopferung Maria ihm und Gabrielen ſich widme, wie ſie überhaupt ſeit einiger Zeit noch viel inniger und gefühlvoller, dabei aber doch ſtets heiter und ſogar munter ſei, und wie er ſich kein größeres Glück zu denken wüßte, als ſie als ſeine Tochter betrachten zu dürfen. Du kannſt Dir vorſtellen, daß ſolcherlei Reden keine niederſchlagende Pulver für mich waren. Ich eilte in die Werner'ſche Wohnung. Maria empfing mich freundlich und heiter, aber doch immer etwas entfernt. Ich ſah ſie noch zwei oder drei Mal. Ihr Ausſehen war blühend und zeugte von innerem Frieden, ihr Betragen war ungezwungen und ihre Stimmung ſanft und heiter, aber ich hatte keinen Muth, ihr näher zu rücken. Endlich wagte ich den Verſuch und fing an, von Eugen mit ihr zu ſprechen, ja ich ließ ſie ſogar vermuthen, daß er bald Bräutigam werden werde. Mit herzlicher Freude vernahm ſie die Nachrichten von ihm, aber von Liebe gegen ihn war keine Spur zu bemerken. Ich ſah wohl, hierin hatte ich mich ganz geirrt. Da die kranke Gabriele gerade ſich etwas beſſer befand, ſo erzählte mir Maria, ſie wolle ihr am heiligen Abend ein geſchmücktes Chriſtbäumchen bringen, und lud mich ein, der Ueberraſchung auch beizuwohnen.

Am Bette meines Pflegevaters wurde wieder davon geſprochen und dabei des vorjährigen Feſtes, bei welchem Gabriele Alles ſo ſchön angeordnet hatte, mit Wehmuth ge-

dacht. Das iſt nun freilich dieſes Jahr nicht möglich, meinte mein lieber Vater, aber die Beſcherung könntet ihr mir zu lieb doch wieder im Pfarrhaus halten, weil ich armer Mann nicht ausgehen kann. Recht gern, verſprach der Juſtizrath, Maria ſoll Alles herunter beſorgen. Endlich, nachdem Vieles hin und her überlegt wurde, beſchloß man, den heiligen Abend ganz Gabrielen zu widmen, und dann am Chriſttag im Pfarrhaus beſcheren zu laſſen.

Der heilige Abend kam. Ach, Gott möge es mir vergeben — mein Herz war befangen, zerſtreut, nicht in der rechten Weihnachtsſtimmung. Um fünf Uhr hatten wir uns zu Gabrielen beſtellt. Ich kam zuerſt und fand Gabriele im Bett aufrecht ſitzend voll heiliger Gedanken. Beſchämt ſuchte ich mich auch zu ſammeln, da trat mit Schlag fünf Uhr Maria herein mit dem niedlichen, reich geſchmückten und von vielen Lichtlein erleuchteten Bäumchen; ſie ſelbſt ein holder, freundlicher Friedensengel!

Dem Bäumchen war ein Blättchen angehängt, das folgende kleine Verſe enthielt:

Ird'ſches Licht und ird'ſche Gaben
Bringen wir Dir heut;
Nimm, ſo gut als wir ſie haben,
Was die Liebe beut.

Aufwärts gehet all Dein Trachten
Zu dem Himmelszelt;
Eines Blicks kaum werth zu achten
Iſt für Dich die Welt.

Aber Liebe, ächte Liebe
Stammt ja auch von dort,

Und die Liebe, ächte Liebe,
Währet ewig fort.

Dieſe wirſt Du jenſeits finden,
Wie Du ſie geübt;
Ewig wird ſich dort verbinden
Was ſich hier geliebt.

Und das Kind, das heut geboren,
Ach, das göttlich' Kind
Sammelt uns, die wir verloren,
Nun gefunden ſind!

Gabriele war auf's Tiefſte bewegt und gerührt von Maria's Liebe. Sie weinte, ſie ſchlang ihre ſchwachen, kranken Arme um Maria, und preßte ſie an ihr nur noch matt klopfendes Herz. Ach, welch ein Anblick! Eine herrlich blühende und eine vom giftigen Wurm der Krankheit zernagte Roſenknoſpe — Leben und Tod in einer Umarmung!

Gabrielen's Mutter und ich ſuchten die beiden Freundinnen auf ſchonende Weiſe in ihrer Gefühlsbewegung zu mäßigen, weil wir für die Kranke nachtheilige Folgen fürchteten. Es gelang uns, und Gabriele ſprach jetzt mit Ruhe und großer Freudigkeit von der baldigen Befreiung aller ihrer Schmerzen. Ach, mein Herr und Heiland ſchenkt mir viel Gnade, rühmte ſie, und macht mir das Abſcheiden ſo leicht. Er hat mich ſeiner Vergebung verſichert, und ich erwarte jetzt getroſt den letzten Feind der Menſchheit. Dennoch hängt mir eine Schwäche an, für deren Ueberwindung ich keine Kraft in mir ſelber finde! Es iſt dies das Grauen vor der ſchauerlichen Einſamkeit des Grabes. Nicht wahr, meine Lieben, das iſt eine thörichte Furcht, da ich ja weiß, daß nur

mein irdiſches, längſt abgetragenes Pilgerkleid dort ruhen wird. Und doch — ſeht meine Freunde, ſo iſt's mit unſerer ſo hoch gerühmten Vernunft: ſie iſt nie vor Irrthum ſicher, aber ſelbſt wo ſie uns Wahres predigt, hat ſie ohne die Kraft von Oben keine entſchiedene Macht über unſer Gefühl und unſern Willen; o verlaſſe ſich doch Niemand auf ſie allein! Sie iſt ein göttliches Geſchenk, aber nur unter der Leitung eines heiligen Gottes; wenn ſie ſich auflehnt und Selbſtherr=ſcherin werden will, dann iſt Alles verloren. Ich warte jetzt ſtill und weiß gewiß: der Gott, der mir in ſeinem Sohn Alles ſchenkte, wird mich auch noch über dieſe menſchliche Schwäche gnädig hinweg heben.

Sie ſprach dann auch von unſerm Verein, der ihr im=mer ein Hauptanliegen iſt, und als ſie hörte, daß Eugen fünfzig Gulden dazu geſandt habe, ſagte ſie lächelnd: Dieſer Strahlenau, den ich in meinem geiſtlichen Stolz um ſeines Leichtſinns willen verachtete, ſtraft ſich mit ſeiner ſchönen That am beſten ſelber Lügen. Es könnte mir zur tiefen Be=ſchämung gereichen, allein ich habe auch dies ſchon längſt meinem Herrn zu Füßen gelegt, und er hat mir Alles, Alles vergeben. Eugen wird es auch thun. Der Herr ſchenke ihm Gnade und richte ſeinen Blick Ihm zu.

Nach einer Stunde hielten wir es für angemeſſen, die Kranke zu verlaſſen. Gabriele richtete ſich noch einmal mit Anſtrengung auf und ergriff meine und Maria's Hand, drückte ſie zugleich an ihre Bruſt, ſah uns mit ſeelenvoller Innigkeit an und ſprach: Ich danke euch, ſeid glücklich!

Ach, Julius, es war ein Segensgruß aus einer andern

Welt. Erſchöpft ſank ſie zurück. Wir ſchieden. Als wir hinaustraten in die finſtere Nacht, ergriff Maria meinen Arm mit Haſt, als fürchtete ſie ſich. Ich drückte ſanft ihre Hand und ſagte: „Maria, Sie haben Gabriele ſehr glücklich gemacht!" — „Ich? O nein, der Herr macht ſie glücklich — o, wen könnte ich glücklich machen?" — „Einen weiß ich, den Sie unendlich beglücken könnten, Maria!" entgegnete ich ſchnell. — „Und der wäre?" — „Dieſer Eine wäre ich, Maria, wenn Sie mir nur Hoffnung, nur Hoffnung geben könnten, daß Sie einſt mich lieben wollten." — „Hermann," ſagte ſie erſtaunt und befremdet, „höre ich recht? Sie, aus deſſen Mund ich erſt vor vier Wochen ſelbſt vernommen habe: Sie hätten nur einmal geliebt und blieben dieſer Liebe treu!" — „Habe ich ſo geſagt, Maria? Ja, ich liebte nur einmal und liebe noch und werde ewig lieben, und dieſe Liebe ſind Sie, Maria! Vom erſten Augenblick an, als mein Auge Sie erblickte, hatte mein Herz gewählt! Aber ich glaubte, Sie theilten Eugen's Neigung, darum —" — „O Gott!" rief ſie, „iſt's möglich?" und eine heiße Thräne fiel auf meine Hand, „wir hätten beide alſo uns getäuſcht? O Hermann, ich liebte Sie ja auch von Anfang an ſtill und verborgen, aber die Furcht, daß Sie nur dem Wunſch unſerer Väter und nicht Ihrer Neigung folgen könnten, wenn Sie mir Ihre Hand anböten, machte mich unwahr, und führte Sie zu dieſem Irrthum." — „O Maria, und Du liebſt mich noch?" — Sie ſank an mein Herz — ſie konnte nicht mehr ſprechen. Eben trat das erſte Viertel des Mondes hinter der Gruppe von Eichbäumen, die vor dem Dorfe ſtehen, hervor und ſandte

ſein mildes Licht auf ein Paar überglückliche Menſchen. Maria hob ſanft ihr Haupt empor und ſagte: „Unſer Bund, Hermann, iſt in einer ernſten Stunde geſchloſſen worden, der Herr möge ihn ſegnen!“ — „Amen!“ ſprach ich, „und nun komm, meine geliebte, meine herrliche Maria, komm, laſſe uns auch den Segen unſerer Väter holen.“ Wir liefen, aber unſere Reiſe ging nicht ſchnell, wir wählten auch nicht den kürzeſten Weg. Endlich langten wir doch auf der Pfarre an, und trafen die alten Herren, wie wir's uns dachten, beiſammen. Ich ſtürmte voraus, die beſcheidene Maria nachziehend, und rief: „Liebe, liebe Väter, gebt uns euren Segen, wir kommen als Braut und Bräutigam!“ Die Herren ſahen ſich an, die Ueberraſchung war zu groß. Endlich ſagte mein Vater: „Ich glaubte, ihr kämet aus der Behauſung des Todes?“ — „Ja,“ erwiederte ich ſchnell, „aber ſie hat uns zum Leben, zum ſeligſten Leben geführt; nicht wahr, Maria?“ und zog die Schüchterne abermals an meine Bruſt. — „Seid ihr ſchon ſo weit?“ lachte der Juſtizrath, „da iſt gut, daß der Pfarrer auch gleich bei der Hand iſt, und wir werden wohl erlauben müſſen, ehe man uns gefragt hat.“ — „Vater, lieber Vater,“ ſprach Maria und ergriff hoch erröthend ihres Vaters Hand, „ich wußte, wie Du von Hermann dachteſt, darum —“ — „Darum haſt Du Dich ſo ſchnell beſonnen. Nun, mein Segen ſoll Dir nicht fehlen, mein liebes Kind, er ruht ſchon lange auf Dir, und Deine edle Mutter vom Himmel herab wird Dein Bündniß mit Wohlgefallen erblicken! Sie, Hermann, ſind mir längſt ein lieber Sohn, wie Maria an meinem Freunde einen zweiten Vater gefunden hat!“ Mein lieber

Pflegevater konnte vor innerer Bewegung kaum ſprechen, dann drückte er uns beide an ſein Herz und ſagte: „Meiner Seele innigſter Wunſch iſt erfüllt; o Herr, jetzt laſſe deinen Diener im Frieden fahren. Euch aber ſchenke der barmherzige Gott ſeinen reichſten Segen hier und dort!" Ach, Julius, welch' eine Stunde!

Endlich ſprangen die Kinder herbei, um ihren Vater und Maria abzuholen. Die Freude ging von Neuem an, aber jetzt lauter, jubelnder. Edwin und Julchen waren ganz außer ſich über das Glück, daß ſie nun einen Schwager hätten, und ſogar meines lieben Vaters alte Martha verzog ihr verdrießliches Geſicht zu einer Bewegung, die wie Lachen ausſehen ſollte. Spät erſt trennten wir uns und morgen war Chriſttag!

Für heute aber haſt Du genug gehört, denn Du weißt nun, daß der glücklichſte Menſch auf Erden iſt

Dein Hermann.

Neunundachtzigſter Brief.

Juſtizrath Werner an ſeine Schweſter Eliſe.

Meine liebe Schweſter!

Es iſt billig, daß Du, die treue Theilnehmerin an meinen häuslichen Leiden, die mütterliche Beratherin meiner Kinder, der Troſt unſer Aller, auch die erſte Seele ſeieſt, der wir das freudevollſte Ereigniß unſers Hauſes mittheilen, die wir auffordern, ſich mit uns zu freuen.

Ja, liebe Schweſter, mein lang genährter Wunſch, den Du ja wohl kennſt, iſt endlich in Erfüllung gegangen. Maria,

mein liebes, gehorſames Kind, meine ſorgſame, verſtändige Tochter, iſt die glückliche Braut des jungen Mannes, dem ich mit aller Ruhe dieſes köſtliche Kleinod übergebe: die Braut des biedern, redlichen Hermann's.

Wie ſich das Alles vollends ſo ſchnell und unerwartet ergeben hat, iſt jetzt zu weitläufig zu erzählen, für heute nur ſo viel: auch gute Menſchen können oft irrige Pfade einſchlagen und auf dieſe Art ihrem Glück, das vor ihnen lag, aus dem Wege laufen. So hat es Maria, ſo Hermann gemacht. Auch wir Alte, die wir dem lieben Gott durch unſere menſchlichen Plane vorgreifen wollten, tragen einige Schuld. Nun, Gott ſei Dank, jetzt iſt Alles ausgeglichen, und dieſer Aufſchub ſchadete nichts. Die Alten wie die Jungen lernten dabei verläugnen und warten, und hatten Zeit und Veranlaſſung, Blicke in ihr eigenes Herz zu werfen, die ihnen manchen faulen Flecken darin aufgedeckt haben. Die Brautleute aber erfreuen ſich nach dieſen ſtillen Kämpfen ihres Glücks jetzt deſto mehr und ſind dankbarer dafür, daß ſie der Himmel alſo geleitet hat.

Eine glänzende Ausſicht, nach menſchlicher Weiſe, kann Hermann ſeiner Maria allerdings nicht bieten; allein es wäre traurig, wenn ein Mann von ſolcher Brauchbarkeit und Rechtſchaffenheit, ausgerüſtet mit ſo ſchönen und ausgebreiteten Kenntniſſen, und geſtärkt durch ein unwandelbares Gottvertrauen, ſein beſcheidenes Auskommen in der Welt nicht finden ſollte, und mehr verlangt Maria nicht. Der Segen des Herrn weilt oft lieber unter dem niedrigen Dache einer einfachen Familie, als in den Prunkſälen der

Reichen. Hermann war ja immer zu meinen Kindern gerechnet; ich werde auch jetzt ſo für ihn ſorgen, daß er für ſeine Thätigkeit ein beſtimmtes Ziel finden kann. Wie wunderbar ſind die Wege Gottes — wenn ich mich jetzt ergötze an dem Liebesglück der Brautleute und zurück denke, durch welches ſchmerzliche Ereigniß mir Hermann als junger Knabe bekannt wurde, und wie jenes eigentlich zur erſten Sproſſe der Leiter geworden iſt, die er jetzt durch Gottes Hilfe ſo weit glücklich erſtiegen hat.

Neben dieſer höchſt erwünſchten Begebenheit iſt es mir ſehr angenehm zu hören, daß Eugen von Strahlenau, den ich immer wahrhaft väterlich geliebt und den mir leiſe Ahnungen, die mir jetzt faſt zur Gewißheit geworden ſind, noch viel werther machen, ſich über den Verluſt Maria's beruhigt hat und nächſtens der Verlobte eines liebenswürdigen und ſehr begüterten Fräuleins ſein wird.

Das glückliche Brautpaar freut ſich, Dich recht bald ſelbſt zu ſehen; mache Dich darauf gefaßt, daß Du in acht oder zehn Tagen einmal von uns Allen überrumpelt wirſt.

Indeſſen nimm unſere herzlichſten Grüße.

Dein treuer Bruder

Werner.

Neunzigſter Brief.

Maria an Emilie.

O, meine Emilie, die Sonne, die, lange hinter Wolken verborgen, dem menſchlichen Auge unſichtbar blieb, iſt jetzt hell ſtrahlend, prachtvoll hervorgetreten und hat mit

einem Mal alle ſie verhüllenden Dünſte ſiegreich zu Boden gedrückt; dieſe Sonne, Emilie, iſt die Sonne meines Glücks. O, geliebte, theure Freundin, komm und theile meine Wonne: ich bin Hermann's Braut! Ja, Emilie, ſeine unausſprechlich glückliche, ſeine geliebte Braut!

Verlange keine ausführliche Beſchreibung von mir, wie die unſeligen Irrthümer ſich endlich glücklich gelöst haben, verlange es heute nicht von mir, mein Herz iſt zu voll, zu überſchwänglich! Nur dies: in heiliger Stunde am Chriſtabend und an heiliger Stätte, an dem Sterbebette unſerer Gabriele, floßen unſere Herzen in einander, und das Bündniß, innerlich geſchloſſen in der Nähe des Todes, wurde dadurch geweiht und geheiligt. Als wir heimkehrten, allein in der Nacht, durch deren Finſterniß nur zuweilen das matte Licht des Mondes einen ſchwachen zitternden Schimmer warf, da erſt ging über die Lippen Dasjenige, wovon die Herzen voll waren. Wir ſchwuren uns ewige Treue im Aufblick zu unſerm Vater im Himmel, der uns bisher ſo treulich geführt und geleitet hat, und baten ihn um ſeinen Segen zu unſerm Bund. Dann eilten wir heim, um uns auch den Segen unſerer irdiſchen Väter zu erbitten. Ach, Emilie, Du hätteſt die Freude, die Rührung mit anſehen ſollen, als wir die alten Herren auf einmal mit der Erfüllung ihres langen Lieblingswunſches überraſchten. Wahrhaftig, die ſchönſte Weihnachtsgabe für ſie. Der liebe Pfarrer konnte vor Thränen nicht ſprechen, und auch m e i n guter Vater war in tiefer Bewegung beſonders im Andenken an die theure ſelige Mutter. Als endlich auch die Kinder herbeikamen, wurde die

Freude immer lauter. O welch eine glückliche Familie bargen die ſonſt ſo ſtillen Mauern des einfachen Pfarrhauſes!

Den folgenden Tag, am Chriſtfeſt, war Hermann natürlich früh auf. Die Freude iſt ſo gut eine Störerin des Schlafs, als der Schmerz. Er geſtand mir, er habe es faſt nicht erwarten können, bis es nur halbwegs die Schicklichkeit erlaubte, uns zu beſuchen. Gemeinſchaftlich zogen wir zur Kirche, ich an Hermann's Arm! Leider erlauben die Geſundheitsumſtände unſers lieben Pfarrers ihm ſchon lange nicht mehr, ſelber zu predigen, doch vertrat ein würdiger Amtsbruder ſeine Stelle. Nach dem Gottesdienſt begrüßten wir geſchwind unſern lieben Pfarrvater und eilten dann zu Gabrielen. Wir trafen ſie ſehr ſchwach. Die Aufregung des geſtrigen Abends war nicht ohne Folgen geweſen; ſie hatte nicht geſchlafen und lag mit halbgeſchloſſenen Augen wie todt jetzt auf ihrem Lager. Als ſie die fröhliche Botſchaft vernahm, rötheten ſich ihre blaſſen Wangen und ihre ſchönen ſchwarzen Augen füllten ſich mit Thränen; nie habe ich ſie ſo rührend ſchön geſehen! — „Mein Wunſch iſt erfüllt," ſprach ſie leiſe, „der Herr gebe euch ſeinen Segen, bleibet ihm treu, wachet und betet!"

Auf meinen Wunſch, daß auch ſie noch länger unter uns weilen möchte, erwiederte ſie ruhig: „Laß mich ziehen, liebe Maria, dahin, wohin mein Sehnen ſchon lange geht. Ihr ſollt durch Leben, ich durch Sterben den heiligen Willen des Herrn erfüllen, ſein Name ſei ewig geprieſen! Noch einmal, bleibet ihm treu, ſo werden wir ja einſt Alle wieder vereinigt werden, wie Du, liebe Maria, geſtern ſelber ſagteſt." Sie

wies dabei auf die Worte, die ich dem Chriſtbäumchen, das ich ihr gebracht, angehängt hatte.

Wir drückten ihre Hände ſtill und wollten leiſe ſcheiden, aber ſie hatte es bemerkt und bat uns dringend, bald wieder zu kommen, wenn ſie mehr Kraft zum Reden habe.

Ihre Mutter, die uns aus dem Zimmer herausbegleitete, konnte uns nicht genug beſchreiben, in welch furchtbaren Bangigkeiten Gabriele die Nacht zugebracht habe und wie eigentlich Leben und Tod in ihrem ſchwachen Körper mit einander gerungen. Wir bewunderten die in der That wunderbare Geiſtes= und Körperkraft dieſer ſonſt ſo zärtlichen Frau. „Bewundern Sie doch nicht mich," ſagte ſie, „ſondern die Gnade des Herrn, die in dem Schwachen mächtig iſt! Und gewiß ſind die außerordentlichen Stärkungen, die ich erfahren darf, Früchte von Gabrielen's ernſtlichem Gebete."

Ja, Gabriele iſt eine fromme, redliche Kämpferin!

Der Abend des Chriſttags war zur Beſcherung im Pfarrhaus beſtimmt. Es war nicht die glänzende Großartigkeit des vorjährigen Feſtes, aber daß wir dennoch voll inniger Freude und ſtillen ſeligen Dankes es genoſſen, darf ich Dir nicht erſt ſagen. Hermann und ich vermißten nicht die geſchmückten Wände, nicht den Reichthum der Lichter, nicht die Mannichfaltigkeit der Gaben (die Kiſte der lieben Tante kam aus Verſehen des Boten erſt heute an), aber Dich, geliebte Emilie, hätte Hermann mir, ſo wie ich ihm ſeinen treuen Jugendfreund Julius gönnen mögen. Verlangt das Herz in Trauertagen ein zweites Herz, das ihm ſeine Laſt tragen hilft, ſo iſt es in den Stunden des Glücks dem guten

Menſchen nicht minder Bedürfniß, ſeine Wonne in der Bruſt des treuen Freundes niederlegen und in ſeinen naſſen Blicken Theilnahme leſen zu dürfen.

Liebe Emilie, unſere Menſchennatur iſt durch die Sünde arg verunſtaltet, aber es liegt noch ein göttlicher Keim in ihr. Wir haben zuweilen Spuren davon, die uns den Glauben feſt halten laſſen, daß ſie einſt, geläutert durch die Gnade des Herrn, wieder herrlich werden werde, doch iſt es ihre Sache, ſich dieſem Läuterungsprozeſſe zu unterwerfen. Selig, wer den Willen Gottes erkennt und ihn thut!

Lebe wohl, meine Geliebte. Mein Hermann giebt mir tauſend Grüße an Dich auf. Er freut ſich, Dein freundliches Angeſicht zu ſchauen; Deine treue Liebe gegen mich kennt er ſchon. Noch einmal, lebe wohl. Von Herzen

Deine glückliche Maria.

Einundneunzigſter Brief.

Maria an die Tante.

Meine geliebte, meine theure Tante.

Mit dem niederdrückenden Gefühl einer Verbrecherin ergreife ich die Feder, um Dir, geliebte Tante, mein Glück anzukündigen. Wirſt Du mir vergeben, daß ich bisher gegen Dich mit all' meinen Wünſchen und Hoffnungen ſtumm und ſtill war wie das Grab, gegen Dich, die Du mit mütterlicher Treue für mich ſorgteſt, die Du mein Troſt, meine Zuflucht in jeder Noth, in jeder Verlegenheit warſt? Ach, liebe Tante, ich fühle wohl, es war nicht recht und dennoch — wäreſt Du hier geweſen, hätteſt Du Alles mit angeſehen,

da hätte ich Dir wohl in's mitfühlende Auge geſchaut, wäre Dir an die liebende Bruſt geſunken und hätte Dir alle, alle meine Leiden, meines Herzens geheimſte Gedanken anvertraut. Vieles hätte ich nicht einmal ausſprechen dürfen, Deiner beſorgten Liebe wäre Manches heller geweſen als mir ſelbſt; aber ſchreiben, mit kalten trockenen Worten meines Herzens leiſeſte Wünſche, die ich mir nicht zu denken wagte, auf das todte Papier hinmalen — ach, geliebte Tante, das konnte ich nicht! Das Schamgefühl zu lieben und nicht wieder geliebt zu werden war zu peinlich, als daß ich es gegen Dich, meine theure Tante, die ich ſo ſehr hochachte, hätte ausſprechen können.

Es iſt wahr, Emilien ſchrieb ich davon, allein ſie war es eigentlich, die mich ſelbſt über die ſtille, mir noch unbewußte Neigung meines Herzens belehrte, und gegen die Freundin, die Altersgenoſſin empfinden wir nicht die ehrfurchtsvolle Scheu, die uns von einem Bekenntniß gegen ältere Perſonen, ſeien es auch die liebſten und vertrauteſten, zurückhält. Vergieb nun, geliebte Tante, der glücklichen Maria, die ja ihr Glück nicht ungetrübt genießen könnte, wenn auch nur ein Schatten des Gedankens, Dich durch Undankbarkeit gekränkt zu haben, darauf ruhen ſollte.

Hermann, mein geliebter Hermann, dem ich meine Noth geklagt habe, bittet Dich mit mir, der Vergangenheit nicht mehr zu gedenken, ſondern Dich mit uns der herrlichen Gegenwart zu erfreuen. Ach, und das wirſt Du auch thun! Ich weiß, Du nimmſt die reuige Sünderin mit Liebe auf und ſchließeſt ſie in Deine mütterlichen Arme! Wie freuen wir uns

auf dieſes Wiederſehen, wie freut ſich auch mein Hermann, Dich dann mündlich, was er indeß ſchriftlich thut, ſeiner Verehrung verſichern und um Deine Liebe Dich bitten zu dürfen. Will's der Herr, ſo kommen wir zu Anfang der nächſten Woche zu Dir und zwar Alle, denn Keines, ſelbſt das kleine Julchen nicht, will zurückbleiben. Da die Witterung ungewöhnlich mild iſt, gedenken wir die Nacht zu Hilfe zu nehmen, um die weite Reiſe in einem Tag ausführen zu können. Herzlich freue ich mich, Dir, geliebte Tante, bald perſönlich zu ſagen, wie ſehr ich bin

Deine glückliche Maria.

Zweiundneunzigſter Brief.

Frau Baronin von Strahlenau an Hermann.

Verehrter Freund!

Sie werden nicht ungehalten ſein, wenn ich heute in die Lücke meines Sohnes eintrete und Ihnen eine höchſt erfreuliche Neuigkeit unſers Hauſes mittheile, die Eugen Ihnen ſo gerne ſelbſt ankündigen möchte, wenn er vor lauter ſüßem Nichtsthun dazu kommen könnte. Ich aber weiß, wie warmen Antheil Sie an dem Schickſale Ihrer Freunde nehmen und darum müſſen Sie heute noch hören, daß Eugen geſtern das ihn beglückende Jawort von den Lippen ſeiner angebeteten Roſalie von Ringen erhielt.

Da ich längſt Gelegenheit hatte, das junge Fräulein als Freundin meiner Tochter in der Stille zu beobachten und mich von ihren trefflichen und für den flüchtigen Eugen ganz paſſenden Eigenſchaften immer mehr überzeugte, ſo können

Sie ſich denken, welche Beruhigung mir durch dieſes will=kommene Ereigniß zu Theil wird. Dennoch würde ich glau=ben, dieſe Verbindung ermangle des wahren Segens, wüßte ich, daß ein weibliches Herz in der Entfernung darüber ſeufzte, wüßte ich, daß Maria meinen Sohn geliebt hätte. Allein er verſichert mich des Gegentheils, auch laſſen die günſtigen Nachrichten, die Sie, verehrter Freund, Eugen über des Mädchens Geſundheit und Stimmung ertheilen, beinahe glauben, daß er in ſeiner Behauptung Recht hat. Möge ihr der liebe Gott bald einen braven Gatten nach eige=ner Wahl zuführen.

Eugen's bisher bewieſene Veränderlichkeit iſt freilich auch ein Punkt, der mich nicht ganz ſorglos in die Zukunft blicken läßt. Allein wenn ſich ſeine leidenſchaftliche Vereh=rung Roſalien's durch Gegenliebe belohnt ſieht, ſo hoffe ich, wird ſich dadurch eine dankbare Anhänglichkeit bilden, die zumal bei ſeiner Gutmüthigkeit ein unzerreißliches Band um die Liebenden ſchlingt. Iſt doch Eugen ein ſo guter, ergebener Sohn, warum ſollte er nicht auch ein treu liebender Gatte werden?

Trotz dieſer Hoffnung wäre der höchſte Wunſch mei=nes beſorgten Mutterherzens, daß ihm ein redlicher weiſer Freund zur Seite ſtände! Ja, Hermann, wenn ich Sie für unſer Haus und unſere Familie gewinnen könnte, Sie, den ich gewohnt bin, als einen zweiten Sohn anzuſehen, dann wäre mir freilich ein Centnergewicht von der Seele genommen.

Nie hätte ich gewagt, Ihnen ein Anerbieten zu machen, das Sie der Nähe Ihres verehrten Pflegevaters, das Sie

Ihrem mit Recht ſo hoch gehaltenen Schwabenlande entführen würde, hätte ich nicht erſt einer Aeußerung des Briefs an Eugen entnommen, daß Sie in Hartſtern nicht zu bleiben gedächten, überhaupt noch keinen beſtimmten Lebensplan gemacht haben. Auf dieſes hin erlaube ich mir, Ihnen den Vorſchlag zu machen, ob Sie nicht die Verwaltung ſämmtlicher oder wenigſtens des größern Theils unſerer Güter übernehmen wollten? Ihr Freund, unſer treuer Verwalter, fühlt die Bürde ſeines kränklichen Körpers täglich mehr und ſehnt ſich nach Ruhe, die er auch unter den Bedingungen, wie er in mein Haus eintrat, längſt hätte anſprechen können, würde ihn nicht ſeine bekannte Gewiſſenhaftigkeit indeſſen an mein Intereſſe gefeſſelt haben; aber was könnte ihm erwünſchter ſein, als die Geſchäfte den Händen ſeines lieben Freundes zu übergeben, und da er ſich ſchon lange die Meierei Schöningen als Ruheſitz auserleſen hat, ſo wäre er in der Nähe und gewiß zu aller Beihilfe erbötig. Sie aber, mein Freund, ſollten auf meinen ausgedehnten Gütern ganz freie Hand haben, ſchalten und walten darin dürfen wie in Ihrem Eigenthum, ſo lange der Strahlenau'ſche Name dort genannt wird.

Da Eugen durch ſeine Heirath auch in den Beſitz der Ringen'ſchen Ländereien kommt und in Zukunft dort wohnen wird, ſo iſt es natürlich um ſo unerläßlicher, daß die Strahlenau'ſchen Güter mit Umſicht und Treue beaufſichtigt und bewirthſchaftet werden. Laſſen Sie ſich erbitten, kommen Sie zu uns, ſeien Sie ein Glied unſerer Familie: der Segen eines beruhigten Mutterherzens wird Sie dafür belohnen.

Wohl erkenne ich, was ich für ein Opfer von Ihnen und noch mehr von Ihrem lieben Pflegevater verlange, allein tröſtlich müßte es ihm, dem ältern Mann, doch auch ſein, zu wiſſen, daß ſein geliebter Sohn, wenn auch fern, doch im Schooß einer glücklichen Familie eine neue und bleibende Heimath gefunden habe.

Ueberlegen Sie meinen Vorſchlag, vergeſſen Sie aber nicht in die Wagſchale der Gründe für denſelben auch die außerordentliche Freude, die Sie Jedem von uns durch Ihre Einwilligung machen würden, zu legen. Gewiß, dies ſchwere Gewicht zieht ſie nieder und verſchafft uns den Sieg. Der liebe Gott gebe es!

In dieſer Hoffnung ſage ich Ihnen die herzlichſten Grüße von uns Allen. Auch die neue Tochter will den alten Freund grüßen und ich bin wie immer

Ihre mütterliche Freundin

Natalie von Strahlenau.

P.S. Sagen Sie mir doch gelegentlich, ob Juſtizrath Werner nicht einſt in Heidelberg ſtudirt hat?

Dreiundneunzigſter Brief.

Emilie an Maria.

Gott ſei's gelobt und gedankt! Endlich iſt doch einmal und zwar ohne meine energiſche Hilfe der Knoten gelöst.

Sei mir tauſendmal willkommen, mein liebes, zärtliches Bräutchen und meinetwegen auch Sie, Herr Bräutigam, obwohl ich Ihnen, aufrichtig geſtanden, nicht beſonders grün bin. Denn einmal ärgerte ich mich von ganzer Seele, daß

Sie keine offenere Sprache führten, da ich ja wohl merkte, daß Ihnen Maria tief im Herzen ſaß, und dadurch das arme Kind ſo auf die Folter ſpannten, und dann fürchte ich jetzt, Sie werden, wie es die neuen Regierungen machen, meine uralten Rechte und Freiheiten über den Haufen werfen und mir in dem Herzen Ihrer lieben Maria gar kein Plätzchen mehr geſtatten wollen. Aber das ſoll nimmermehr geſchehen! Bitte, liebe Maria, lies dies Alles Deinem Geliebten vor, daß er weiß, woran er iſt mit mir. Und nun meinen herzlichſten, tiefgefühlteſten Glückwunſch. Ach, liebe, theure Maria, ich ſchreibe eigentlich nur ſo dummes Zeug, damit ich meine Rührung verberge, denn es iſt mir ganz weinerlich vor lauter Freude über die Erfüllung Deines Wunſches. Der liebe Gott ſegne Dich und mache Dich recht, recht ſehr glücklich; und nicht wahr, liebe Maria, ein klein Bischen haſt Du doch auch noch Deine Emilie lieb. Sieh, mein ganzes Herz hängt an Dir. Etwas von dem deinigen, wenn's auch nur ein kleines Fleckchen iſt, mußt Du mir doch noch laſſen! Lieber, ſo ſchwer mich's auch ankommt, will ich Frieden ſchließen mit Deinem Hermann und ihm Alles vergeben und vergeſſen, denn ich merke wohl, ohne ſeine Gnade kann man die deinige in Zukunft nicht mehr erlangen. Alſo, hier iſt meine Hand, Herr Bräutigam, Sie können ſie meinetwegen — küſſen? Nein, wir ſind nicht in Wien! aber herzlich drücken und mein Freund ſein.

Meine Eltern, liebe Maria, haben auch eine große Freude an Deinem Brautglück und laſſen Dir wenigſtens ein häusliches Paradies wünſchen. Der Herr Nachbar, der

führte bei dieſer Veranlaſſung wunderliche Reden; ich will doch nicht hoffen, daß er im Schilde führt, mich zu meiner eigenen Frau Nachbarin zu machen? Daraus aber wird nichts. Nein, nein, Herr Nachbar, dazu ſind Sie, obwohl ſonſt nicht allzu eilig, doch dreißig Jahre zu bald auf die Welt gekommen. Wenn ich mich je einmal zu dem traurigen Sklavendienſt in Hymen's Tempel überreden laſſe — es hat aber noch gute Weile bis dahin — ſo könnte dies nur durch den kleinen neckiſchen Götterknaben geſchehen, der aber, wie man ſagt, wohl den Fürſprecher und Unterhändler der blondgelockten Jugend, nie aber des eisgrauen Alters macht. Alſo, Herr Nachbar, laß er ſich ſolche kühne Gedanken hübſch ordentlich vergehen.

Die Waislein ſind allerliebſte Kinder und machen mir ungemein viel Unterhaltung, doch wird der Spaß bald zu Ende ſein, weil ihr Vater ſchon in nächſter Woche erwartet wird, um ſie abzuholen.

Der armen Gabriele ſage meine freundlichſten Grüße. Und nun noch einmal Dir und Hermann alles Glück, Heil und Segen von

Deiner treuen Emilie.

Vierundneunzigſter Brief.

Tante Eliſe an Maria.

Zur Strafe, Du böſes Mädchen, für Deine Geheimnißthuerei hätte ich Dich freilich ohne Brief laſſen ſollen, bis ich Dir meinen Verweis mündlich geben könnte, aber ich will es Dir nur redlich geſtehen, es wäre für mich

eine noch viel härtere Strafe, wenn ich meine Freude ſo lange zurückhalten müßte.

Ach, liebes Kind, Du kannſt es Dir gar nicht denken, wie es mir war, als ich eure Briefe empfing! Denn obwohl ich wußte, wie ſehr der Wunſch Deines lieben Vaters dieſe Verbindung war, ſo hatte ich, irre geleitet wie alle Uebrigen durch Dein hartnäckiges Schweigen, eigentlich ganz den Gedanken daran aufgegeben und war froh, als es mir ſchien, daß durch Hermann's Entfernung auch Dein lieber Vater ſich allmählig von dieſer Lieblingsidee losreißen lerne. Und nun ſo auf einmal das Gegentheil und meine Maria voll glücklicher, zärtlicher Brautliebe! Ja, ja, ſtille Waſſer gründen tief! Es iſt jetzt Alles gut und ich danke dem lieben Gott für ſeine gnädige Leitung aus dem Grund meines Herzens, aber Du, liebes Mädchen, hätteſt mit mehr Offenheit Dir ſelbſt, Deinem Hermann, uns Allen vielen Kummer, viele Sorge erſparen können. Du fühlſt es ſelber, ich mache Dir deßhalb keinen Vorwurf mehr darüber, auch laß ich die Entfernung als einige Entſchuldigung gelten, aber unverantwortlich iſt es und beſtraft ſich oft hart genug, wenn eine junge Tochter, die eine liebevolle Mutter hat, dieſer ihr Herz verſchließt und ihr Vertrauen lieber einer oder mehreren Freundinnen zuwendet. Der Mutter Herz iſt der Altar, auf welchen eine ſittſame Jungfrau die Erſtgefühle einer erwachenden Neigung niederlegen ſoll, und wenn es eine verſtändige, liebende Mutter iſt, ſo wird dieſe ihres Kindes Vertrauen nicht mißbrauchen und weder durch unzeitige Härte noch durch ſchwaches Nachgeben dieſes bereuen

laſſen, daß es hieher ſeine Zuflucht genommen hat. Sie wird die Gefühle ihrer Tochter ordnen und leiten, und müſſen ſie gar unterdrückt werden, ſo wird ſie mit milder Hand die Wunden heilen, ehe ſie unheilbar werden.

Dich, mein geliebtes Kind, konnte ich nicht ohne Erwiederung laſſen, aber Dein Vater und Dein Hermann ſollen mir nur die Schuld ſchenken, bis ich ſie mündlich abtrage. Ich freue mich außerordentlich, bis ich euch Alle bei mir ſehe. Kommt nur recht bald, je eher, je lieber. Indeſſen die herzlichſten Grüße von

Deiner treuen Tante
Eliſe.

Fünfundneunzigſter Brief.

Hermann an Eugen.

Sage, mein theurer Freund, womit ſoll ich beginnen; mich über Dein Glück zu erfreuen oder Dir das meinige zu verkündigen? Ja, lieber Eugen, ich kann Dir die Wonne der ſchönen Zeit, in der Du gegenwärtig lebſt, nachfühlen; ich begreife, was es heißt, die Geliebte des Herzens, die treu liebende Braut gefunden zu haben; ich kann es begreifen, denn auch neben mir ſitzt ein ſolch herrliches Geſchöpfchen und lächelt, während ich hier ſchreibe, mir ſchalkhaft über die Schulter und will mit Gewalt haben, ich ſoll einen Gruß von ihr ſchreiben, als einer alten Bekannten, denn mein geliebtes Bräutchen iſt Niemand anders als — Maria! Du biſt ein trefflicher Prophet, mein lieber Eugen. Was ich mir nicht zu träumen wagte, iſt nun wirklich wahr

geworden! Aber ob Du wohl glücklich errathen haſt, daß ich, freilich ohne es zu ahnen, Dir bei Maria's Neigung im Wege ſtand und daß ſie in aller Stille mich geliebt hatte, ſo wußteſt Du doch nicht, daß auch mein ganzes Herz vom erſten Augenblick an Marien gehörte und daß ich nur um Deinetwillen dieſe Liebe zu verbergen und zu bekämpfen für meine Pflicht hielt. So hatten wir denn alle drei ſchwere Kämpfe zu beſtehen, die aber zu einem herrlichen Sieg führten. Ein Prozeß ſeltener Art, der ſich für alle Parteien zur vollkommenen Befriedigung endigt.

Und nun, daß ich's nicht vergeſſe, zu unſerer Hochzeit darfſt Du ſo wenig als Deine Geliebte fehlen. Das ſoll ein allgemeines Verſöhnungs- und Freudenfeſt geben, einen großen Jubeltag!

Der zweite Theil des Briefes, der mir von der Hand Deiner verehrten Frau Mutter zukam, iſt allzu wichtig, als daß ich jetzt in dieſer aufgeregten Stimmung mir getrauen dürfte, ihn mit genügender Gründlichkeit zu überdenken und zu beantworten. Sage ihr indeſſen meinen ergebenſten Dank für das große Zutrauen, das ihr gütiger Vorſchlag auf jeden Fall gegen mich beweist, und verſichere ihr, daß ich die Sache ernſtlich und vor Gott prüfen und ihr das Ergebniß meines Nachdenkens baldmöglichſt mittheilen werde. Hätte ich freilich keine Rückſichten für meinen alten, jetzt kränklichen Pflegevater zu nehmen, und wäre nicht auch Maria gewiſſermaßen an das verwaiste Hausweſen ihres Vaters gebunden, ſo wäre es mehr als Thorheit, wenn ich Heimathloſer mich nur noch einen Augenblick beſönne, den Wanderſtab mit

Freuden gegen einen Ort zu richten, den mir die Güte ſeiner Bewohner längſt geſtattet hat, als zweite Heimath zu betrachten. Allein hier treten unabweisliche Pflichten der Dankbarkeit dazwiſchen, die offenbar längere Ueberlegung bedürfen. Meine liebe Maria in Deine Huld und Gnade zu empfehlen, werde ich hoffentlich nicht nöthig haben, deſto mehr bitte ich mir dieſen Liebesdienſt von Dir bei Fräulein von Ringen aus. Mache Deine liebenswürdige Braut mit Allen bekannt, daß wenn wir bei meiner Hochzeit zuſammen kommen, es lauter alte Freunde ſind.

Für Deinen reichen Beitrag zu unſerm Verein darf ich den Dank nicht vergeſſen. Die gute Gabriele fühlte ſich über dieſe nicht gehoffte Freigebigkeit ſehr beſchämt. Sie ſteht an einer ernſten Pforte, wo man überhaupt über Vieles anders denken lernt. Vielleicht ehe Du dieſen Brief empfängſt, hat die Arme den letzten Reſt ihrer kranken Lunge ausgehuſtet und iſt von jedem irdiſchen Schmerz befreit.

Lebe wohl. Alſo Maria grüßt Dich, darf ſie? Empfehle auf's Ehrerbietigſte mich Deiner verehrten Frau Mutter, danke Deiner Fräulein Braut für ihre Freundlichkeit und grüße auch Deine Fräulein Schweſter. Unwandelbar

Dein Hermann.

Sechsundneunzigſter Brief.

Maria an Emilie.

Gewiß, es iſt uns heilſam, geliebte Emilie, wenn auch die ſtrahlendſten Glanzpunkte unſeres Lebens durch eine Miſchung von Wehmuth und Mitgefühl an dem Schmerze An=

derer umſchleiert und gedämpft werden. Es iſt eine Mahnung, daß wir auf dieſer Welt auf keine ungetrübte Wonne zählen, uns hier nicht einbürgern dürfen. Aus dieſem Geſichtspunkt betrachtete ich indeſſen das Leiden unſerer armen Gabriele, das, täglich heißer werdend, mir und meinem geliebten Hermann ſo ſehr zu Herzen ging, das aber gewiß unſere Liebe nur heiligen und veredeln konnte.

Jetzt hat die fromme Seele ausgekämpft und wird, das dürfen wir freudig hoffen, jenſeits den Frieden vollkommen erlangen, nach welchem ſie hier auf Erden ſchon nicht vergeblich trachtete.

Nachdem ſie in den letzten Tagen noch die ganze Wuth der Krankheit mit unglaublicher Geduld und ſichtbarer Stärkung von Oben ertragen hatte, war ihr Lebensende Gottlob ſanft und ſtill. Ihre Mutter, Hermann und ich, wir theilten uns in die Pflege der letzten Nacht. Sie blieb bis zum Augenblick des Sterbens bei aller Geiſtesgegenwart und beobachtete mit einer Ruhe das Herannahen des Todes, die uns ſtaunen machte. Schon am Morgen dieſes Tages nahm ſie zärtlich meine Hand, ſchaute mich ſehr liebevoll an und ſagte: „Ach, Maria, bleibe nur dem Herrn treu, er iſt ſo gut, auch im Leiden ſo gut!“ Nach einer Pauſe begann ſie wieder: „Sieh, er hat mir jetzt auch die letzte Angſt gnädig abgenommen, den Schauer vor dem einſamen Grabe — er iſt überwunden! Ich empfinde jetzt nichts, gar nichts mehr, als Hoffnung und Freude!“ Dann wieder nach einiger Zeit ſprach ſie und richtete ſich dabei lebhaft auf und gegen ihre Mutter: „Mutter, Deine Zukunft macht mir doch noch

Sorge. Du biſt ſo allein, ſo verlaſſen. Ich habe einen Gedanken, verſteht mich aber wohl, meine Lieben, er ſoll nicht bindend ſein. Es fiel mir ein, wenn Maria mit Hermann in ihre neue Heimath zieht, wer ſoll ihrem Vater haushalten, wer Julchen erziehen? wie wäre es, wenn Du dies übernähmeſt und in's Werner'ſche Haus zögeſt? Es wird Dir doch ſchwer werden, hier ohne mich allein zu wohnen. Doch wie der Herr will, er weiß Alles am Beſten zu machen!" Dieſe Aeußerung überraſchte mich ungemein, denn die Wahrheit zu geſtehen, Hermann und ich hatten ſchon ſelbſt dieſen Gedanken und der liebe Vater warf ihn gar nicht weg. Jetzt aus dem Munde der Sterbenden klang er uns wie ein höherer Wink. Gabrielens Mutter ſprach nur in ihrer ſanften Weiſe: „Gott wird Alles wohl machen, mein Kind!" — „O gewiß!" beruhigte ſich Gabriele und richtete ihre Blicke gen Himmel. Den Tag über ſchlummerte ſie viel und war ſehr matt. In der Nacht aber fühlte ſie ſich ſtärker, ſo daß wir an kein ſo ſchnelles Ende dachten, ſie ſelber nicht, denn ſie wollte uns Alle zu Bette ſchicken. Als wir dies aber ſtandhaft verweigerten, dankte ſie uns ſehr rührend für unſere Liebe und Treue bis in den Tod; dann lobte ſie mehrmals Gott ihren Herrn mit lauter Stimme, dankte ihm für alle leiblichen und geiſtigen Wohlthaten, auch noch für den letzten Genuß des h. Abendmahls, das ihr vor einigen Tagen zum großen Stärkungsmittel geworden war. Die ganze Nacht über ruhte ſie entweder ſanft oder wir mußten ihr einzelne Bibelſtellen oder Liederverſe, die ſie mit großer Genauigkeit angab, vorleſen. Der qualvolle Huſten hatte ganz aufgehört, überhaupt ſcheint

ihr körperliches Gefühl ſehr erträglich geweſen zu ſein. „Ach,“ ſagte ſie einmal, „wie habe ich ein ſanftes Sterben, verſöhnt durch meinen Heiland mit Gott, und die liebſten Seelen, die ich auf Erden hatte, um mich verſammelt, und ſo ruhig, ſo ſtille. Ach, wie iſt doch Gott gnädig!“

Gegen Tag gab ſie uns Allen noch einmal die Hand und ſprach: „Jetzt laßt mich ſchlafen, ich bin ſo müde.“ Sie legte ſich auf die Seite, ſchloß die Augen, aber — erwachte nicht wieder! Wir ließen ſie eine Weile ruhen, in der Meinung, ſie ſchlafe wirklich, endlich ſah ihre Mutter leiſe nach ihr und rief: „O Gott, ſie iſt todt!“ Wir konnten es faſt nicht begreifen, aber es war ſo. Ohne Bewegung, ohne lauten Athemzug war ſie hinübergeſchlummert! Ihre Mutter ſank auf die Kniee und ſeufzte: „O Herr, Du haſt mir viel gegeben mit dieſem Kinde, aber auch viel genommen, doch dein Name ſei tauſendmal geprieſen!“ Hermann und ich knieeten neben die Schmerzensmutter und Hermann betete laut und tröſtlich. Unſere Thränen mit den ihrigen miſchend, blieben wir bis zum Morgen am Lager der Todten. Hermann eilte dann zum Vater und traf die weiteren nöthigen Anſtalten; ich blieb bei der Mutter zurück. Morgen Abend wird die einfache Beerdigung ſtattfinden. Die Wehklage um die fromme Jungfrau geht durch's ganze Dorf, durch die ganze Gegend, denn weit und breit war ihre wohlthätige Hand, ſo verborgen ſie auch gab, bekannt. Jetzt, in ihrem langen weißen Sterbegewand, die ſchöne hohe Stirne mit einem weißen Roſenkranz geſchmückt, liegt ſie ſchon, ein ſchöner Engel, im

Sarg. Ihre Wangen ſind abgezehrt und ihre Züge tragen noch die ſchmerzlichen Spuren des herben Leidens, aber um ihre blaſſen Lippen ſchwebt ein ſeliges Lächeln, das Lächeln der Verklärung!

Noch ehe unſere theure Freundin von uns ſchied, befanden ſich unſere Gemüther in einer großen Bewegung ganz anderer Art. Zu dem Gut Hartſtern nämlich hat ſich ein ſehr annehmlicher Käufer gefunden, der je eher je lieber das ganze Anweſen zu übernehmen wünſcht. Dies konnte für Hermann, der ja bloß aus Gefälligkeit für den ſeitherigen Beſitzer die Aufſicht indeſſen übernommen hatte, nur erwünſcht ſein, aber deſto lebhafter trat die Frage hervor, was jetzt thun und wo den künftigen Hausſtand beginnen?

Während wir uns vergeblich um eine Antwort auf dieſe Frage bei uns ſelbſt umſahen, kommt ein Schreiben von der alten Frau Baronin von Strahlenau an Hermann, in welchem ſie dieſen auf's Dringendſte und unter den angenehmſten Ausſichten auffordert, die Verwaltung aller ihrer Güter mit faſt uneingeſchränkter Gewalt über dieſelben anzunehmen.

Zugleich kündigt ſie ihm an, daß Eugen höchſt glückſeliger Verlobter des Freifräuleins Roſalie von Ringen ſei. Natürlich waren wir über dies unaufgeforderte Anerbieten gerade zu dieſer Stunde im höchſten Grade überraſcht, und wenn man es auch nicht als unmittelbar vom Himmel gefallen betrachten wollte, ſo wäre doch kaum ein angenehmeres Plätzchen für uns auszuleſen geweſen, wenn nur das Eine, die weite Entfernung, nicht im Wege ſtände. So muß eben auf Erden immer noch eine Schattenſeite ſein! Hermann's

lieber Pflegevater iſt alt und kränklich, mein lieber Vater wird ohnehin, das darf ich ohne Unbeſcheidenheit ſagen, die töchterliche Pflege ſchwer vermiſſen, und wer ſoll für Julchen und Edwin ſorgen, wenn ich im fernen Ausland bin? Das ſind Fragen, die einer ernſten Ueberlegung wohl werth ſind. Und aufrichtig zu geſtehen, ohne einen kleinen Kampf würde es auch für mich nicht abgehen, Alles zu verlaſſen — Vater, Geſchwiſter, Dich, meine geliebte Emilie, die Tante — doch freilich an Hermann's Hand, und wenn es in die unwirthbaren Steppen Sibiriens ginge, wird auch die Fremde zur Heimath!

So ſtehen jetzt die Sachen. Hermann hat ſich noch nicht entſchieden. Gabrielen's Hingang bewegte uns Alle zu ſehr, als daß wir in dieſer Zeit zu einem Reſultat hätten gelangen können. Du kannſt Dir nun denken, daß mir in dieſer Beziehung Gabrielen's ausgeſprochener Wunſch über die Zukunft ihrer Mutter von beſonderer Wichtigkeit war. Sollte die Sache richtig werden, und ich glaube faſt, daß ſie es wird, weil die beiden Väter und nun auch die Tante, bei der wir unlängſt einen höchſt glücklichen Tag hatten, für Annahme derſelben ſtimmen, ſo würde dies unſerm glücklichen Brautſtand leider bald ein Ende machen, denn Hermann meint, es wäre dann nothwendig, daß er ſich ſo bald als möglich auf dem Platz befände und allein will er nicht abziehen. Zudem würde meine Ausſtattung weniger Zeit erfordern, weil man natürlich außer Betten und Weißzeug Nichts hier im Lande verfertigen ließe.

Alſo will ich Dich nur leiſe gebeten haben: richte Dein

hochzeitliches Gewand und winde den ſchönen grünen Jungfernkranz mit veilchenblauer Seide! Denn daß Du meine erſte und liebſte und vielleicht einzige Brautjungfer biſt, weißt Du ſo gut wie ich, alſo komm und ſäume nicht. Hermann — und ich bin nicht eiferſüchtig — hat Deine ihm dargebotene Friedens- und Freundeshand immer noch in der ſeinigen, aber jetzt iſt es doch Zeit, daß Du kommſt und ſie zurückziehſt, ſonſt komm am Ende ich zu kurz!

Lebe wohl. Grüßend und küſſend

Deine Maria.

Siebenundneunzigſter Brief.

Hermann Jäger an Frau Baronin von Strahlenau.

Hochwohlgeborne, gnädige Frau.

Sie kennen mich zu genau, als daß ich fürchten müßte, durch die lange Zögerung der Beantwortung Ihres ſo gütigen Schreibens den Schein der Undankbarkeit auf mich gezogen zu haben. Nein, Sie wiſſen vielmehr, gnädige Frau, daß mir jeder Schritt, den wir kurzſichtige Sterbliche thun, wichtig iſt, und daß alſo eine, das ganze künftige Leben beſtimmende Entſcheidung um ſo mehr zu der ſtrengſten Prüfung meiner ſelbſt, ſo wie der ſie bedingenden Verhältniſſe mich auffordern mußte. Ihr Anerbieten, ſo wie die Art, wie es geſchehen iſt, verpflichtet mich, gnädige Frau, zum tiefſten Dankgefühl, erſchwert mir aber auch die Annahme deſſelben, weil ich die hohe Aufgabe, ein ſo uneingeſchränktes Zutrauen auch nur entfernt zu verdienen, vollkommen erkenne.

Das Ergebniß meines gewiſſenhafteſten Nachdenkens

über Ihren gütigen Vorſchlag war endlich bei aller Anerkenntniß meiner Unerfahrenheit eines ſo großen und ausgedehnten Betriebs ein freudiger Muth zur Annahme deſſelben und die Ueberzeugung, daß redlicher Wille und Berufstreue manche Lücke der fehlenden Kenntniſſe und Erfahrung auszufüllen im Stande ſind. Als ich ſo weit mit mir ſelber einig war, ſprach ich erſt mit meiner geliebten Maria und den beiden Vätern davon, und gedachte eigentlich in der Anſicht dieſer mir ſo theuren Perſonen auch den Willen Gottes bei der Sache zu erkennen, zweifelte aber freilich nicht, daß ich hiebei auf mannichfache Widerſprüche ſtoßen würde. Stellen Sie ſich daher meine freudige Ueberraſchung vor, als ſowohl mein Pflegevater als auch der Juſtizrath ſogleich ohne die mindeſte Berückſichtigung ihrer ſelbſt durchaus für die Annahme dieſes, wie mein Pflegevater meinte, vom lieben Gott ſelber mir zugeſchickten Plätzchens waren. Weder ſein Alter noch ſeine Kränklichkeit ließ mein lieber Vater als Abhaltung gelten. Rührend verſicherte er mich dagegen, wie nur mein Glück der einzige Wunſch ſeines Lebens ſei, und bald am Ziele ſeiner irdiſchen Wanderung ſtehend, wäre es ja die höchſte Ungerechtigkeit, um der Paar Tage ſeines Lebens willen mich von einer geſicherten und ſo angenehmen Wirkſamkeit zurückhalten zu wollen. In gleicher Weiſe ſprach auch Maria's Vater. Maria wird zwar das Losreißen von den Ihrigen einen ſchweren Kampf koſten, indeſſen will ſie Alles, was ihr Hermann will, und freut ſich, Ihnen, gnädige Frau, ihre Verehrung und Dankbarkeit einſt mündlich ausdrücken und mit der That beweiſen zu dürfen.

Mit der Offenheit, die Sie, gnädige Frau, mir von jeher geſtatteten, habe ich mir nun erlaubt, Ihnen Alles vor Augen zu legen. Ich habe dieſem jetzt nur noch beizufügen, daß ich, was auch für den Verwalter in gegenwärtiger Jahreszeit willkommen ſein wird, das Geſchäft möglichſt bald zu übernehmen gedenke. Unſere Hochzeit ſoll deßwegen ſchon in vier Wochen, den erſten März, ſtattfinden, damit Maria gleich mit mir ziehen kann. Sie wird freilich den Ihrigen dadurch noch früher entriſſen, allein wenn uns der Trennungsſchmerz ſo lange vor Augen ſteht, iſt es faſt noch ſchlimmer, und was ihr den Abſchied weſentlich erleichtert, iſt die Beruhigung, ihren Vater und ihre Geſchwiſter in den beſten Händen zurückzulaſſen, da die Mutter einer kürzlich verſtorbenen Freundin, eine vortreffliche Frau, das Hausweſen und die Erziehung der Kinder übernehmen wird.

Mein künftiger Schwiegervater hat allerdings einſt in Heidelberg ſtudirt. Als er hörte, Sie, gnädige Frau, hätten den Wunſch geäußert, dies zu erfahren, that ſich eine wunderbare innere Bewegung in ihm kund und mit beſonderer Rührung trug er mir auf, Sie, Frau Baronin, ſeiner unwandelbarſten Verehrung zu verſichern, welches zu thun ich mir hiemit zur angenehmen Pflicht mache. Dieſen Geſinnungen habe ich die Ehre auch mich anzuſchließen und Ihrer und der Fräulein Anna Gewogenheit meine liebe Maria und mich auf's Ehrerbietigſte zu empfehlen und mich hochachtungsvollſt zu nennen Euer Hochwohlgeboren

unterthänigſter

Hermann Jäger.

Achtundneunzigſter Brief.

Emilie an Maria.

Ja ich komme, meine geliebte Maria, ich komme zu Deiner Hochzeit, ich komme und bringe Dir den Jungfernkranz, aber — ich komme nicht allein, ich bringe noch Jemand mit. Wen? Meine Waislein, oder deren alten Großonkel? Nein! deren lieben Vater — meinen Verlobten!

Ei, Maria, haſt Du wollen allein Braut ſein? Nein, das ſoll Dir nicht werden: ich bin die ältere von uns zwei, mir gehört die Ehre zuerſt und deßwegen genieße ich auch das Vorrecht, gleich zwei liebe, liebe Töchterchen zu haben. Du glaubſt, ich ſpaße — nein, ich ſpaße nicht. Wenn man auf dem Punkt ſteht, Stiefmutter zu werden, da vergeht aller Spaß und das Lachen wird Einem theuer! Aber das iſt wahr, daß die Sache noch ſchwebt, das heißt: das Jawort ſitzt noch auf meinen Lippen, aufrichtig geſtanden iſt es aber ziemlich weit vornen und kann heute, morgen oder jeden Augenblick vollends herunterſpringen. Ach, es iſt eine ſo gar kleine Sylbe und hängt ſo viel, ſo unendlich viel daran. Doch ehe ich in's Philoſophiren komme, will ich Dir den intereſſanten Hergang des Romans erzählen, der, ſo einfach er iſt, eben doch auch ſeine Ueberraſchungen aufzuweiſen hat.

Daß meine Waislein mich und ich ſie von Herzen liebte und daß wir uns von Tag zu Tag unentbehrlicher wurden, weißt Du. Leicht begreiflich war es daher, daß die Nachricht, die Gouvernante wolle nicht mehr kommen, ſondern bei ihrer Frau Schweſter verbleiben, uns nicht in den Tod erſchreckte, ſondern im Gegentheil bei den lieben Kindern eine unver=

kennbare Freude verurſachte. Indeſſen kam der Papa zurück und betrachtete mit einigem Wohlgefallen unſer gutes Vernehmen. Allein der Hofrath iſt ein artiger, gewandter Mann und überdies an einem, wenn auch nur Duodezhof. Deßwegen konnte es mir nicht beſonders auffallen, daß er viel Aufhebens von meiner Aufopferung u. ſ. f. machte. Ich ſah in der That auch in ſeiner ausgezeichneten Aufmerkſamkeit gegen mich nur dankbare Anerkennung meiner geringen Verdienſte um ſeine Kinder. So geruhten der Herr Hofrath nochmals auf vierzehn Tage mit dem Fürſten zu verreiſen und dann erſt ſollten die Waislein meiner Pflege entriſſen werden. Je weniger ich indeß an dem Doktor etwas Anderes als Aeußerungen der Freundſchaft beobachtete, je mehr fiel mir ſchon lange die merkliche Annäherung des lieben alten Herrn auf und ſchon fing ich an, darauf zu ſtudiren, wie ich die Pillen verzuckern wolle, welche ich ohne Zweifel eines ſchönen Tags in einem niedlichen Körbchen ihm werde übetreichen müſſen. Meine Vermuthungen wurden faſt zur Gewißheit, als er mir vorgeſtern Abend in ſichtbarer Verlegenheit einen Brief übergab und mich bat, denſelben mit Nachdenken zu leſen. Es überfiel mich ein kleiner Schrecken und als ich allein in meinem Zimmer angekommen war, las ich Folgendes:

Liebe Fräulein Emilie!

Lange war ich unſchlüſſig, ob ich mündlich mit Ihnen reden, oder den ſchriftlichen Weg einſchlagen ſolle. Endlich entſchied ich mich für das Letztere, hoffend, mir werde die Frage, Ihnen die Antwort leichter. Ich bitte nun meinen Bekenntniſſen ein aufmerkſames und geneigtes Ohr zu ſchenken.

Ungünſtige Familienverhältniſſe haben mir es zur Pflicht gemacht, unverehelicht zu bleiben zu einer Zeit, in welcher es den Jahren ſo wie meiner äußern Stellung nach ſchicklich und paſſend geweſen wäre, eine Lebensgefährtin zu wählen. Freundſchaftsverbindungen und nachher die Erziehung und Geſellſchaft meiner lieben ſeligen Nichte ließen mich die Entbehrung einer eigenen Familie leichter ertragen und ich beſchloß daher ziemlich früh den Gedanken an die Ehe für immer zu verabſchieden. Als aber meine liebe Nichte eine Neigung zu ihrem nachherigen Gatten faßte und von dieſem mir durch ihre Heirath gleichſam entführt wurde, da fühlte ich doch, wie ſchmerzlich es ſei, keine Seele ſein eigen nennen zu dürfen. Dennoch kam ich zu keinem beſtimmten Entſchluß. Darüber gingen wieder einige Jährchen dahin — ich wurde älter, mein Kopf grauer. Nun, dachte ich, deine Nichte iſt ja doch deine Tochter, was willſt du jetzt noch heirathen und dein Bischen Erworbenes in andere Hände kommen laſſen; aus Neigung nimmt dich doch Niemand mehr. Sie, liebe Emilie, waren, als ich dieſe Betrachtungen anſtellte, noch ein halbes Kind, aber ein ſehr liebenswürdiges. Ein oder zwei Jahre ſpäter traten Sie in die Welt. Aber noch unerfahren in größern Geſellſchaften war es mir ein Vergnügen, mich Ihrer ein wenig anzunehmen. Ihre heitere Natürlichkeit zog mich ungemein an und Sie ſchienen dem ältern Mann viel Vertrauen zu ſchenken, ihm öfters, was ich mit großem Wohlgefallen wahrnahm, den Vorzug vor einem jungen zu geben. Jetzt ſtarb meine Nichte. Das veränderte auf einmal meine bisherige Anſicht, denn nun hatte ich, ſo zu ſagen, kein Kind

mehr. Ich ſuchte für dieſen bittern Verluſt Troſt und Aufheiterung und wo hätte ich dieſe beſſer und lieber finden mögen, als bei meiner ſtets muntern jungen Freundin? Endlich kamen die Kinder und jetzt entfalteten Sie erſt Ihre ganze ſchöne Weiblichkeit. Ja, liebe Emilie, waren Sie mir bisher nur liebenswürdig erſchienen, ſo wurden Sie mir durch die weiſe Behandlungsart der Kinder in hohem Grad achtungs- und verehrungswürdig. Und laſſen Sie mich es nur bekennen, ich hatte anmaßende Gedanken, ich dachte: das Mädchen, welches für fremde Kinder aus reiner Wohlwollenheit ſo viel thut, wäre auch fähig, den Lebensabend eines ältern Mannes zu erheitern — wer weiß, ob ſie ſich nicht dazu entſchlöſſe? Während ich dieſe Gedanken und Hoffnungen einen Tag um den andern in mir bewegte und nicht wagte, ſie auszuſprechen, kam der Hofrath zurück. Die Reiſe hatte ihn zerſtreut, erheitert und den Schmerz um die Gattin in den Hintergrund gedrängt. Es erging ihm wie mir. Hatte er vorher in Ihnen nur das angenehme heitere junge Mädchen geſehen, ſo bewunderte er Sie jetzt als ein allerliebſtes Mütterchen, und die Kinder, welche Sie mit ſo verſtändiger Liebe behandelten und die mit ſo großer Zärtlichkeit an Ihnen hingen, waren ſeine Kinder! Was war natürlicher, als daß ſich ſein ganzes Herz Ihnen zuwandte! Aber einem neunzehnjährigen Fräulein den Vorſchlag zu machen, Stiefmutter von zwei Kindern zu werden, iſt etwas Schweres! Der gute Mann wußte ſich alſo nicht beſſer zu helfen, als dem alten Onkel den Auftrag zu geben, während ſeiner abermaligen Abweſenheit ein wenig bei Ihnen

hinzuhorchen, ob Sie die Anmaßung von ſeiner Seite nicht allzu groß finden würden und ob er wohl einige Hoffnung zur Erfüllung ſeiner Wünſche haben dürfte? Das war denn freilich für mich eine höchſt fatale Commiſſion. Nun dachte ich eben: mit Dir, alter Knabe, iſt's vorbei! Haſt du dein Cölibat ſo lange getragen, ſo bleib ihm auch vollends bis in's Grab getreu! Und ſo entledige ich mich denn des Auftrags des Hofraths und ziehe mich beſcheiden zurück. Doch bleibt Ihnen, liebe Emilie, immer noch die Wahl zwiſchen einem alten Junggeſellen und einem jungen Wittwer!

Ueberlegen Sie die Sache und dann geben Sie eine aufrichtige Antwort

Ihrem Sie hochverehrenden Freunde
Profeſſor Krieger.

Jetzt, liebe Maria, was ſollte ich thun. Zwei Werber auf einmal, das iſt faſt zu viel! Du kannſt denken, daß dieſer Brief eher eine Nachtunruhe als eine Nachtruhe bewirkte, allein die Wahrheit zu ſagen, die Wahl wurde mir nicht ſchwer. Der Hofrath iſt nicht nur ein höchſt angenehmer und kenntnißreicher, ſondern wie der Profeſſor ſelber und alle Welt ſagt, auch ein ſehr gewiſſenhafter und ehrenwerther Mann, bei ſeinem Fürſten außerordentlich beliebt und von Jedermann hoch geachtet. Die zwei lieben Kinder ſind für mich eher Gegenſtände der Anziehung als der Abſtoßung, und wenn ich gleich ſehr leichtſinnig und flatterhaft ſcheine, ſo iſt dies doch bei weitem nicht ſo arg. Du darfſt mir glauben, daß ich meine Pflichten als zweite Mutter auf's Gewiſſenhafteſte zu erfüllen trachten werde.

Des andern Morgens brachte ich den wunderbaren Liebesbrief meiner lieben Mutter und von dieſer wurde er an die letzte Inſtanz, meinen Vater, gebracht. Es wurde großer Familienrath gehalten, wobei ich meine Meinung offen ausſprach.

Mein lieber Vater ſtellte mir Alles vor, was an der Sache zu bedenken ſei; als ich aber erklärte, ich glaube dieſe Schwierigkeiten mit der Hilfe Gottes überwinden zu können, ſo freute er ſich meines Muthes, und Vater und Mutter gaben gern ihre Beiſtimmung zu meiner Wahl. So ſteht es jetzt noch. Drei Tage wenigſtens meinte der Vater ſollte ich ruhig warten, ehe ich des Profeſſors Brief beantworte, damit ja Nichts übereilt werde. Nach Ablauf dieſer Zeit aber, wenn mir bis dahin kein anderer Kopf gewachſen ſei, ſoll ich ihm einfach und ſo ſchonend als möglich erklären, daß ich lieber ſeine Nichte als ſeine Gemahlin werden wolle. Der gute Mann dauert mich herzlich, aber ich kann nicht helfen!

Morgen iſt der Termin abgelaufen und übermorgen mein Loos beſtimmt. Alſo noch einmal: zu Deiner Hochzeit bringe ich Dir einen Gaſt weiter mit.

Adje, liebes Bräutchen! Mit Gruß und Kuß

Deine Emilie.

Neunundneunzigſter Brief.

Eugen an Hermann.

Alſo Du wirſt der Unſrige und Maria iſt Deine Braut! Nein, Freund, es wäre vergebliche Mühe, wenn ich mich anſtrengen wollte, Dir meine unbegrenzte Freude über dieſe beiden Neuigkeiten zu ſchildern, obgleich ich recht gut weiß,

daß mir Mama in Deiner erhabenen Perſon eine Art Hofmeiſter ſetzen will. Mag ſie immerhin, mir biſt Du ein lieber willkommener Herzensfreund und wie geſagt, Dein Brief hat mich glückſelig gemacht. Ueberhaupt ſchüttet das Glück gegenwärtig ſein Füllhorn auf allen Seiten über mich aus, und wenn es ſo fortgeht, muß ich bald, ein zweiter Polykrates, meinen ſchönſten Ring — nur nicht den Trauring — in die Wellen der mächtig ſtrömenden Donau verſenken.

Den erſten März willſt Du Hochzeit haben und da ſollen wir dazu kommen? Verſteht ſich! Meine Roſalie hat bereits alle Kleiderkünſtler und Putzmacherinnen in der ganzen Runde in Arbeit geſetzt, wenn nicht gar große Beſtellungen nach Wien und Paris gegeben, um würdig an dem allgemeinen Wiederſehens-, Verſöhnungs-, Wonne- und Hochzeits-Feſt erſcheinen zu können! Weil es aber doch nicht ganz der hergebrachten Sitte gemäß wäre, daß das hochgeborene Freifräulein von Ringen mit dem ebenfalls hochgeborenen Baron von und zu Strahlenau von Mähren bis Schwaben allein in einem Wagen führe, ſo werden wir noch einen dritten Gaſt mitbringen. Welchen? Ja, das ſage ich nicht; das giebt eine herrliche Ueberraſchungsſcene, wenn anders euer Scharfſinn nicht ſo ungeheuer iſt, daß ihr es vorher errathet.

Indeſſen nur ſo viel: jeder dieſer drei Gäſte, die da kommen ſollen — nein, wollen, denn der dritte muß ſich halt mit dem bekannten Sprichwort von den ungeladenen Gäſten tröſten — freut ſich über die Maßen auf dieſe, und was das Schönſte dabei iſt, Jeder hat ſein eigenes Privatintereſſe dabei. Der Eine will liebe Leute kennen lernen, der Andere will ſchon

Bekannte wiederſehen, der Dritte — nun der wird ſchon ſagen, was er will!

Jetzt aber das Geſicht in ernſte Falten gelegt und der Mama Aufträge ausgerichtet. Alſo, vorerſt die Schilderung ihrer Freude über Deine Bereitwilligkeit, ihren Dank hiefür u. ſ. w. Doch dieſe erläßt Du mir und denkſt Dir's beſtmöglichſt ſelber. Dann zum zweiten die Bedingungen; Du findeſt ſie hier auf dem Nebenblatt und ich glaube, daß ſie ſo geſtellt ſind, daß ſie Dich, wenn Du auch nicht der anſpruchsloſe Hermann wäreſt, befriedigen würden. Sollteſt Du aber noch irgend Etwas vergeſſen finden oder zu wünſchen haben, es möchte auch ſein, was da wollte, ſo hoffen wir von Deiner Aufrichtigkeit, daß Du uns ſogleich davon in Kenntniß ſetzeſt.

Ueberhaupt, lieber Hermann, ein für allemal, Du gehörſt jetzt in unſere Familie und Deine ſtolze Maria mag ſich ſträuben, wie ſie will, ſie muß ſich's auch gefallen laſſen, und darum ſprich nur immer gerade und frei aus, was Dir recht und nicht recht iſt. Unſere irdiſchen Beſitzthümer haben ſich ohnehin in der letzten Zeit ſo ſehr vermehrt, daß ſie uns mehr als hinlänglich geſtatten, allen Deinen beſcheidenen Wünſchen volle Genüge zu leiſten. So weit wäre Alles im Reinen. Jetzt noch eine beſondere Bitte von Mama an das liebe Bräutchen. Sie würde ſie ihr ſelbſt geſchrieben haben, allein das Schreiben thut ihren ſchwachen Augen ſo weh, deßhalb übertrug ſie ſie meiner allzeit fertigen Feder.

Du weißt, lieber Hermann, daß bei der Gutsverwaltung alles Weißzeug und Betten für die Dienſtleute, ſo wie auch alle Möbel für die Oekonomie-Gebäude, ferner alles

Küchengeſchirr u. ſ. w. als Inventariumsſtücke vorhanden ſind. Der bisherige Verwalter hatte keine Familie und begnügte ſich daher auch für ſeine eigene Perſon mit dieſer höchſt einfachen Einrichtung. Das iſt nun natürlich anders. Alle Handwerksleute ſind bereits in voller Arbeit, um Dir und Deiner lieben Maria eine recht freundliche und geſchmackvolle Wohnung in dem Dir bekannten Milchkammergebäude, das nur durch die kleine Pappelallee vom Schloß getrennt iſt, einzurichten. Das Ameublement dieſer Wohnung müßt ihr Mama ganz und gar überlaſſen, denn ſie verſteht am beſten, was hinein paßt, aber — nun kommt die Bitte, welche darin beſteht, daß Deine liebe Maria die vier Wochen bis zu eurer Hochzeit gar Nichts thun ſoll, als mit ihrem Liebſten ſcherzen und tändeln, und namentlich keine Schere, keine Nadel u. dergl. in die Hand nehmen, weil Mama es ſich zum größten Vergnügen macht, für Betten und Weißzeug aller Art ſo vollſtändig zu ſorgen, daß ſie gewiß auf lange Zeit des Ausbeſſerns überhoben ſein wird. Dieſe Bitte aber, als die erſte, darf Maria der lieben Mutter nicht abſchlagen, ſondern ſie muß ihr zeigen, daß es ihr Ernſt mit dem Verſprechen war, ihr liebes gehorſames Töchterchen werden zu wollen.

Und nun kein Wort weiter darüber; am allerwenigſten Dank, denn in der That, es iſt für Mama die größte Freude und ſelbſt meine Roſalie und Annerl ſtreiten ſich darum, den Nähterinnen und Stickerinnen Anweiſungen und neue Muſter zu geben, um Alles recht eilig und recht geſchmackvoll zu Stande zu bringen.

Der guten Gabriele — für mich war ſie aber nicht beſonders gut — wünſche ich glückliche Reiſe! Wir paßten nicht beſonders für einander, deßwegen habe ich aber doch großes Mitleiden mit ihr, denn ſie hat jetzt doch auch gar Nichts vom Leben gehabt. Freilich, der Geſchmack iſt verſchieden — ſie wollte es ſo haben!

Nun lebe wohl! Ihr Alle ſind von uns Allen herzlich gegrüßt. Alſo den achtundzwanzigſten Februar — oder giebt es heuer einen neunundzwanzigſten? — paßt auf das Wagen-Trio!

Dein allzeit fröhlicher
Eugen.

Hundertſter Brief.

Maria an die Tante.

Meine geliebte Tante!

In drei Tagen bin ich Hermann's Gattin! Ach, liebſte, beſte Tante, bin ich denn dieſes Glückes auch werth — ich, die ich durch Unzufriedenheit und Unglauben meinen Gott ſo oft betrübt habe! Gewiß, ich fühle mich ſehr unwürdig, aber nicht vergebens ſoll mich der Herr durch Güte zur Buße leiten. Mit ernſtlichem Gebet will ich ihm mein Glück heiligen und Alles in Zukunft, Freud' und Leid, mit kindlicher Dankbarkeit von ſeiner Vaterhand empfangen.

Welch' einen glücklichen Brautſtand hatte ich auch! Jeden Tag wurde mir mein Hermann lieber, achtungswürdiger, und wie liebte ihn der Vater, die Kinder!

Freilich, ein Geſpenſt ſteht doch im Hintergrund; es

heißt: Abſchied, Trennung von Denen, die bisher die Gegenſtände meiner zärtlichſten Liebe und Sorge waren! Ach, meinen lieben Vater, mein gutes Julchen verlaſſen, ſie fremden Händen zur Verpflegung übergeben zu müſſen, das iſt hart! Und dennoch, wie gnädig ſorgt auch hier der liebe Gott, daß er uns eine ſo durchaus paſſende Aushilfe an Frau Doktorin Berthold zuſendet. Dieſe würdige, erfahrene Frau wird, daran zweifle ich nicht, Erziehung und Haushaltung viel beſſer leiten, als ich es im Stande war; aber meinem lieben Vater, kann ihm auch die kindliche Pflege ſeiner Maria erſetzt werden? Sieh, liebe Tante, ſo anmaßend bin ich, dies kaum zu glauben, und deßwegen kann ich auch das Opfer, das er ſeinem lieben Kinde bringt, nicht hoch genug ſchätzen.

In drei Tagen, am Hochzeitfeſt, werden wir Dich, geliebte Tante, bei uns ſehen, aber dies wird ein Tag der Unruhe und Zerſtreuung ſein, deßwegen konnte ich mir es nicht verſagen, Dir hier an der Schwelle meines bisherigen Lebens noch einmal aus vollem Herzen meinen tiefgefühlten Dank zu ſagen für alle Deine Liebe, für alle Deine Treue, die Du mir erwieſen haſt. Der liebe Gott vergelte Dir Alles reichlich! Ich bitte Dich nicht, mir Deine liebevolle Geſinnung auch in meinen veränderten Verhältniſſen und in der Entfernung zu erhalten und ſie in eben dem Maße auch auf meinen lieben Hermann auszudehnen; ich weiß, Du thuſt es ſelbſt, es iſt Deinem liebevollen Herzen nicht anders möglich. Aber darum flehe ich Dich noch ganz beſonders an, bei meinem mir ſo theuren Julchen, ſo wie bei meinem

lieben Edwin jetzt doppelte Mutterſtelle zu vertreten. Erlaube den Kindern zuweilen, daß ſie in Vacanzzeiten einige Tage bei Dir zubringen dürfen, damit Du recht bekannt mit ihnen und ihren Eigenſchaften bleibſt und ſo deſto ſicherer auf ſie einwirken kannſt. Ein Wort von Tante Eliſe iſt ihnen ja ſo wichtig, ſo heilig!

Ach, daß meine theure unvergeßliche ſelige Mutter Zeuge meines Glückes ſein könnte! Doch wer weiß, ob es ihr nicht geſtattet iſt!

Lebe wohl, geliebte Tante. Bete für

Deine ewig dankbare

Maria.

Hunderterſter Brief.

Eugen von Strahlenau an ſeine Schweſter Anna.

Mein liebes Annerl.

Das Hochzeitfeſt iſt vorüber und welch' herrliches Feſt war das! Wir werden, mein holdes Schweſterchen, zwar bald wieder beiſammen ſein und da könnte Dir Vieles, Alles mündlich erzählt werden, allein ich habe ſo überſtrömendes Mitleiden mit Dir, daß Du dieſes wahrhafte Freudenfeſt nicht mitgenießen konnteſt, daß ich mich nicht enthalten kann, als Schadenerſatz Dir ſchon einige Fragmente davon mitzutheilen.

Zuerſt die großartige Ueberraſchungsſcene! Alſo den 28. Februar Mittags 3 Uhr fuhren wir an den Pforten der Werner'ſchen Behauſung an. Du darfſt Dir hierunter keinen Palaſt vorſtellen; es iſt ein niedliches, einfaches Häuschen,

nicht viel größer als das kleine Nebengebäude beim Braunauer Schloß, welches Dir immer ſo wohl gefällt, aber es iſt ein liebes, heimiſches Häuschen. Als unſer ſtattlicher Reiſewagen heranrumpelte, ſprang der ganze lebendige Inhalt des kleinen Hauſes zu unſerm Empfang auf die Straße. Maria und ich ſchmunzelten ein wenig, drückten uns aber gleich recht derb die Hand, und „gut Freund“ ſprach ich — „von Herzen“ ſprach ſie, und nun war Alles im Geleiſe. Aber die alte Dame, nämlich unſere liebe Mama, und der Juſtizrath, dieſe wußten gar nicht, was mit einander anfangen. Denn weißt Du es ſchon, Annerl? Das ſind alte Liebesleutchen, zwiſchen die einſt vor etlich und zwanzig Jahren unſere nun in Gott ruhende Grandemama einen mächtigen Stammbaum, ihren verlorenen und wieder gefundenen Grafentitel, das Rittergut Schöningen, Meinhart, Iglau u. ſ. w. hineinpreßte, ſo daß der gute Juſtizreferendarius ſeine gräfliche Geliebte, die er als geringes Bürgermädchen hatte kennen lernen und glücklich machen wollte, gar nicht mehr erkannte, auch vor dieſen hochadeligen Verſchanzungen ſie nicht mehr ſehen und finden konnte, und mit derſelben langen Naſe abziehen mußte, die er, oder meinetwegen die feindſelige Nemeſis nach vierundzwanzig Jahren mir anhängte. Iſt das nicht heiter? Jetzt waren freilich beide indeſſen ſo ziemlich über die erſte Jugendbrauſe hinaus gekommen, allein ſie lächelten einander doch holdſelig zu, ja ich glaube ſogar in Mama's wie in des alten Herrn Augen perlten ein Paar ſüße Thränlein. Nun Tempi passati, es hieß jetzt auch: „gut Freund“ und „von Herzen“. Und als die ganze Familie im

warmen Stübchen um die dampfende Kaffemaſchine herum ſaß, da war es mir doch wieder innig wohl, und das Herz ging mir weit auf. Roſalie, unter uns geſagt, ſah Maria ſcharf an; ſo ſchön hatte ſie ſich meine Erbraut nicht gedacht, und ich mußte ihr halt an jenem Abend ein Küßchen mehr geben als ſonſt, um Eiferſucht zu verhüten.

Allein nach der erſten halben Stunde waren die beiden Mädchen wie Schweſtern. Zwei ſo kindliche Gemüther — wie kann dies anders ſein?

Nach einiger Erholung wanderten wir zum kranken Pfarrer. Der gute alte Mann weinte und lachte in einem Augenblick, wie er gerade an Hochzeit oder Abſchied dachte. Am Hochzeittag ſelber aber raffte er ſich auf, denn Niemand anders als er ſollte über das heilige Bündniß ſeiner lieben Kinder den Segen ſprechen.

Der Abend wurde vollends unter Scherzen und Koſen zugebracht, und hier, lieb's Annerl, wär's Dir herzlich ſchlecht ergangen, denn es waren drei ganz allerliebſte Pärchen, und welche Geſellſchaft wäre Dir geblieben? Doch ja, das kleine Julchen, die endlich aus langer Weile in's Bett verlangte, weil Bruder Edwin noch nicht angekommen war.

Des andern Tags fuhren die weiteren Hochzeitgäſte heran — nicht viele: die Tante Eliſe, Julius Lindtheim — der heitere Freund Hermann's — und Maria's Herzensfreundin Emilie, und dieſe — hilf Himmel! brachte auch einen ganz neugebackenen Bräutigam mit: den Leibarzt des Fürſten von L., einen angenehmen Mann, nicht ganz jung mehr, ſchon Wittwer, aber noch hübſch, lebhaft und von feinen Sitten.

Außer dieſen war die Geſellſchaft noch vermehrt durch ein höchſt liebenswürdiges Geſchwiſterpaar: Max und Thekla von Hartſtern, welche unter Hermann's Oberaufſicht ſtanden und durch ſeine Abreiſe den Verluſt eines zweiten Vaters beklagen. Der Sohn zählt etwa vierzehn, die Tochter zwölf Jahre, wunderſchöne Kinder.

Muthe mir nicht zu, Dir die Rührungen vor, während und nach der Trauung zu ſchildern, das iſt nicht meine Sache. Glaube mir auf mein Wort, wir waren Alle durch und durch gerührt, ſogar der Schreiber Dieſes, in dem Gedanken, ſein eigenes Lebensſchifflein bald in den klippenreichen Eheſtands-Ocean hinaus fliegen zu ſehen. Eben ſo wenig verlange, daß ich Dir die ſchönen Kleidungen der Damen oder die ſüßen und ſauren Speiſen der Tafel beſchreiben ſoll. Erſteres kannſt Du, wofern es Dir wichtig iſt, ſeiner Zeit von Roſalien, letzteres von Mama erfragen. Nur das ſei Dir geſagt, daß Maria wirklich eine ſehr ſchöne und von Vergnügen ſtrahlende Braut war. Aber meine Roſalie durfte ſich mit ihr meſſen, und ſelbſt die Freundin Emilie iſt ein allerliebſtes neckiſches Blondinchen, deren muntere Laune mir ausnehmend wohl gefiel.

Von der Unterhaltung während des Eſſens ſollte ich Dir billig am meiſten erzählen, aber ſo höchſt angenehm der Totaleindruck ſolcher heiterer, Geiſt und Herz erfriſchender Tiſchgeſpräche iſt, ſo ſehe ich doch, es iſt faſt unmöglich, das Einzelne alſo hervorzuheben, daß es für eine dritte abweſende Perſon noch Intereſſe hat. Gute Einfälle, heitere Witze ſind wie Eintagsfliegen; einmal da geweſen, verſchwinden ſie auf

ewig — glänzende Meteore, die das Auge einen Augenblick entzücken, aber dann in ihr Nichts zurückſinken. Nacherzählen läßt ſich ſo Etwas nicht.

Eine ſchöne Ueberraſchung gewährte der ganzen Geſellſchaft ein Zug feſtlich geſchmückter Bauernkinder, die während des Eſſens erſchienen, um der freundlichen Braut mancherlei ländliche Gaben zu überreichen, weil, wie die Sprecherin etwas ſtotternd vorbrachte — wahrſcheinlich ihre Jungfernrede vor ſolcher Verſammlung — Fräulein Maria immer ſo gut gegen alle armen Kinder geweſen ſei. Auch Hermann wurden ähnliche Beweiſe von Anhänglichkeit und Dankbarkeit dargebracht. Es iſt ohnehin eine ſchwäbiſche Sitte, die mir gefiel und wirklich viel Vergnügen und Unterhaltung gewährt, daß, ſo wie der Knall der erſten Champagnerflaſche — an ſich ſchon ein melodiſcher Laut! — das Signal zur erhöhten Fröhlichkeit der Gäſte giebt, eine Maſſe ſchöner und niedlicher, oft auch höchſt komiſcher und drolliger Gegenſtände die muntere Tiſchgeſellſchaft eigentlich überfluthet. Freunde und Bekannte nämlich, auch Solche, die nicht beim Feſt gegenwärtig ſind, beeifern ſich, dem Brautpaar ſo wie den Hochzeitsgäſten allerlei Liebes= und Erinnerungszeichen zu überſchicken. Oft ſind dieſe Geſchenke begleitet von harmloſen Scherzen und witzigen Anſpielungen auf Vergangenheit oder Zukunft, oft aber auch von Worten tiefern und ernſtern Sinnes. Für Dich, mein Annerl, habe ich einige der letztern Gattung erſammelt, die ich Dir hier als Probe preisgeben will. Das erſte, die Parabel, iſt ein Meiſterſtück von Hermann, der ja von jeher von Zeit zu Zeit beliebte, in dieſer Art von

Dichtung ſich zu ergehen. Voraus muß ich ſchicken, daß er den Hartſtern'ſchen Kindern gerne ein Andenken zurücklaſſen wollte von einigem Werth, weil ihr Vater Hermann durchaus eine Belohnung aufdrang für die Dienſte, die er dem Baron nur aus Freundſchaft geleiſtet hatte. So beſtimmte er denn für Max ein ſchönes Album, Thekla aber erhielt einen Ring mit einem kleinen Diamant und hiezu die untenſtehende kleine Erzählung.

Der Diamant.

Mutter, ſagte die freundliche Selma, wann ſchenkſt Du mir einmal einen Ring, wie Du ihn trägſt, mit einem Diamanten? Weiß ich doch Nichts, das mir ſo gefiele, denn Alles wird trübe, wenn das Licht fehlt, aber dieſes edle Steinchen ſtrahlt — ſelbſt ein kleines Lichtlein — hell in das Dunkel. Zudem, fuhr ſie fort, hat uns heute der Lehrer eine ſolch' liebliche Erzählung gegeben, daß ich ſchon, um dieſe nicht zu vergeſſen, gerne einen Diamant tragen möchte.

Laß Deine Geſchichte mich hören, erwiederte liebend die Mutter, und Selma begann: Wie einſt die Sonne zufrieden ihre Erde beſchaute, ſprach dieſe: freut es dich nicht, mich in deinem Lichte prangen zu ſehen? Was wäre ich ohne dich? Wie könnte ich beſtehen ohne dich? Darum gewähre mir die Bitte, mir ein Zeichen unſerer Verwandtſchaft zu geben, ein Bild von dir, das im Herzen mir wiederſtrahle und mir Bürgſchaft ſei deiner Wiederkehr, wenn Finſterniß mich ſchreckt.

Mit Wohlgefallen vernahm die Sonne dies Wort. Sie ſandte auf manch' goldenem Strahl ein Lichtlein herab, bis in die Tiefe der Erde. Dieſes aber, wie es hernieder kam,

verhärtete ſich und ruhte als Steinchen im Grunde; denn weil es der Sonne entſtammte, konnte daſſelbe zu leuchten nicht aufhören, und weil der Erde es angehörte, konnt' es nur alſo ihrer Vergänglichkeit trotzen.

Verwundert erblickten die Menſchen des Steinchens Glanz, und ehreten es als ihr köſtlichſtes Kleinod. Aber Wenige nur ahneten, daß dies kein Kind der Erde, ſondern das Angebinde der hohen Sonne ſei.

Schweigend und ſinnend ſchaute die Mutter erſt auf die Tochter, dann auf den Ring an ihrer Hand und ſprach dann: Mein Kind, Du haſt den Kampf des Lebens kaum begonnen, — noch weißt Du nicht, wie hoch ſeine Waſſer gehen, aber laß Dich's nicht ſchrecken! So lange Deine Seele feſt hält an ihrem ewigen Rettungsanker — dem Glauben, daß ſie Gottes ſei — kann kein Strudel Dich in die Tiefe ziehen.

Aber wenn es Dir ſchwindelt, wenn Du den Anker zu verlieren fürchteſt, wenn Du nicht mehr fühlſt, daß Du ihn hältſt — dann zage! Es gilt Dein Leben, das Leben Deiner Seele. Doch wenn die Augen Dir dunkeln, wenn Du zu verſinken meinſt, halte an mit Flehen. Und ein lichter Gedanke erſteht Dir im Innern, oder doch eine Ahnung deſſelben. Es iſt genug! Ein Geiſt, welcher Göttliches zu erfaſſen vermag, muß Gott auch verwandt ſein. Und ob auch das Lichtlein Deines Geiſtes noch unendlichmal mehr verkleinert neben dem Urquell des Lichtes erſcheint, als der kleine Diamant neben der unermeßlichen Sonne, glaube dennoch getroſt an ſeine himmliſche Verwandtſchaft, und daß der Ewige Dich nicht läſſet.

Und an des Mägdleins zarte Hand ſteckte die Mutter den Ring. Wenn hienieden meine Stimme für Dich, meine Tochter, verſtummt, magſt aus dem Steinchen Du ſie vernehmen. Mag Deine Seele ihm gleichen an Lauterkeit und ſtillem innerem Glanze, und möcht' es als Sinnbild Deiner himmliſchen Berufung Dir freundlich erhellen die Nächte der Erde!

An Max aber erprobte Maria ihre Dichtkunſt, indem in dem Album, gleichſam als Widmung, folgende Verſe zu leſen ſind:

Freudig fliegt der Jugend Schifflein
In den Ocean hinein,
Luſtig bläht es ſeine Wimpel,
Ahnungslos im Sonnenſchein.

Aber weh! Der Himmel trübt ſich,
Wilder Sturm zieht nun daher!
Und das Schifflein zu verſchlingen
Treibt er himmelhoch das Meer.

Armes Schifflein, welche Rettung
Bleibt dir in des Sturmes Nacht,
Haſt du nicht zwei ſich're Führer
Auf die weite See gebracht.

Gottesglaube heißt der eine,
Der dich ewig trägt und hält,
Treue Freundſchaft heißt der and're,
Der dir bleibt, wenn Alles fällt.

Dieſe Führer zu erfaſſen
Biete willig deine Hand;
Mag dann Sturm und Welle brauſen —
Du erreichſt das feſte Land.

Auch Maria's Tante erhielt ein kleines Gedichtchen von einer Freundin, welche ihr zwei ſeltene Blumenzwiebel für ihren kleinen Fenſtergarten zuſandte. Es hieß:

Zu dem heitern Hochzeitfeſte
Nahen hier zwei graue Gäſte
Ohne hochzeitliches Kleid.
Mußt ſie darum nicht verſchmäh'n,
Wirſt an ihnen Wunder ſeh'n,
Kommt die holde Frühlingszeit.

Abgeſtreift wird dann die Hülle,
Und ein hoher heil'ger Wille
Ruft den Blüthenſchmuck hervor.
Oft auch in des Pilgers Leben,
Nur von Schwarz und Grau umgeben,
Dringt der Keim zum Licht empor.

Rothe Roſen, junge Herzen,
Süße Freuden, munt'res Scherzen,
Alles wird am Ende grau;
Aber nie geht uns verloren,
Was für jene Welt geboren:
Ewig klares Himmelsblau!

Wir zogen den kurzen Tag ſo lang als möglich hinaus. Aber endlich mußten eben die auswärtigen Gäſte ſcheiden. Nun erfolgte ein herzbrechender Abſchied um den andern. Roſalie und ich flüchteten uns auf die Pfarre, wohin Hermann's Pflegevater natürlich ſchon lang zurückgekehrt war.

Erſt das Nachteſſen brachte uns wieder zuſammen.

Ich hatte keine kleine Mühe, aus Maria's rothgeweinten Augen die letzten Spuren dieſer tragiſchen Scenen zu verjagen. Doch gelang es mir endlich, ſie wieder zu einiger Heiterkeit zu ſtimmen.

Jetzt leben wir noch zwei oder drei Tage herrlich und in Freuden, bis der letzte Akt des Dramas in Grünthal beginnt, dann ergießen ſich die Thränenbäche auf's Neue, aber — Schwager fahr' zu! werde ich rufen, der Vorhang fällt und hebt ſich erſt wieder im Oſten von Deutſchland, um der Welt ein glückliches Familienleben in verſchiedenen Ständen zu zeigen.

Leb' wohl, Annerl. In wenigen Tagen ſage ich Dir ſelbſt, daß ich bin

Dein treuer Bruder
Eugen.

Jetzt leben wir noch zwei oder drei Tage herrlich und in Freuden, bis der letzte Akt des Drama's in Grünthal beginnt, dann ergießen ſich die Thränenbäche auf's Neue, aber — Schwager fahr' zu! werde ich rufen, der Vorhang fällt und hebt ſich erſt wieder im Oſten von Deutſchland, um der Welt ein glückliches Familienleben in verſchiedenen Ständen zu zeigen.

Leb' wohl, Ammerl. In wenigen Tagen ſage ich Dir ſelbſt, daß ich bin

Dein treuer Bruder

Eugen.

J. Nisle inv.
A. Gnauth sc.

J. Nisle inv.
A. Gnauth sc.

Anhang.

Vorſchriften

für meine liebe Maria, die gewöhnlichſten Speiſen, wie ſie täglich auf den Tiſch kommen, zu kochen.

Es iſt hiebei auf einen Tiſch von ungefähr ſechs Perſonen gerechnet, und die Zeit des Mittageſſens auf 12 Uhr, die des Nachteſſens auf 8 Uhr angenommen.

Einige Suppen.

Jus, faſt zu allen Suppen zu gebrauchen.

½ Pfund Ochſenfleiſch wird zu kleinen Stücken zerſchnitten, Zwiebeln, gelbe Rüben, Wurzelwerk, eine Kartoffel dazu, drei Eßlöffel voll Fleiſchbrühe, und iſt dieſe nicht gut, ein wenig Butter, läßt man Alles zuſammen miteinander gelb verſchmoren, aber ja nicht anbrennen; dann gießt man noch mehr Fleiſchbrühe daran und läßt es fortkochen, bis Alles weich iſt, worauf es durch ein Tuch oder Haarſieb gepreßt wird, und dann miſcht man dieſe Brühe unter die übrige Suppenbrühe, was ſie natürlich ſehr gut und kräftig macht.

Trockene Bouillon

um die Fleiſchbrühe gut zu machen, wird auf folgende Weiſe verfertigt:

Eine alte Henne, acht Pfd. Kalbfleiſch, vier Pfd. Ochſenfleiſch, vier Pfd. Kalbsfüße, $1/2$ Pfd. Nierenfett. Das Nierenfett wird klein geſchnitten und in das Geſchirr gethan, worin man die Bouillon kochen will; darauf wird gelegt: einige Zwiebeln, in Scheiben geſchnitten, eben ſo das Ochſenfleiſch, das Kalbfleiſch und die Füße klein zerhauen, nebſt der Henne. Man ſetzt es auf ein gelindes Kohlenfeuer und läßt es gelb anziehen. Iſt das geſchehen, ſchüttet man das Fett ab, füllt das Gefäß mit Waſſer auf und ſchäumt dieſes ſauber ab. Dann thut man etwas Muskatblüthe, Lauch und gelbe Rüben dazu und läßt es fünf Stunden langſam fortkochen; hierauf läßt man es durch eine Serviette laufen, ſetzt es wieder über das Feuer und läßt es unter beſtändigem Abſchaumen bis zu drei Schoppen einkochen. Dann gießt man es in Formen und ſtellt dieſe an einen kalten Ort. Nach einer Stunde kann man es herausnehmen.

Die Portion des Fleiſches iſt hier aber ſehr groß angegeben, es kann auch die Hälfte genommen werden.

Gerſte zu kochen.

Dieſe wird geleſen und gewaſchen, dann um ſechs Uhr (Abends) mit heißem Waſſer und einem Stückchen friſcher Butter über Kohlen geſetzt. So läßt man ſie kochen, bis ſie ganz eingekocht und die Körner weich ſind; dann nimmt man ſie von den Kohlen, nimmt noch ein Stückchen friſche Butter, ſtreut ein ganz klein wenig Mehl darauf — es iſt aber noch beſſer, das Mehl ganz wegzulaſſen — und rührt die Gerſte ſehr ſtark. Iſt ſie ganz verrührt, ſo wird nach und nach gute Fleiſchbrühe zugegoſſen und ſie dann wieder auf die Glut geſetzt; kurz vorher, ehe man ſie auf den Tiſch giebt, reibt man Muskatnuß hinein, auch Schnittlauch iſt gut daran und beſonders gut ein ſüßer Rahm.

Reis

wird eben ſo behandelt, nur muß er zuerſt fünf bis ſechs Mal mit ſiedendem Waſſer angebrüht und immer wieder abgegoſſen

werden, weil er viel Säure hat; auch wird kein Mehl dazu genommen.

Suppe von geriebenen Milchbroden.

Vier Milchbrode, von geſtern gebacken, werden ganz auf dem Reibeiſen abgerieben. Dieſes Abgeriebene wird mit ſechs verklepperten Eiern und etwas ſüßem Rahm oder Milch durchfeuchtet und bei Seite geſtellt. Nach einer Viertelſtunde, wenn das Abgeriebene aufgequollen iſt, wird es mit Fleiſchbrühe ſo viel verdünnt, daß es vom Löffel abläuft, und dann langſam in ſiedende Fleiſchbrühe eingerührt.

Milchbrodſuppe auf andere Art.

Die Milchbrode werden gewürfelt geſchnitten, mit Eiern angefeuchtet und ſtehen gelaſſen. Nach einiger Zeit wird Butter heiß gemacht und die angefeuchtete Maſſe ſchön gelb darin geröſtet und mit Fleiſchbrühe abgelöſcht. Beim Anrichten wird die Suppe mit einem oder zwei Eidottern abgezogen.

Brodſuppe mit Wurzeln.

Gelbe Rüben, Sellerie, Kartoffeln, Zwiebeln, Alles in Scheiben geſchnitten, werden in Butter weich verdämpft und nach und nach mit Fleiſchbrühe angegoſſen. Das Brod wird wie gewöhnlich in Schnittchen geſchnitten, ſolche im Ofen gebäht und in die Fleiſchbrühe geworfen; wenn Alles wohl durchgekocht iſt, wird es durchgetrieben und ſo auf den Tiſch gegeben.

Kartoffelſuppe.

Geſottene Kartoffeln werden auf dem Reibeiſen gerieben, dann wird in einem Stück Butter ein wenig Mehl nur hellgelb gemacht, darin feingeſchnittene Zwiebel und Peterſilie und endlich die geriebenen Kartoffeln verdämpft, mit Fleiſchbrühe verdünnt und aufgekocht. Man kann auch ſtatt der Fleiſchbrühe Waſſer nehmen, dann ſalzt man die Suppe, und gießt, ehe man ſie auf den Tiſch bringt, heiße Butter darüber.

Hat man im Winter geſottene Kartoffeln zuweilen übrig, ſo reibt man ſie und dörrt ſie. Dies zerſtoßen und in Fleiſchbrühe eingeſäct und am Ende mit ein Paar Eidottern abgezogen, giebt auch ganz gute Suppen.

Zwiebelſuppe.

Vier Stück Zwiebeln werden in Scheiben geſchnitten und in Butter verdämpft. Wenn die Zwiebeln weich und gelblich geworden ſind, wird Fleiſchbrühe daran gegoſſen, gebähte Wecken darein geworfen, Alles zuſammen noch einige Zeit gekocht, durchgetrieben und vor dem Anrichten mit Eigelb abgezogen.

Eingelaufene Suppe.

Acht Loth Butter werden leicht gerührt und fünf bis ſechs Eier und eben ſo viele kleine Eßlöffel voll Mehl daran gerührt, mit ein Paar Taſſen voll lauer Milch verdünnt, in ſiedende Fleiſchbrühe langſam eingeſchüttet und kurz gekocht.

Geriebene Suppe.

Von Mehl und einem Ei und zwei Eigelb macht man einen ganz feſten Teig und reibt dieſen auf dem Reibeiſen; dann rührt man das Geriebene langſam in ſiedende Fleiſchbrühe, nachdem man es vorher hat abtrocknen laſſen, und läßt es kurze Zeit kochen, auch thut man ein wenig Muskatnuß daran. Noch beſſer iſt es, man röſtet das Geriebene in heißer Butter ſchön dunkelgelb und löſcht es dann mit guter Fleiſchbrühe ab.

Fleiſchſuppe.

Ein Stück rohes Kalbfleiſch, in viereckige Stückchen zerſchnitten, wird in Butter verdämpft und gelb gemacht und dann mit Fleiſchbrühe angegoſſen. Iſt das Fleiſch weich, ſo wird es fein gewiegt, ſodann Mehl in etwas Butter gelb gemacht, das Fleiſch ein wenig darin verdämpft und mit Suppenbrühe angegoſſen. Beim Anrichten wird die Suppe mit Eigelb abgezogen.

Erbſenſuppe.

Die Erbſen werden, nachdem ſie weich gekocht ſind, durchgetrieben und mit heißem Waſſer angerührt. Vorher ſchneidet man einen Wecken in Würfel. Ueber die Hälfte dieſer kleinen Würfel gießt man die verdünnten Erbſen, ſalzt ſie und läßt ſie eine Viertelſtunde kochen. Dann macht man ein Stück Rindſchmalz heiß, röſtet die andere Hälfte der Würfel darin, gießt das Ganze auf die Erbſen und trägt ſie auf.

Spargelſuppe.

Spargel, welche als Gemüſe zu kochen vielleicht zu dünn wären, ſiedet man im Salzwaſſer weich. So weit ſie weich ſind, werden ſie abgeſchnitten und die Köpfe beſonders aufbewahrt, damit ſie ganz bleiben. Hierauf wird in einem guten Stück Butter ein wenig Mehl, dann klein gewiegte Peterſilie und das Weiche der Spargeln verdämpft und mit guter Fleiſchbrühe angerührt. Nachdem dies eine Viertelſtunde zuſammen gekocht hat, treibt man es durch einen Seiher und richtet es über gewürfelt geſchnittenen Wecken an. Ehe man die Suppe auf den Tiſch giebt, verkleppert man zwei Eigelb, thut etwas ſüßen Rahm daran und legt die Köpfe der Spargeln oben darauf.

Gemüſe,

wie ſie jeden Monat vorkommen.

Daß dieſelben aber nicht nur in den hier angegebenen Monaten, ſondern ſo bald und ſo lange man ſie haben kann, gekocht werden, verſteht ſich von ſelbſt.

Die gewöhnlichſten Beilagen ſind am Schluß bemerkt, und die Zubereitung derſelben findet ſich hinter den Gemüſen.

Januar, Februar, März.

Eingemachte Bohnen.

Die Bohnen werden in kaltem Waſſer gewaſchen und Morgens acht Uhr mit ſiedendem Waſſer zum Feuer geſetzt. Nachdem

ſie einige Minuten geſotten, gießt man das Waſſer ab und ſchüttet friſches ſiedendes Waſſer daran, um ihnen die Säure zu benehmen. In dieſem zweiten Waſſer ſieden ſie bis eilf Uhr fort, dann werden ſie abgegoſſen. Um dieſe Zeit läßt man ein Stück Gänſeſchmalz, in Ermangelung deſſen etwa ſechs Loth Butter heiß werden, röſtet zwei kleine Eßlöffel voll Mehl ſchön gelb darin, aber mit Vorſicht, daß es nicht zu dunkel und bitter wird, verdämpft dann fein gewiegte Zwiebel, ein klein wenig Knoblauch, Bohnenkraut und Peterſilie darin, löſcht das Alles mit guter Fleiſchbrühe ab, gießt es an die Bohnen und läßt dieſe bis zwölf Uhr darin kochen. Natürlich rührt man ſie zuweilen um, daß ſie nicht anbrennen, und gießt, wenn es nöthig iſt, noch etwas Fleiſchbrühe nach.

Beilagen: Bratwürſte, oder Kartoffelwürſtchen, oder Häringe, oder Hammelsrippchen. Werden Häringe zu Gemüſen gegeben, ſo werden ſie ſorgfältig gehäutelt, die Floßfedern weggeſchnitten, auch innen gereinigt, die Milch oder der Rogen wieder hineingelegt und jeder Häring in vier bis fünf Stücke zerſchnitten, aber nicht ganz durch, daß er wie ganz erſcheint, man aber doch bequemer davon nehmen kann.

Schwarzwurzeln.

Dieſe werden mit möglichſter Vorſicht, ſie nicht viel zu berühren, abgeſchabt und in Waſſer gelegt, in welches man vorher eine kleine Handvoll Mehl gerührt hat, damit die Wurzeln ſo weiß als möglich bleiben. Um zehn Uhr wird ein ſtarkes Stück Butter in einer breiten Kachel mit ein Paar Eßlöffel voll Mehl geknetet und ganz langſam mit ſiedender Fleiſchbrühe angerührt; dies muß aber ſehr behutſam geſchehen, damit es glatt wird und die Brühe keine Knollen bekommt. Wenn die Brühe dünn iſt, legt man die Schwarzwurzeln hinein und läßt ſie weich kochen. Man rührt ſie zuweilen um und reibt etwas Muskatnuß daran. Ehe ſie auf den Tiſch kommen, kann man ein Paar Eigelb daran verkleppern, doch muß das nicht ſein.

Hat man ſehr zu eilen, ſo kann man die Wurzeln auch eine Minute ſieden laſſen; dann läßt ſich die Haut leicht abziehen, was freilich viel ſchneller als das Abſchaben geht, allein die Wurzeln verlieren dadurch an Schönheit und Wohlgeſchmack.

Beilagen: Geräucherte oder gebratene Bratwürſte, oder Kalbsrippchen, oder Fleiſchpaſtetchen, oder gebackene Kalbsfüße, oder gebackene Prießlen.

Kohlrabi.

Die Kohlrabi werden, zu dünnen Rädchen geſchnitten, um 9 Uhr mit ſiedendem Salzwaſſer zugeſetzt. Um 11 Uhr werden in ſechs Loth Butter ein Paar Eßlöffel voll Mehl ſchön hellgelb geröſtet, geſchnittene Zwiebel darin gedämpft, dieſes mit Fleiſchbrühe abgelöſcht und, wenn es kocht, die Kohlrabi hineingethan, die man bis 12 Uhr kochen läßt. Wer es liebt, kann auch ein klein wenig zartgeſtoßenen Pfeffer und Ingwer dazuthun.

Beilagen: Bratwürſte oder Hammelsrippchen.

Gewöhnliches Kartoffelgemüſe.

Die Kartoffeln und einige Selleriewurzeln werden roh geſchält und entweder in Rädchen oder in Schnitze geſchnitten. Um 11 Uhr wird die gleiche Butterbrühe wie an die Schwarzwurzeln gemacht, nur ſtatt der Muskatnuß kann man ein Paar Blättchen Peterſilie, wenn man hat, darein thun. Iſt die Brühe fertig, ſo thut man die in lauem Waſſer gewaſchenen Kartoffelſchnitze darein und läßt ſie weich kochen.

Beilagen: Bratwürſte, oder Häringe, oder Kalbsrippchen.

Kartoffelklöße.

Zwei Wecken (Weißbrode) werden klein gewürfelt geſchnitten und mit Milch angefeuchtet; dann reibt man acht bis zehn geſottene Kartoffeln auf dem Reibeiſen. Zwiebel und Peterſilie, fein gewiegt, werden in Butter verdämpft, dieſes nebſt Salz, Pfeffer, Muskatnuß und vier wohlverklepperten Eiern an die Wecken geſchüttet und einige Zeit darin ſtehen gelaſſen. Endlich

kommt eine ſtarke Hand voll Mehl und die geriebenen Kartoffeln dazu. Sollte der Teig zu dick ſein, ſo nimmt man noch ein Ei und ein klein wenig Milch; iſt er zu dünn, ſo hilft man ſich mit Mehl. Iſt Alles wohl unter einander geſchafft, ſo werden halbe Fauſt große Klöße in ſiedendes Salzwaſſer eingelegt. Nachdem ſie eine Viertelſtunde geſotten, ſchöpft man ſie mit etwas Brühe auf eine Platte, macht etwa vier Loth Butter heiß und gießt dieſe über die Klöße hinunter.

Dieſe Klöße ſind auch gut zu aufgewärmtem Sauerkraut. Man kann ſie auch, aber dann viel kleiner, im Schmalz backen, und zu Winterkohl, Spinat u. dergl. oder auf Suppen geben.

Bratwurſtklöße.

Zwei ganz harte Wecken reibt oder ſtößt man recht fein, thut eine kleine zart gewiegte Zwiebel, Salz und Muskatnuß dazu, macht ein gutes Stück Rindſchmalz heiß und gießt es darüber. Hierauf wird von zwei Bratwürſten das Gehäcke mit vier Eiern und etwas weniger Milch darunter gemiſcht. Mit friſchem Waſſer werden runde Klöße gemacht und dieſe in ſiedende Fleiſchbrühe eingelegt, aber in einer Kachel, in der ſie wohl Platz haben. Sollten ſie nicht ganz bleiben wollen, ſo wird der Teig durch etwas Weckenmehl dicker gemacht.

Auf die gleiche Weiſe werden auch Klöße von fein gehackter Leberwurſt gemacht.

Fleiſchklöße.

Zwei Wecken werden in Waſſer eingeweicht, ausgedrückt und in Butter verdämpft, etwa ½ Pfd. gebratenes Kalbfleiſch, nebſt Zwiebeln und Peterſilie, zart gehackt, dieſes ſammt dem Wecken, Salz und Muskatnuß mit ſechs bis ſieben Eiern angerührt, und von dieſer Maſſe Klöße in ſiedende Fleiſchbrühe eingelegt.

Will man es noch beſſer haben, ſo backt man zwei Eier, zerhackt ſolche und mengt ſie auch unter den Teig.

Läßt man das Fleiſch weg, ſo ſind es Weckenklöße.

Linſen.

Die Linſen werden mit kaltem weichem Rohrwaſſer um 7 Uhr zum Feuer geſetzt (wenn ſie nicht ganz gut kochen, ſo thut man wohl, ſie ſchon Abends zu verleſen und in weiches Waſſer einzuweichen). Um 11 Uhr werden ein Paar kleine Eßlöffel voll Mehl in einem Stück Schmalz ziemlich dunkel geröſtet, geſchnittene Zwiebel darin verdämpft, mit Fleiſchbrühe und etwas Eſſig abgelöſcht und an die Linſen gegoſſen, die man noch bis 12 Uhr kochen läßt.

Beilagen: Leberwürſte, oder Schweinsrippchen, oder geräuchertes Fleiſch, oder Schweinsohren und Rüſſel, oder Schwarten, in Stücke zerſchnitten und im Salzwaſſer geſotten.

Weiße ausgehülste Bohnen

werden auf gleiche Art gekocht, nur das Mehl etwas heller geröſtet. Die Bohnen müſſen weich, etwas mußig, aber nicht verkocht werden.

Erbſen.

Ebenſo, aber weder Eſſig noch Zwiebel daran. Gewöhnlich werden ſie, ehe man das Mehl daran brennt, durchgetrieben.

Beilagen: Obige.

Zwetſchgen.

Gedörrte Zwetſchgen werden in warmem Waſſer gewaſchen und um 9 Uhr mit kaltem Waſſer zugeſetzt. Um 11 Uhr wird in einem Stück Schmalz ein Eßlöffel voll Mehl ſchön dunkelgelb gebrannt und mit der Brühe, in der die Zwetſchgen geſotten worden, abgelöſcht. Dann läßt man Alles noch zuſammen bis 12 Uhr kochen und richtet es über Milchbrode, die man in der Mitte entzwei geſchnitten und auf dem Roſt geröſtet hat, an. Will man aber die Zwetſchgen beſſer haben, ſo nimmt man Wein, Zucker, Zimmt und Zitronenſchale daran.

Beilage: Gebackene Schnitten oder Dampfnudeln.

Zu Zwetſchgen gehören eigentlich:

Schwedenklöße.

Es werden zwei Wecken zart eingeſchnitten und über dem Feuer in eine Pfanne, in welcher ein Maß ſiedende Milch iſt, gerührt. Hierauf wird unter beſtändigem Kochen und Umrühren ſo viel Mehl darunter gerührt, daß es einen dicken Teig giebt; dieſer wird geſalzen und kleine fauſtgroße Klöße daraus gemacht. Vorher hat man zwei Eier und einen ſauren Rahm mit einander verkleppert; in dieſer Miſchung wird jedes der Klöße wohl umgedreht und dann in eine breite Kachel, in der ein gutes Stück Schmalz heiß gemacht worden iſt, neben einander geſetzt und auf beiden Seiten ſchön gelb gebacken.

Nierenſchnitten.

Wenn man von einem gebratenen Nierenbraten Nieren übrig hat, ſo nimmt man dieſe nebſt etwas gebratenem Fleiſch und hackt beides recht zart. Dann verkleppert man vier bis fünf Eier mit ein wenig ſüßem Rahm, ſchält von drei Wecken die äußere Rinde ab, zerpflückt (zupft) das Weiche ganz klein, legt es in die Eier und läßt es etwa eine Stunde ſtehen, damit die Eier die Wecken ganz durchdringen. Hierauf wird das Gehackte und das Eingeweichte mit einander angerührt, mit ein Paar Eiern, je nachdem es dick iſt, fein gewiegter Peterſilie oder auch nur ziemlich viel klein geſchnittenem Schnittlauch, Salz und Muskatnuß unter die Maſſe gemiſcht, in eine Serviette, mit Butter beſtrichen, loſe gebunden und in einem Hafen etwa Dreiviertelſtunden geſotten. Iſt es fertig, ſchneidet man fingerdicke Scheiben davon, legt ſie auf eine Platte und gießt eine Butterbrühe darüber. Man kann auch bloß Fleiſchbrühe daran gießen, auf der Platte noch ein wenig aufkochen laſſen, und die Fleiſchbrühe vor dem Anrichten mit einem oder zwei Eigelb abziehen.

April, Mai, Juni.

Spinat.

Der Spinat, nachdem er vorher geleſen und rein gewaſchen worden iſt, wird um 9 Uhr mit ſiedendem Salzwaſſer zugeſetzt. Um 11 Uhr drückt man ihn feſt aus und hackt oder wiegt ihn fein. Dann nimmt man ein Stück Rindſchmalz in eine Kachel, brennt Mehl darin ſchön gelb, verdämpft zuerſt geſchnittene Zwiebel und dann den Spinat. Wenn er recht durch und durch verdämpft hat — begreiflich muß man ihn fleißig umrühren, daß er nicht anbrennt —, ſo gießt man Fleiſchbrühe dazu, und zuletzt ſchneidet man noch ein Stück friſche Butter darein. Auch Pfeffer und Ingwer kann daran thun, wer es liebt.

Dazu:

Gebackene Eier oder kleine Pfannkuchen (Omelettes).

Zu gebackenen Eiern läßt man in einem kleinen Pfännchen ein kleines Stück Schmalz recht heiß werden und wirft dann das Ei hinein und ſalzt es ein wenig. Man kann auch mehrere zugleich in einem größeren Geſchirr backen und ſie dann von einander ſchneiden, aber ſie werden nicht ſo rund geformt. Auch ſchlägt man zuweilen das Weiße vorher zum Schnee, backt dies allein und ſetzt dann das Gelbe nur oben drauf.

Leberklöße.

Zwei Pfund Lunge und Leber, letztere gehäutelt, werden zart gehackt, vorher aber zwei ſtarke Hand voll verleſener und gewaſchener Spinat gehackt und ausgedrückt, und mit zart geſchnittener Zwiebel und Peterſilie im Butter gedämpft. Dieſes Gedämpfte wird nebſt drei eingeweichten und feſt ausgedrückten Wecken, etwa drei Mehllöffel voll Mehl, einem ſtarken halben Vierling klein geſchnittenem Speck, etwas verriebenem Thymian, Majoran, Baſilikum, Salz und Pfeffer, mit vier bis fünf Eiern in einer Schüſſel angerührt, zuletzt die Lunge und Leber nur leicht darunter gemengt. Sollte der Teig zu dünn ſein, ſo hilft

man mit Mehl, iſt er zu dick, ſo nimmt man ein Ei weiter. Um drei Viertel auf 12 Uhr werden ſchöne runde Klöße in ſiedendes Salzwaſſer eingelegt, nach 12 Uhr mit etwas Brühe auf eine Platte gethan, in acht Loth heiße Butter kleine Brodkrümchen gebräunt und dieſes über die Klöße gegoſſen.

Spinatknopf.

Zwei große Hand voll verleſener Spinat wird mit ſiedendem Waſſer angebrüht, feſt ausgedrückt und klein gehackt. Von drei Milchbroden wird die Rinde abgeſchält und ſie dann in ſüße Milch eingeweicht. Zwiebel, Peterſilie und Schnittlauch wird fein geſchnitten, und dies nebſt dem Spinat in einem Viertelpfund Butter verdämpft. Hierauf werden die Milchbrode ausgedrückt und mit dem Gedämpften mit neun Eierdottern angerührt. Das Weiße der Eier ſchlägt man zum Schnee und zieht dieſen zuletzt unter die Maſſe — vorher Salz und Muskatnuß darein.

Dann wird eine Serviette mit Butter beſtrichen, zwei Flädlen zu fingerbreiten Riemen geſchnitten, dieſe kreuzweiſe in die beſtrichene Serviette gelegt, die Maſſe darauf gegoſſen, zugebunden — aber ſo, daß der Knopf Platz zum Aufgehen hat — in einen Hafen mit ſiedendem Salzwaſſer gehängt, eine Stunde recht ſieden gelaſſen, dann herausgenommen und eine Butterbrühe daran gemacht.

Die Butterbrühe wird auf folgende Art verfertigt: Man nimmt vier bis fünf Loth friſchen Butter in eine kleine flache Kachel und verknetet zwei bis drei Rührlöffel voll Mehl damit, bis es ganz glatt iſt. Dann gießt man, aber nur ganz nach und nach, ein Paar Schöpflöffel voll gute, warme Fleiſchbrühe daran, und läßt es unter beſtändigem Umrühren kochen. Iſt die Sauce fertig, ſo verkleppert man einige Eidotter recht ſtark und rührt die Butterbrühe langſam daran. Muskatnuß darf auch nicht fehlen, und hat man Morcheln, die vorher rein gewaſchen ſein müſſen, ſo iſt dies recht gut.

Roſenkohl.

Dieſer wird auch im Salzwaſſer geſotten. Wenn er weich iſt, um 11 Uhr, läßt man ein Stück Butter vergehen, rührt einen Löffel voll Mehl einige Mal darin um, verdämpft ein wenig zart gewiegte Zwiebel und Peterſilie darin, gießt gute Fleiſchbrühe dazu, thut den Roſenkohl wieder hinein und läßt ihn bis 12 Uhr fortkochen.

Gefüllte Nudeln oder Maultaſchen.

Von drei Eiern werden Nudelkuchen gemacht, dann zwei Hand voll Spinat geleſen, gewaſchen, gehackt und ausgedrückt, ferner Zwiebel und Peterſilien geſchnitten, und Alles zuſammen in Butter gedämpft, mit drei Eiern nebſt etwas Salz angerührt, die Kuchen mit dieſer Maſſe überſtrichen, zuſammengerollt, viereckige Stücke davon geſchnitten und nach 11 Uhr in einer Pfanne in Salzwaſſer geſotten, bis ſie heraufkommen. Dann nimmt man ſie heraus und legt ſie in eine breite Kachel, in welche man etwa vier Loth Butter, zu Scheiben geſchnitten, Muskatnuß und Salz gethan hat. Oben auf die Maultaſchen legt man das Gleiche wie unten, gießt dann Fleiſchbrühe dazu, bis ſie über die Maultaſchen geht, und läßt ſie ſo bis 12 Uhr kochen. Wenn man will, kann man vor dem Anrichten die Brühe mit ein Paar Eigelb abziehen. Man kann die Maultaſchen auch im Waſſer kochen und dann oben drauf ſchmelzen.

Fleiſchmaultaſchen werden auf dieſelbe Art behandelt, nur die Fülle wie der Teig von den Fleiſchklößen gemacht.

Beilagen: Kalbsrippchen, oder gebackene Leber, oder Bratwürſte.

Laubfröſche.

Von großen Spinatblättern ſchneidet man unten die Stiele ab, legt ſie auf eine breite, tiefe Platte, gießt ſiedendes Waſſer darüber, deckt ſie zu und läßt ſie ſo eine halbe Stunde ſtehen. Indeſſen werden zwei eingeweichte Wecken ausgedrückt, zwei Eier auf beiden Seiten in ein klein wenig Schmalz ſchön gelb gebacken,

Zwiebel, am liebſten grüne, immerwährende, ein Stück Speck geſchnitten, dies Alles zuſammen, nebſt Salz und Muskatnuß, mit ſechs bis ſieben Eiern angerührt, und in jedes der Spinatblätter ein Löffel voll Teig eingewickelt. Hierauf wird in eine breite Kachel vier Loth Butter geſchnitten, Muskat und ein klein wenig Pfeffer darein geſtreut, dann die Laubfröſche einen neben den andern hineingeſetzt, oben wieder Butter und Gewürz, Fleiſchbrühe daran gegoſſen, bis ſie darüber geht, und ſo drei Viertelſtunden kochen laſſen. Ehe es auf den Tiſch kommt, verkleppert man ein Paar Eigelb daran.

Beilage: Kalbsrippchen.

Schnittkohl.

Wird wie Spinat behandelt, nur brennt man das Mehl ſtatt in Schmalz in ungefähr ſechs Loth Butter und ſchneidet nachher keine Butter mehr darein.

Beilagen: Bratwürſte oder Omelettes.

Spargeln.

Dieſe werden unten abgeſchaben und gleich abgeſchnitten, um halb eilf Uhr in einer flachen Kachel im Salzwaſſer geſotten. Sind ſie weich, ſo ſtellt man ſie mit dem heißen Waſſer zurück. Um halb zwölf Uhr wird Butter, Eigelb und ein klein wenig Mehl mit einander zerdrückt, zu fünfzig Spargeln etwa vier Loth Butter und ſechs Eigelb, und dieſes mit ſiedender Fleiſchbrühe nach und nach glatt gerührt. Dann kommt noch Muskatnuß dazu und wird auf Kohlen geſetzt. Unter beſtändigem Umrühren läßt man es zu einer etwas dicklichen Sauce werden. Ehe die Sauce auf den Tiſch kommt, kann man ein klein wenig Citronenſaft daran thun. Das giebt ihr einen guten Geſchmack, aber man muß ſich ſehr hüten, weil ſie gern gerinnt.

Eine andere Art von Spargelſauce wird auf folgende Art gemacht: Man rührt acht Loth Butter leicht, dann fünf bis ſechs Eidotter und zwei Eßlöffel voll Mehl dazu, rührt zuerſt

etwas kaltes Waſſer und dann heiße Fleiſchbrühe dazu, ſetzt es in einer meſſingenen Pfanne auf Kohlen und läßt es unter fortwährendem Umrühren dick werden.

Die Spargeln werden kranzförmig auf eine Platte gelegt, wobei man ſehr Acht zu geben hat, daß die Köpfe nicht abbrechen, und die Sauce wird in die Mitte gegoſſen, oft auch beſonders herumgegeben.

Beilagen: Gebackene Prießlen, oder gebrühte Küchlein, oder gebackene Kalbsfüße, oder auch gebackene Kalbsrippchen.

Schäfen.

Dieſe werden geleſen und gewaſchen. Um 9 Uhr macht man ein Stück Rindſchmalz heiß, wirft die Schäfen ſammt Salz darein und läßt ſie bis 11 Uhr wohl zugedeckt auf Kohlfeuer ſchmoren. Von Zeit zu Zeit ſchüttelt man ſie und gießt etwas heiße Fleiſchbrühe zu, damit ſie nicht anbrennen. Um 11 Uhr brennt man in einem kleinen Stück Butter ein wenig Mehl ſchön gelb, verdämpft gewiegte Peterſilie darin, gießt Fleiſchbrühe dazu und ſchüttet Alles zuſammen an das Gemüſe, das man noch bis 12 Uhr kochen läßt.

Beilage: Hammelsrippchen.

Juli, Auguſt, September.

Bohnen.

Die Bohnen werden ſorgfältig geleſen (am beſten iſt, man ſchneidet auf beiden Seiten die Faden weg, denn wenn man ſie bloß abzieht, bleiben doch noch Reſte zurück), dann waſcht man ſie und läßt ſie wie die Schäfen nur ſtatt Rind- Gänſeſchmalz oder in Ermangelung deſſen Butter mit Salz verdämpfen bis 11 Uhr, dann werden ſie ganz wie die eingemachten Bohnen behandelt. Wenn die Bohnen gegen das Spätjahr hin ſpröde und zäh werden, ſo kann man auch, ſtatt ſie zu verdämpfen, ſie in Salzwaſſer ſieden; ſo ſchmackhaft werden ſie aber nicht.

Beilagen: Gebackene junge Hahnen oder auch Tauben. Sonſt Alles wie bei den eingemachten Bohnen.

Kohl und Kohlrabi.

Dieſe werden wie die Kohlrabi des Winters gekocht, nur daß man die grünen Blätter der Sommerkohlrabi, ſo lange ſie noch mild und zart ſind, auch dazu kocht, die kleinen Köpfchen unzerſchnitten ſiedet und ſie entweder ganz läßt oder erſt, wenn ſie weich ſind, kurz vor dem Anrichten in Rädchen ſchneidet. Sommerkohl allein wird auch ſo gekocht.

Brockelerbſen.

Die Erbſen werden ausgehülst und gewaſchen, gewöhnlich nimmt man auch junge gelbe Rüben dazu, die man abſchabt und zu kleinen viereckigen Stückchen ſchneidet. Beide Theile läßt man mit einander von 9 Uhr an in heißer Butter verdämpfen und macht ſie dann um 11 Uhr wie die Schäfen fertig.

Beilagen: Gebratene Kalbsrippchen oder Eierhaber.

Weiße Rüben.

Nachdem die Rüben geſchält und zu kleinen Stücken zerſchnitten ſind, werden ſie um halb zehn Uhr in heißem Schmalz verdämpft. Um 11 Uhr brennt man ein Paar Eßlöffel voll Mehl in etwas Schmalz ziemlich dunkel und miſcht dies nebſt Fleiſchbrühe unter die Rüben.

Beilagen: Hammelswürſte, oder Hammelsbraten, oder Hammelsrippchen.

Gelbe Rüben (Carotten).

Die gelben Rüben werden abgeſchaben und zu Rädchen geſchnitten, und von 9 bis 11 Uhr in Salzwaſſer geſotten. Dann brennt man Mehl in heißem Schmalz, und gießt dies nebſt Fleiſchbrühe, ein wenig Pfeffer und Kümmel an die Rüben.

Beilagen: Schweinsbraten, oder auch Schweinsrippchen, oder auch vom Hals, oder vom Bauchlappen des Schweins zu dünnen Stücken geſchnitten, dieſe in Salzwaſſer geſotten,

dann mit Pfeffer und Salz eingerieben und ſchön gelb in Butter abgebraten.

Mangold.

Iſt der Mangold geleſen und gewaſchen, ſo wird er um 9 Uhr mit ſiedendem Salzwaſſer zum Feuer geſetzt. Ueberhaupt werden alle grünen Gemüſe mit ſiedendem Waſſer und Salz, und alle gedörrte mit kaltem Waſſer und ohne Salz zugeſetzt. Um 11 Uhr wird ein Stück Speck — etwa vier bis fünf Loth — klein geſchnitten und heiß gemacht, zwei Eßlöffel voll Mehl röſtet man ſchön gelb darin, verdämpft zuerſt gewiegte Zwiebel und dann den Mangold, welchen man zuvor ausgedrückt und gehackt hat, darin, gießt Fleiſchbrühe und etwas Eſſig zu, und läßt das Gemüſe bis 12 Uhr kochen.

Wer den Speck nicht will, preßt nur die heißen Stückchen aus, läßt ſie ſelber aber weg.

Beilagen: Schweinsbraten oder Schweinsrippchen.

Zu einem Schweinsbraten nimmt man gewöhnlich von den Rippen und etwas abgezogen. Iſt der Braten aber als Beilage zu den Gemüſen, ſo iſt zu Manchem auch gut vom Schlegel und ſammt der Schwarte und Fett zu nehmen, z. B. zu Süß- und baieriſch Kraut. Die Zubereitung iſt dieſelbe, wie ſie bei den Nachtſpeiſen angegeben iſt.

Oktober, November, December.

Winterkohl.

Der Winterkohl wird, wie alle grünen Gemüſe, um 9 Uhr mit ſiedendem Salzwaſſer zugeſetzt. Iſt er weich, ſo drückt man ihn feſt aus und hackt oder wiegt ihn ſo fein als nur möglich.

In einem Stück Gänſeſchmalz werden ein Paar Eßlöffel voll Mehl ſchön gelb geröſtet, zuerſt gewiegte Zwiebel und dann der Winterkohl recht wohl darin verdämpft, und hierauf mit Fleiſchbrühe verdünnt.

Beilagen: Alle Arten von geräuchertem Fleiſch, auch Schinken, Zunge, halb geräucherte Bratwürſte, geſottene oder gebratene Kaſtanien, oder geröſtete Kartoffeln, oder Kartoffelwürſtchen, oder Fleiſchwürſtchen.

Karviol (Blumenkohl).

Mit großer Sorgfalt muß dieſer geleſen werden; man muß ſehr Achtung geben, daß die Blumen ganz bleiben, da doch überall an den Stielen die äußere Haut abgezogen wird. Um 10 Uhr ſiedet man ihn im Salzwaſſer in einer breiten, flachen Kachel, ſtellt ihn, wenn er weich iſt, zurück, macht eine Butterbrühe wie beim Spinatknopf, legt ihn kranzförmig wie die Spargeln auf eine Platte, nur mit dem Unterſchied, daß bei dieſem die Stiele gegen Innen, bei jenen gegen Außen gerichtet werden.

Beilagen: Junge Hühner — gebackene oder eingemachte. Ebenſo Prießlen, überhaupt Alles, was bei den Spargeln angegeben iſt.

Baieriſches Kraut.

Ein ſchönes Haupt Weißkraut wird eingeſchnitten, wie zum ſauren Kraut. Dann läßt man in einer Kachel ein Stück Rindſchmalz heiß werden, wirft das Kraut hinein nebſt etwas Salz und einem Schoppen guten Wein, und läßt Alles verdämpfen. Um 11 Uhr wird noch ein wenig Mehl in Schmalz geröſtet und nebſt Fleiſchbrühe an das Kraut geſchüttet, doch darf es, wie überhaupt ſehr viele Gemüſe, nicht viel Brühe haben.

Beilagen: Bratwürſte, oder Schweinsbraten, oder eine gebratene Ente, oder geröſtete Kartoffeln.

Sauerkraut.

Das Kraut, welches man des andern Tags verſpeiſen will, wird ſchon Abends vorher aus der Stande geholt, damit es Morgens 6 Uhr mit kaltem Waſſer zum Feuer geſetzt werden kann — nicht allzu viel Waſſer, nur daß es gerade über das Kraut geht, aber öfters wieder mit warmem Waſſer aufgefüllt. Um 11 Uhr

macht man in einem Pfännchen ein gutes Stück Gänſe- oder Schweineſchmalz heiß, ſchält eine Zwiebel, ſchneidet ein Kreuz darein, wirft ſie in das Schmalz, läßt ſie braun darin werden, nimmt ſie dann in den Schaumlöffel und preßt den Saft der Zwiebel in das heiße Schmalz, brennt hierauf ein Paar Löffel voll Mehl ſchön gelb darin und thut dies an das Kraut, von dem man vorher das Waſſer abgeſchüttet hat und jetzt nur wieder ſo viel dazu thut, daß es ſaftig iſt. Nach dem läßt man es noch eine halbe Stunde gut kochen.

Beilagen: Schweinefleiſch, welches man nur Tags zuvor mit Salz einreibt, oder auch geräuchertes Fleiſch. Beides ſteckt man um 9 Uhr in's Kraut und läßt es mit kochen. Oder Schweinsbraten, oder Blutwurſt, oder gebratene Klöße (Spätzlen).

Süßes Kraut.

Ein oder zwei Krauthäuptchen werden zerlegt und an den Blättern die ſtärkſten Rippen heraus geſchnitten, dann wird das Kraut von 9 bis 11 Uhr in Salzwaſſer geſotten, hierauf das Waſſer abgegoſſen, etwas Mehl in Butter oder Gänſeſchmalz geröſtet, Zwiebel darin verdämpft, und nebſt Fleiſchbrühe, Pfeffer und Kümmel unter das Kraut gemiſcht und bis 12 Uhr gekocht. Beſſer aber iſt es, man läßt das ſüße Kraut dämpfen wie baieriſches, nur ohne Wein. Hingegen iſt an das Sauerkraut etwas Wein gut, beſonders wenn es noch nicht lange eingemacht iſt, um ihm mehr Säure zu geben.

Beilagen: Schweinefleiſch im Kraut zu ſieden, oder Bratwürſte und geröſtete Kartoffeln.

Krautwürſtchen.

Zu dieſen wird derſelbe Teig wie zu Fleiſch- oder Wecken-Klößen gemacht, nur ſtatt der Peterſilie wiegt man etwas Weißkraut darein. Dann brüht man Krautblätter in heißem Waſſer ab, ſchneidet die Rippe heraus und wickelt in jedes Blatt etwas von dem Teig länglich ein, wie dicke Würſtchen, ſiedet dieſe in Salzwaſſer und giebt ſie mit einer Butterbrühe zu Tiſch.

Beilage: Bratwürſte oder gebratene oder gebackene Kalbsrippchen.

Gefülltes Kraut.

Man rührt 8 Loth Butter leicht, weicht 1½ Wecken in Waſſer ein, drückt ihn aus und rührt ihn nebſt dem Gelben von 8 Eiern, dem Gebrät von einer Bratwurſt, einer klein gewiegten in Butter verdämpften Zwiebel, und Salz an die Butter. Zuletzt ſchlägt man das Weiße der Eier zu einem ſteifen Schnee und zieht dieſen unter die Maſſe, jedoch mit Vorſicht. Sollte der Teig zu dünn werden, ſo läßt man etwas von dem Schnee zurück. Hierauf wird eine Schüſſel, die einen breiten Boden hat, ſtark mit Butter beſtrichen, einige kleine Stäbe * darauf gelegt, daß die Maſſe nicht auf dem Boden der Schüſſel, ſondern hohl liegt, dann werden im Salzwaſſer verwällte Krautblätter, aus welchen die großen Rippen geſchnitten ſind, hineingelegt, auf dieſe von dem Teig dann wieder Blätter, und ſo fort, bis die Schüſſel voll iſt; die letzte Lage müſſen Blätter ſein. Auf dieſe werden 4 Loth Butter in Scheiben geſchnitten, und ein ſtarker Schöpflöffel voll Fleiſchbrühe wird neben der Maſſe auf der Seite hinunter gegoſſen. Man kann es mit einem Zugdeckel ſelbſt langſam aufziehen. In einer Stunde iſt es fertig.

Aber beſſer giebt man es in einen Backofen. Dann müſſen oben darauf noch rohe Krautblätter gelegt werden, damit es nicht braun wird. Kommt es aus dem Ofen, ſo werden die braunen Blätter abgenommen, der Krautkuchen auf eine Platte umgeſtürzt, eine Butterbrühe darüber gegoſſen und ſo auf den Tiſch gegeben.

Krautdorſchen (Strunke).

Dieſe Dorſchen, welche man beim Einmachen des Weißkrauts (Filderkraut) aus den Häuptern bohrt, geben auch ein ſehr ſchmackhaftes Gemüſe, wenn ſie auf folgende Art behandelt werden. Man ſchneidet die harte rauhe Umgebung weg, bis man

* Beſſer iſt es noch, man läßt ſich ein gerade in den Boden der Schüſſel paſſendes Blech machen, welches gewölbt und mit kleinen Löchern wie diejenigen eines Suppenſeihers verſehen ſein muß.

daſs innere ſaftige Mark rein hat; dann wird dieſes wie die weißen Rüben zu fingerdicken und halb fingerlangen Stückchen zerſchnitten und in Salzwaſſer weich gekocht. Hierauf macht man eine Butterbrühe, wirft die Stückchen darein und läßt ſie noch eine Zeit lang kochen.

Beilagen: Bratwürſte oder Kalbsrippchen.

Beilagen zu den Gemüſen.

Gebackene Kalbsrippchen (Cotelettes).

2 Pfund Kalbsrippchen, was ungefähr 8 Stücke ſein werden, ſchabt man 2 Stunden vorher, ehe ſie auf den Tiſch kommen, ſorgfältig ab, daß nichts Unreines daran iſt, weil man ſie nicht waſcht, ſtreift Haut und Fleiſch am Knochen ein wenig hinauf, daß man ſie gut in der Hand halten kann, was man bei allen Arten von Rippen thut, häckelt ſie aber nur ganz leicht mit dem Hackmeſſer, und legt ſie auf eine flache Platte, auf welcher man 2 Eier verkleppert hat. Nach einer Stunde, während welcher man die Rippchen in den Eiern umgedreht hat, wiegt man eine halbe Zwiebel ganz zart und miſcht ſie unter Mutſchel= oder Weckenmehl, worunter man auch Salz und ein klein wenig Pfeffer thut. Dann dreht man die Rippchen in dieſem Gemiſch um, macht ein großes Stück Schmalz in einem breiten Geſchirr heiß, und backt die Rippchen auf beiden Seiten ſchön gelb. Man kann ſie auf dieſe Art zubereitet auch als Nachtſpeiſe zu Salat geben.

Gebratene Kalbsrippchen.

Dieſe ſtreift man auch unten vom Knochen, reibt ſie aber nur mit Pfeffer und Salz ein und bratet ſie in Butter. Wenn man will, kann man ſie auch mit Mutſchelmehl beſtreuen.

Hammelsrippchen

werden wie die vorigen zubereitet, auch mit Mutſchel= oder Weckenmehl beſtreut, und in etwas Schmalz gebraten.

Schweinsrippchen

werden nur mit Salz und Pfeffer eingerieben und in Waſſer gebraten. Wer will, kann auch etwas Eſſig, ein halbes Lorbeerblättchen und einige Wachholderbeere dazu thun.

Gebrühte Küchlein.

Man macht einen Schoppen ſüße Milch ſiedend, läßt eine Nuß groß Butter darin vergehen, und ſäet unter beſtändigem Umrühren über dem Feuer ſo viel Mehl darein, bis es ein dicker Teig iſt, der ſich ganz abſchält. Man muß aber ſehr aufmerkſam ſein, daß es keine Knollen giebt und hübſch glatt bleibt.

Sicherer iſt, eine Portion Mehl in einer Schüſſel mit ſiedender Milch anzurühren und dann erſt wieder auf dem Feuer kochen zu laſſen. Iſt der Teig recht, ſo ſetzt man ihn vom Feuer, läßt ihn etwas erkalten, verdünnt ihn mit 5 bis 6 Eiern und ſalzt ihn, nimmt dann mit einem runden Löffel Küchlein heraus und backt ſie in ſiedendem Schmalz. Sie müſſen im Schmalz ſchwimmen und durch Schütteln immer in Bewegung erhalten werden.

Gebackene Kalbsfüße.

Die Kalbsfüße werden in Salzwaſſer weich geſotten und in obigem gebrühten Teig umgedreht (nur muß der Teig hiezu etwas dünner als zu den Küchlein ſein) und dann eben ſo gebacken. Alles in Schmalz Gebackene legt man aus der Pfanne auf fein geſchnittenes Brod, welches man dann nachher zu Waſſerſuppen benützt.

Gebackene Schnitten.

3 bis 4 Wecken ſchneidet man zu halb fingerdicken Schnitten. Vorher rührt man eine Hand voll Mehl mit ein klein wenig Milch und ein Paar Eiern, je mehr Eier deſto beſſer, zu einem ziemlich dicken Teigchen an, ſalzt es, dreht jede Schnitte darin um, und wirft ſie dann in heißes Schmalz. Man kann dieſe Schnitten auch als Nachteſſen zu Salat geben. Sie können auch

mit weniger Schmalz eigentlich mehr gebraten werden, aber ſo gut und ſo ſchön ſind ſie dann nicht, als wenn man ſie im Schmalz ſchwimmen läßt.

Gebackene Prießlen.

Die Prießlen werden eine Zeit lang in Salzwaſſer geſotten (man kann ſie auch in den Fleiſchhafen werfen und mit dem Fleiſch eine Weile ſieden laſſen), dann nimmt man ſie heraus, häutelt ſie, ſchneidet ſie in halb fauſtgroße Stücke, verkleppert Eiweiß auf einem Teller, kehrt die Stücke darin um, dann im Weckenmehl, worunter Salz und Pfeffer iſt, und backt ſie ſchön gelb in ſiedendem Schmalz.

Gebackene junge Hahnen.

Die Hahnen werden, nachdem ſie ganz gereinigt ſind, in 4 Theile zerſchnitten, die Flügel und Füße geſchränkt, dann auch im Eiklar und Weckenmehl umgedreht und gebacken. Während des Backens werden ſie nicht geſchüttelt, ſondern nur einmal umgedreht, daß beide Seiten ſchön gelb werden.

Eingemachte Hahnen oder Tauben.

Dazu werden dieſe ebenfalls in vier Theile zerſchnitten, mit heißem Waſſer gewaſchen und wieder getrocknet. Dann wird in eine Kachel Butter, ein wenig Mehl und ein wenig Peterſilie gethan. Darauf legt man das Geflügel, deckt die Kachel zu und läßt es ein wenig anziehen, aber ja nicht gelb werden; dann thut man etwas Fleiſchbrühe, ein halbes Gläschen alten Wein, Citronen und ein Lorbeerblättchen dazu und läßt es fort kochen.

Geröſtete Kartoffeln.

Entweder nimmt man dazu geſottene Kartoffeln und ſchneidet ſie in Rädchen, oder wenn man ſie zu Gemüſen giebt, nimmt man lieber kleine Kartoffeln, ſchält ſie roh und bratet ſie unzerſchnitten in Gänſeſchmalz oder Butter mit Salz und Pfeffer.

Bei den gerädelten läßt man zuerſt feine Zwiebelſcheiben in Schmalz ein wenig anziehen und thut dann erſt die Kartoffeln

dazu. Sie müſſen ſaftig erhalten werden. Jus von Kalbsbraten iſt ſehr gut daran, oder wo das fehlt, kann man auch ein klein wenig Fleiſchbrühe zugießen; wer Kümmel liebt, thut auch daran. Ein ſaurer Rahm daran gethan, ehe ſie auf den Tiſch kommen, iſt bei beiden Gattungen ſehr gut.

Kartoffelwürſtchen.

6 bis 8 Kartoffeln werden geſotten und ſo heiß als möglich mit dem Wellholz auf dem Backbret zerdrückt. Dann wiegt man Peterſilie und Zwiebel, oder auch, wenn man will, den vierten Theil eines Härings recht zart, und miſcht dies nebſt einer kleinen Hand voll Mehl, Salz und Muskatnuß mit einem Ei unter die zerdrückten Kartoffeln, ſchafft Alles wohl unter einander, und wällt entweder den Teig fingersdick und ſticht ihn mit einem kleinen runden Model, in der Größe eines Kronenthalers, aus, oder macht fingerlange und dicke Wärgel daraus. In einer flachen Kachel wird Butter heiß gemacht, die Würſtchen oder Thaler hinein gelegt, und auf beiden Seiten ſchön gelb gebacken. Sie ſind auch gut zu Salat zu eſſen.

Fleiſchpaſtetchen.

Ein Stück gebratenes Kalbfleiſch und ein Pfund weich geſottenes unabgezogenes Schweinefleiſch wird fein gewiegt. Ein Stück Häring oder 4 Sardellen, eine Zwiebel, etwas Peterſilie und Citronenſchale wird ebenfalls ganz zart gewiegt und in Butter verdämpft, dann Citronenſaft, Salz, Pfeffer, ſauren Rahm, Kapern und etwas Fleiſchbrühe oder noch beſſer Jus von Kalbsbraten dazu gethan. Von Butterteig werden mit einem großen Trinkglas Formen ausgeſtochen, die Hälfte derſelben auf ein mit Mehl beſäetes Blech geſetzt, von der Fülle darauf gethan, die andere Hälfte als Deckel darauf geſetzt, oben kleine Einſchnitte gemacht, mit Ei beſtrichen und in einem guten Ofen gebacken.

Fleiſchwürſtchen.

Ein Pfund Schweinefleiſch wird ſo fein als möglich gehackt und nebſt einem eingeweichten Wecken und einem Ei recht gut unter einander geſchafft, dann eine halbe feine gewiegte Zwiebel in Butter verdämpft, und dieſe nebſt Pfeffer und Salz und einem ſchwachen halben Schoppen Waſſer ſtark verarbeitet. Iſt die Maſſe recht leicht geſchafft, ſo nimmt man ſie löffelvollsweis auf ein Brett und formt mit Mehl kleine Würſte daraus, die in Butter gelb gebraten werden. Läßt man Wecken und Ei weg, ſo werden ſie noch beſſer.

Wenn man Würſte im eigenen Haus machen laſſen will, kann man ſich dabei folgender Vorſchriften bedienen:

Leberwürſte.

Das ganze Eingeſchlächt von einem Schwein wird geſotten und fein gehackt, ferner ein Kalbsgekröſe, auch Kalbsfüße und Schwarten und die ſogenannten Bändel werden darein geſchnitten, dies Alles tüchtig unter einander geſchafft und mit Keſſelbrühe verdünnt, endlich Kräuter, als: Thymian, Majoran, Monarten u. ſ. w. nebſt Salz, Pfeffer und Nelken darunter gemiſcht und in Schweinsdärme eingefüllt.

Unter einen kleinen Theil des Gebräts kann man ein oder zwei Hirne miſchen, was dann die Hirnwürſte giebt.

Bratwürſte.

Dazu iſt das Fleiſch vom Bauchlappen des Schweins das beſte, welches, da es ſelbſt Fett genug hat, den beſondern Speck entbehrlich macht. Hat man dieſes nicht, ſo nimmt man vom Hals und reicht dieſes nicht, vom Schlegel. Es wird gehackt, je zärter deſto beſſer und ſo trocken als möglich, im äußerſten Fall mit etwas Waſſer angefeuchtet. Indem dieſes Gebrät recht verarbeitet wird, ſchafft man auch das nöthige Waſſer, in welches, wer es liebt, den Tag zuvor etwas Knoblauch gelegt werden

kann, der aber jedenfalls nicht in das Gebrät kommen darf, hinein. Dann, wenn es nöthig iſt, grüner Speck, Salz, Pfeffer, Nelken, verſchiedene Kräuter, und in ſolche, die man nicht zu räuchern gedenkt, etwas geſchnittene Citronenſchale. Es iſt irrig, wenn man meint, es müſſe Kalbfleiſch oder gar Wecken bei den Bratwürſten ſein. Beides macht ſie nicht beſſer; von Schweinefleiſch allein werden ſie am beſten.

Blutwürſte.

Sobald das Schwein geſtochen iſt, wird das Blut in einen Hafen aufgefaßt und gerührt, dann geſchnittene und in Butter verdämpfte Zwiebel und geſottene und geſchnittene Schwarten, Salz, Pfeffer, Nelken, Thymian und Majoran darunter gethan, mit Keſſelbrühe vollends zurecht gemacht und eingefüllt.

Noch eine gute Wurſt, die auch zu Gemüſen oder zu Salat oder Kartoffeln gegeben werden kann, iſt folgende:

Es wird Fleiſch, von welcher Gattung es ſei, zart gehackt, hierauf ein Viertelpfund Speck, grüne Zwiebel, wenn es giebt, einige Chalottenzwiebel und etwas Peterſilie Alles zuſammengeſchnitten und mit dem Speck in einem Stückchen Butter verdämpft. Dann wird ein Ei darein geſchlagen und über den Kohlen umgerührt, bis es wohl angezogen hat, hierauf unter das Fleiſchgehäcke gerührt mit 2 Eiern und 4 Dottern, Salz, Muskatblüthe und noch einem hart geſottenen, klein geſchnittenen Ei. Alsdann füllt man die ganze Maſſe in ein Kalbsnetz, ſiedet es im Waſſer und bratet die Wurſt ſchön gelb in Butter. Will man ſie aber kalt geben, ſo iſt es beſſer, ſie in Waſſer und Wein mit einem Lorbeerblatt und Gewürz zu ſieden.

Einige gewöhnliche Mehl- und Eierſpeiſen.

Nudeln.

Man nimmt recht feines Mehl in eine Schüſſel, oder auch gleich auf das Backbrett, ſchlägt einige Eier daran und knetet es zu einem recht feſten Teig. Will man es gut haben, ſo nimmt man mehr gelbe als ganze Eier, z. B. zwei ganze und dazu auch zwei gelbe. Dieſen Teig wirkt man ſo lange, bis er kleine Bläschen bekommt und kracht, auch muß er, wenn man ihn zerſchneidet, kleine Löcher haben und ſo feſt ſein, daß man zum Auswellen kein oder ſehr wenig Mehl mehr braucht. Iſt er ſo weit, ſo vertheilt man ihn in mehrere Stücke, formt aus dieſen kleine runde Kuchen, deckt dieſe zu und wellt eines nach dem andern recht fein und groß aus, läßt die Kuchen etwas abtrocknen, rollt ſie dann zuſammen, ſchneidet ſie ganz zart und läßt ſie dann ausgebreitet liegen, damit ſie abtrocknen. Dann macht man gute Fleiſchbrühe ſiedend, läßt ein wenig Butter darin verkochen, rührt die Nudeln langſam hinein, reibt etwas Muskatnuß dazu und läßt ſie eine Viertelſtunde kochen; ehe ſie auf den Tiſch kommen, wird Schnittlauch darauf geſchnitten. Eine altes Huhn dazu geſotten iſt ſehr gut.

Aufgezogene Nudeln.

Auch zu dieſen werden gewöhnliche Nudelkuchen gemacht, dieſe aufgerollt, aber ſtatt zart faſt fingerbreit geſchnitten. Nachdem dieſelben abgetrocknet ſind, läßt man ſie in einer meſſingenen Pfanne in ſiedender Milch ein Paar Minuten kochen, eigentlich nur einen Wall daüber gehen. Dann ſchneidet man friſche Butter in ein Aufzugblech, legt die Hälfte der Nudeln darauf, verkleppert einen ſauren Rahm mit einigen Eidottern, gießt die Hälfte davon über die Nudeln, dann die übrigen Nudeln darauf, und endlich den Reſt des Rahms und abermals Butterſcheiben, und zieht es dann auf. Wenn man will, kann man es mit Zucker und Zimmt beſtreuen.

Rahmſtruckeln.

Man nimmt feines Mehl auf das Backbrett (etwa zu einem Ei drei Eßlöffel voll), zwei ganze Eier, zwei Dotter, ein klein wenig ſüßen Rahm und ein Nuß großes Stückchen Butter, wirkt dies zuſammen recht lang, dann wellt man feine Kuchen daraus (ungefähr acht), verkleppert den Rahm von 1½ Maß ſaurer Milch, ſalzt ihn, beſtreicht die Kuchen damit, ſchneidet auf jeden 5 bis 6 ganz kleine Stückchen friſche Butter, wickelt die Kuchen zuſammen, rollt ſie ſchneckenförmig auf und ſetzt ſie in ein ſtark mit Butter beſtrichenes Aufzugblech; dann gießt man ein halbes Trinkglas voll ſiedende Milch dazu, aber nicht über die Struckeln hinunter, ſetzt ſie auf ſehr ſchwache Kohlen, oben hin einen Zugdeckel mit ſtarker Glut oder gar einem kleinen Feuer, und zieht ſie ſchnell auf. In einer Viertelſtunde müſſen ſie fertig ſein, oben ſchön gelb ausſehen und unten eine kleine, dickliche Sauce haben.

(Bei allem Aufgezogenen darf unten gar nicht viel Glut ſein, aber oben deſto mehr, unten brennt es ſonſt ſehr leicht an und verliert überhaupt die rechte Art. Bei vielen Sachen genügt es ſchon, wenn es kaum etwas mehr als heiße Aſche unten hat.)

Zu den Rahmſtruckeln wird auf den Tiſch ſiedende Milch gegeben, die man zuvor mit ein Paar Eigelb verkleppert.

Fleiſchſtruckeln.

Hiezu macht man auch Nudelkuchen, aber ohne Butter und Rahm, überſtreicht die Kuchen mit derſelben Fülle, die bei den Fleiſchpaſtetchen angegeben iſt, rollt ſie wie die Rahmſtruckeln zuſammen, ſetzt ſie eben ſo ein und zieht ſie auf; ſtatt der Milch wird ein wenig Fleiſchbrühe zugegoſſen, damit ſie ſaftig bleiben.

Schinkengemüſe.

Auch zu dieſem macht man von zwei Eiern Nudelkuchen, ſchneidet fingerbreite Nudeln, ſiedet ſie im Salzwaſſer und gießt ſie dann durch einen Seiher, verdämpft fein gewiegte

Zwiebeln und Peterſilie in Butter, hackt ein ſtarkes halbes Pfund Schinken nicht allzu fein, verrührt 3 gelbe und 3 ganze Eier ſtark mit einem halben Schoppen ſauren Rahm, thut das Gedämpfte ſammt dem Schinken dazu, zuletzt auch die Nudeln, läßt ein Stück Butter in einem Aufzugblech vergehen, füllt die Maſſe ein und zieht es auf. In einer Viertelſtunde iſt es fertig.

Gebratene Klöße (Spätzlen).

Man nimmt recht feines Mehl in eine Schüſſel, rührt es langſam und glatt mit ſüßer Milch an, ſchlägt 2 oder 3 Eier daran, ſalzt es und klopft den Teig, der nicht dünn ſein darf, ſtark durch. Dann nimmt man ihn nach und nach auf ein kleines Bret, von dem man ihn in ganz kleinen Portionen in ſiedendes Salzwaſſer einlegt. Die Klöße müſſen ſchnell geſotten werden und gehörig Platz haben. Man ſchöpft ſie immer wieder heraus, flößt ſie mit kaltem Waſſer ab und wirft ſie in ein flaches Geſchirr mit ſiedendem Schmalz. Man verkleppert dann einige Eier mit ein wenig ſüßem Rahm, gießt dies über ſie her und läßt ſie ſchön gelb braten.

Milchſpätzlen.

Zu zwei kleinen Handvoll feinem Mehl nimmt man etwas Milch und vier Eier, rührt mit dieſen einen recht glatten Teig, welchen man ſtark klopft und ein klein wenig ſalzt. Dann bringt man ungefähr drei Schoppen Milch in einer meſſingenen Pfanne über's Feuer. Siedet die Milch, ſo legt man kleine Klöße ein, läßt dieſe ſieden, bis ſie in der Pfanne heraufkommen, ſchneidet dann in eine Kachel ein Stück Butter, ſchüttet die Klöße ſammt der Milch darauf und läßt ſie ſo dicklich kochen.

Reisbrei.

Ein halbes Pfund Reis wird geleſen und mehrmals mit warmem Waſſer gewaſchen, dann in einer meſſingenen Pfanne um 10 Uhr mit ſiedendem Waſſer gekocht. Um 11 Uhr wird der Reis weich und ganz eingekocht ſein; dann nimmt man ihn in eine

breite Kachel und rührt 8 Loth Butter und 4 Eßlöffel voll Mehl recht ſtark hinein, bis man von der Butter nichts mehr ſieht. Hierauf rührt man eine halbe Maß ſüße Milch daran und läßt ihn kochen, rührt ihn aber zuweilen um, daß er nicht anbrennt. Um 12 Uhr wird er auf eine Platte angerichtet, die Scharre in fingerbreiten Streifen über's Kreuz darauf gelegt und das Ganze ſtark mit Zucker und Zimmt beſtreut. Wenn man will, kann man auch ſchon in den Brei ſelber etwas Zucker thun, auch ein wenig Salz, aber nur erſt vor dem Anrichten, wie man überhaupt alle Milchſpeiſen gerne erſt auf dem Tiſch ſalzt, weil ſie leicht gerinnen.

Flädlen.

Zu 4—5 Eiern nimmt man 8—9 Eßlöffel voll Mehl, rührt das Mehl zuerſt glatt mit Milch an, ſchlägt dann nach und nach die Eier daran, verdünnt den Teig vollends mit Milch — er darf ziemlich dünn ſein — ſalzt ihn und backt mit heißem Schmalz Flädlen daraus. Man kann auch, wenn man die Flädlen nicht fett haben will, die Flädlenspfanne mit einer Speckſchwarte beſtreichen. Sind ſie gebacken, ſo werden ſie zuſammengerollt. Auf eine tiefe Platte ſchneidet man indeſſen einige Scheibchen Butter, reibt Muskatnuß, legt die Flädlen darauf, macht es oben wieder ſo, gießt ſiedende Fleiſchbrühe daran und läßt ſie auf Kohlen aufkochen.

Will man ſie ſüß haben, nimmt man ſtatt der Fleiſchbrühe heiße Milch und ſtatt der Muskatnuß Zucker und Zimmt. Ehe man ſie zu Tiſch giebt, werden ein Paar Eigelb daran verkleppert.

Gefüllte Flädlen.

Man kann die Flädlen mit einer beliebigen Maſſe füllen, entweder mit einer wie zu den Fleiſchpaſtetchen, oder mit dem Teig, wovon man Fleiſchklöße macht, oder auch auf folgende Art. Man ſiedet ein Prießlein, häutelt es und wiegt es fein. Wenn dies halb fertig iſt, wiegt man auch ein Stückchen in ſüßem Rahm eingeweichten Wecken dazu. Dann wiegt man be-

ſonders ein Stück Häring, eine kleine Zwiebel, Zitronenſchale und Mark, Speck, Morcheln, Peterſilien, Kapern, Alles ganz fein, dämpft Alles zuſammen in einem Stück Butter, gießt dann etwas Wein und Fleiſchbrühe daran, ſo wie Zitronenſaft, Salz, Nelken und Pfeffer. Mit dieſer Fülle können auch Paſtetchen gefüllt werden.

Pfannkuchen (Omelettes).

12 Eßlöffel voll Mehl werden mit Milch glatt angerührt, dann rührt man nach und nach das Gelbe von 6 Eiern dazu. Hierauf wird ein Stück Speck geſchnitten und heiß gemacht, und in dieſem klein geſchnittene Zwiebel oder grüne Zwiebelröhrchen verdämpft, dies nebſt Salz an den Teig gethan und zuletzt das Weiße von den 6 Eiern zu Schaum geſchlagen und darunter gemiſcht. Man kann auch den Speck weglaſſen und ſtatt deſſen ſauren Rahm nehmen. Iſt der Teig noch zu dick, ſo hilft man mit Milch und bäckt mit heißem Schmalz, das man nicht ſparen darf, in der Flädlenspfanne wie die Pfannkuchen. Giebt man die Pfannkuchen als Beilage zu Gemüſen, ſo werden ſie kleiner gemacht.

Eierhaber.

Beim Eierhaber iſt der Teig derſelbe wie bei den Pfannkuchen, nur ohne Speck und Zwiebeln. Während des Backens wird er mit der Backſchaufel ganz zerhackt, daß es lauter kleine Stückchen giebt. Viel Schmalz und beſtändiges Schütteln ſind Hauptſachen, die man beobachten muß, wenn dergleichen Backereien gut und röſch werden ſollen.

Man kann auch ein Paar Wecken zart einſchneiden, dieſe mit den Eiern zuerſt anfeuchten und dann Alles zuſammenrühren. Man bekommt auf dieſe Art mit derſelben Anzahl Eier eine größere Portion Eierhaber, und er iſt auf dieſe Art, beſonders zu Salat, recht gut zu eſſen.

Trichternudeln.

Auch dieſer Teig iſt dem vorigen ziemlich ähnlich, nur rührt man das Mehl mit heißer Milch an und macht ihn etwas

dünner. Iſt er fertig, läßt man ihn durch einen kleinen Trichter in ſiedende Fleiſchbrühe über dem Feuer einlaufen und wohl durchkochen. Sind die Nudeln fertig, ſo nimmt man ſie aus dem Waſſer und flößt ſie mit friſchem kalten Waſſer wohl ab. Etwa nach einer Stunde, wenn ſie ganz erkaltet ſind, macht man in einem breiten flachen Geſchirr Rindsſchmalz heiß und backt die Nudeln ſchön gelb. Man kann dieſelben auch ſchon Morgens machen und dann Abends röſten.

Dampfnudeln.

Bei einem Pfund Mehl macht man von 2 Eßlöffeln oder einem Loth Bierhefe und einem halben Schoppen lauer Milch Morgens 7 Uhr einen Vorteig, das heißt, man rührt dies in die Mitte des Mehls, welches man in einer Schüſſel hat, und läßt es, eine Serviette darüber gedeckt, in mäßiger Wärme langſam gehen. Wenn es gegangen iſt, rührt man 8 Loth zerlaſſene Butter, 3 Eier, Salz und vielleicht noch etwas laue Milch an den Teig, klopft ihn, bis er ſich von der Schüſſel losſchält, und läßt ihn dann noch einmal gehen. Hierauf beſtreicht man ein Blech mit Butter, formt aus dem Teig runde Küchlein, ſo groß wie eine halbe Fauſt, läßt ſie noch einmal gehen, beſtreicht ſie mit zerlaſſener Butter und zieht ſie auf oder backt ſie im Backofen. Auf den Tiſch giebt man Milch dazu, die man mit Eigelb verrührt.

Eine feinere Art von Dampfnudeln.

Es wird auch wieder in einem Pfund Mehl mit einem Loth Bierhefe und 6 Eßlöffeln voll lauer Milch ein Vorteig gemacht. (Ueberhaupt rechnet man bei allem Hefenbackwerk auf 1 Pfund Mehl 1 Loth Hefe.) Wenn der Vorteig langſam gegangen iſt, nimmt man 5 Eigelb, Salz, noch etwas laue Milch und ſchafft den ganzen Teig, bis er ſich losſchält. Dann läßt man ihn wieder gehen und formt kleine runde Dampfnudeln daraus, die man noch einmal gehen läßt. Indeſſen werden in ein Aufzug-

blech 4 Loth Butter, 3 Loth Zucker und ein halber Schoppen Milch gethan. Dieſes wird auf Kohlen geſetzt, ſobald die Milch ſiedet, die Nudeln hineingethan und das Blech ſchnell und ſorgfältig zugedeckt. Auf den Deckel thut man aber keine Kohlen. In einer kleinen Viertelſtunde ſind ſie fertig. In der Milch, die man auf den Tiſch dazu giebt, läßt man ein Stückchen Vanille ſieden, verkleppert 3 Eigelb daran und verſüßt ſie mit Zucker.

Eine dritte Art guter Dampfnudeln.

1 Pfund Mehl wird mit 4 Löffeln voll Bierhefe und einem Schoppen warmer, aber ungeſottener Milch angerührt. Wenn der Teig gegangen iſt, nimmt man dazu 8 Loth leicht gerührte Butter, bei welcher aber auch ein wenig Schmalz ſein muß, 2—3 Eier, Salz und noch 1 Pfund Mehl, aber ja keine Milch mehr. Der Teig wird nie gerührt, ſondern immer geklopft. Wenn er abermals gegangen iſt, nimmt man ihn auf ein Bret, macht, aber ohne ihn zu wirken, einen Kuchen daraus, ſchneidet dieſen in viereckige Stückchen, beſtreicht ein Blech mit Butter, beugt dieſe Stückchen darein, aber nicht hart neben einander, beſtreicht ſie auf der Seite mit Butter, legt ſie, wie man Seife beugt, auf einander, ſo daß immer nur die beſtrichene Seite berührt wird. Oben beſtreicht man ſie alle mit Butter, ſtellt das Blech auf Kohlen und ſetzt einen Zugdeckel mit Kohlen darauf. Sind ſie recht gerathen, ſo muß man ſie einzeln mit der Gabel vorlegen können. Es wird eine Vanille- oder Zitronenmilch dazu gemacht, letztere auf folgende Art.

Zitronenmilch.

Man reibt das Gelbe einer Zitrone am Reibeiſen pünktlich ab (mit einem kleinen Pinſel kann man das Abgeriebene am beſten aus dem Reibeiſen herausbekommen), nimmt in eine meſſingene Pfanne das Gelbe von 4 Eiern, verrührt dies mit der Zitrone, rührt langſam eine halbe Maß ſüße Milch daran und Zucker, bis es ſüß genug iſt, ſetzt es dann über das Feuer und rührt es beſtändig, aber ganz langſam um, bis es anfängt dick

zu werden, doch darf es nicht kochen. Dieſe Art von Milch iſt auch ganz gut als warmes Getränk (ſtatt reformirtem Thee) zu geben, oder auch kalt, wenn man ſie in Taſſen füllt. Man kann in dieſem letztern Fall 6 ſtatt 4 Eidotter nehmen.

Wie Butterteige zu Kuchen, Paſteten u. ſ. w. verfertigt werden, kann man aus jedem Kochbuch erlernen, es ſoll alſo davon ſo wenig als von allem andern Backwerk die Rede ſein. Nur eine ganz einfache, weniger bekannte und ſehr ſchnelle Art will ich Dir, liebe Maria, hier mittheilen. Man kommt zuweilen in den Fall, in ſehr großer Eile einen einfachen Obſtkuchen machen zu müſſen, da iſt dann folgende Vorſchrift anzuempfehlen:

Butterteig zu Obſtkuchen.

Zu einem mittelmäßig großen Kuchenblech nimmt man 12 Loth Mehl, 8 Loth Butter, 4 Loth Zucker, 2 Eßlöffel voll guten Wein und ein Eigelb. Man hackt dies Alles zuſammen, bis es eine Maſſe iſt, wirkt den Teig noch ein wenig und wellt ihn dann aus.

Auch zu Guß- und Träublens- (Johannisbeer-) Kuchen iſt ein Boden, von dieſem Teig gemacht, zu gebrauchen.

Vorſchriften
zur
Zubereitung einigen Fleiſchwerks,
als Nachtſpeiſen zu gebrauchen.

Kalbsbraten.

Zu 3 Pfund Kalbfleiſch von der Schale werden um 6 Uhr 8 Loth Butter heiß gemacht. Vorher werden aus dem Fleiſch die größten Beine ausgeſchnitten, daſſelbe abgeſchaben, wenn man es nicht waſchen will, geklopft, mit Salz und Pfeffer eingerieben und nebſt einer Zwiebel, die man nicht ſchält, weil Zwiebelſchale

eine ſchöne Farbe macht, ſondern nur ein Kreuz hineinſchneidet, in die Butter gelegt, zuerſt auf die hautige Seite, und dann das Geſchirr wohl zugedeckt. Nach einiger Zeit wendet man den Braten um, und wenn er auf beiden Seiten ſchön gelb iſt, gießt man etwas Waſſer hinzu. Noch beſſer iſt es, wenn man ein wenig Mehl darauf ſtreut und, wenn auch dies gelb iſt, Waſſer oder Fleiſchbrühe zugießt. Zuletzt kann man einen ſauren Rahm daran thun, doch muß dies nicht ſein; gleich beim Zuſetzen ein wenig Peterſilie dazu gethan, macht den Kalbsbraten ſchmackhaft. Während dem Braten muß man ſehr aufmerkſam ſein, daß das Fleiſch nicht anhängt und keine harte Kruſte bekommt.

Nierenbraten wird auch ſo behandelt, nur nimmt man dazu weder Mehl noch Zwiebeln.

Geſpickte Kalbsſchale.

Die Schale wird mit Salz, Pfeffer und Nelken eingerieben, die obere Seite ſchön reihenweiſe geſpickt und wie obige Schale gebraten und mit Mehl beſtreut; iſt dieſes aber gelb, ſo kommt Wein, ein Lorbeerlaub, Zitronenſchale und Mark hinein, dann wird ſie vollends langſam ausgebraten und zuletzt ein ſaurer Rahm an die Sauce gerührt. Iſt die Schale vorher 24 Stunden eingebeizt worden, ſo iſt es deſto beſſer.

Gepreßtes Kalbfleiſch.

Von einer Kalbsſchale werden dünne, aber breite Stücke geſchnitten, ſtark geklopft und mit Salz, Pfeffer und Nelken eingerieben. Von Speck werden dünne Scheiben geſchnitten, auch hie und da durch das Fleiſch ein Stück Speck geſteckt. Auf ein langes Stück Fleiſch wird von dem Speck gelegt, dann wieder Fleiſch, und ſo fort, bis es auf iſt; dann wird es aufgerollt und feſt mit Bindfaden zugebunden. Hierauf wird in eine Kachel zu dem Fleiſch ein halbes Maß Wein, ein Schoppen Eſſig und das Uebrige Waſſer gethan, ferner Wachholderbeeren, ganzer Pfeffer, Zitronenſchale, ein Lorbeerblatt, ein Salbeiblatt,

Baſilikum, allerlei Grünes, 2 Paar Kalbsfüße, auch Salz und Nelken. So muß es 2—3 Stunden kochen, dann nimmt man das Fleiſch heraus, legt es zwiſchen zwei Holzteller und beſchwert es mit ein Paar Bügelſtählen; die Sulz wird indeſſen noch länger gekocht, endlich das Helle davon abgegoſſen und in die Kühle geſtellt. Nachdem das Fleiſch über Nacht unter der Preſſe gelegen, ſchneidet man ſchöne Stücke davon, legt ſie auf der Platte herum, ſticht von der Sulz mit dem Löffel aus und legt ſie dazwiſchen oder außen am Fleiſch herum.

Polniſcher Bock.

Aus einer Kalbsſchale werden alle Knochen herausgenommen, dieſelbe gehäutelt und wohl geklopft und mit Salz, Pfeffer und Nelken eingerieben. Von einem Häring werden längliche Stücke, ſo wie auch eine Zwiebel in feine Scheiben geſchnitten. Auf beiden Seiten werden in das Fleiſch längliche Schnitte gemacht und Obiges hineingelegt, ſo wie auch von einer Zitrone das Mark. Alsdann wird das Fleiſch feſt zuſammengerollt und in 1—2 Kalbsnetze eingenäht. Will man ſich dieſe Mühe erſparen, ſo wird das Fleiſch nicht gehäutelt, nur auf der innern Seite belegt, gewickelt und mit Bindfaden gut umbunden. In beiden Fällen wird es in Butter wie eine Kalbsſchale ſchön gelb und ſaftig gebraten. Auf dem Tiſch giebt man Zitrone dazu.

Man kann dieſen polniſchen Bock auch von Schweinefleiſch machen.

Fleiſchvögel.

Es werden von einer Kalbsſchale Stückchen geſchnitten, eingeſalzen, aber mit Vorſicht und nicht zu viel, mit Speck zugeſpickt und auch innen hinein ein Stückchen Speck gelegt. Nun werden die Fleiſchvögel in verlaſſene Butter gelegt und wohl zugedeckt und weich gedämpft. Nach und nach werden ſie gelb; ſie müſſen aber immer zugedeckt bleiben. Vor dem Anrichten wird etwas ſaurer Rahm dazu gethan.

Gefüllte Kalbsbruſt.

Die Kalbsbruſt, ungefähr 4 Pfund ſchwer, wird gewaſchen, durchgebrochen und mit Pfeffer und Salz eingerieben. Speck, Zwiebeln und Peterſilie werden in Butter verdämpft. Wenn dies weich iſt, ſchlägt man 2—3 Eier darein und backt ſie, rührt dies Alles mit 3 Eiern an einen eingeweichten und feſt ausgedrückten Wecken nebſt Salz und Muskatnuß, und füllt die Bruſt damit. Mit Faden zugenäht, wird ſie um 6 Uhr Abends mit 8 Loth heiß gemachter Butter auf Kohlen geſetzt und gebraten; auch iſt es gut, wenn man oben darauf einen Deckel mit Kohlen thut. Während des Bratens muß man ſie öfters mit der Butter, in welcher ſie liegt, beträufeln, bis ſie auf beiden Seiten ſchön gelb iſt, auch zuweilen ein wenig Waſſer oder Fleiſchbrühe zugießen, daß ſie recht ſaftig bleibt.

Kalbskopf.

Ein zerſpaltener Kopf wird im Salzwaſſer geſotten, bis er weich iſt; dann werden um halb ſieben Uhr 8 Loth Butter heiß gemacht, der Kopf mit Pfeffer und Salz eingerieben, in die Butter gelegt, mit feinen Brodbroſamen beſtreut und auf beiden Seiten ſchön gelb gebraten.

Eingemachtes Kalbfleiſch.

Wenn man 2 Pfund Kalbsrippchen hat, ſo läßt man um halb ſieben Uhr 4—5 Loth Butter in einer breiten Kachel zergehen, rührt einige Eßlöffel voll Mehl ein Paar Mal darin um, legt dann die Rippchen nebſt etwas Salz hinein, deckt ſie zu und läßt ſie dämpfen, bis das Mehl gelblich wird; dann gießt man Fleiſchbrühe hinzu, thut ein wenig Pfeffer und Salz hinein und läßt ſie bis 8 Uhr kochen. Man kann auch etwas Wein, ein Lorbeerblättchen und ein Paar Zitronenrädchen dazu thun. Kocht man es aber für Kranke, ſo läßt man die Zitronen weg.

Prießlen werden eben ſo eingemacht.

Kalbsrippchen mit Chalottenzwiebel.

Man richtet die Rippchen nach ſchon angegebener Weiſe zu und bratet ſie ſchön hellgelb in Butter. Sind ſie auf einer Seite gelb, ſo beſtreut man ſie mit ein wenig Mehl und fein gewiegten Chalottenzwiebeln. Iſt das Mehl auch gelb, ſo thut man Wein, Fleiſchbrühe oder Waſſer, jedoch nicht zu viel, Zitronenſchale und ein Lorbeerblättchen hinzu, und läßt ſie fortkochen; ſie müſſen eine kurze, aber ſchmackhafte Sauce bekommen.

Kalbsherz.

Zwei Kalbsherze werden rein gewaſchen und die ſogenannten Ohren herausgeſchnitten, mit Salz, Pfeffer und Nelken eingerieben und geſpickt. Um halb ſieben Uhr werden 5 Loth Butter heiß gemacht und die Herze darin gebraten, ſind ſie gelb, ſtark mit Mehl beſtreut und, iſt dieſes auch gelb, Fleiſchbrühe mit ein wenig Eſſig oder noch beſſer Zitronenſaft daran gegoſſen; hierauf läßt man ſie kochen. Man muß aber dafür ſorgen, daß ſie nicht anhängen und das Fett in der Sauce ſich nicht abſcheidet; dies wird dadurch vermieden, daß man ſie zuweilen umrührt.

Lunge und Leber.

Man nimmt 2 Pfund zuſammen und behandelt ſie wie die Herze, nur daß man ſie in Stücke ſchneidet und das Gewürz, womit jene eingerieben werden, in die Brühe thut. Die Lunge wird vorher geſotten und die Leber gehäutelt.

Geröſtete Kalbsleber.

Die Leber wird gehäutelt, zu fingerdicken Stücken geſchnitten, in geriebenem Brod, Mehl und Salz umgedreht, daß ſie ganz davon bedeckt wird, dann in friſcher Butter ſchön gelb geröſtet.

Schlachtbraten.

Von dem Braten wird das äußere Bein und das vordere Fett abgehauen. Nachdem er gehäutelt iſt, wird er über Nacht in Eſſig gelegt, am andern Tag mit Salz, Pfeffer und Nelken

eingerieben und geſpickt. Dann macht man ein Stück Schmalz heiß, gießt es über den Braten und läßt ihn ſchön gelb darin braten. Hierauf nimmt man ihn heraus und läßt ihn in einer Kachel, worin ein Schoppen Wein, ein Schoppen Waſſer und ein halber Schoppen Eſſig, Zwiebeln, Knoblauch, Wachholderbeeren, Lorbeerlaub, das Mark einer ganzen und die Schale einer halben Zitrone iſt, langſam ſieden. Ehe er auf den Tiſch kommt, wird an die Sauce ein ſaurer Rahm gerührt.

Boeuf à la Mode.

Man nimmt entweder vom Schlacht- oder Lendenbraten, oder auch vom Schwanzſtück einige Pfund, klopft das Fleiſch ſtark, reibt es mit Salz und Pfeffer ein und gräbt halbfingerdicke und -lange Speckſtücke darein; dann legt man in eine Kachel einige Stäbchen von Holz, daß das Fleiſch nicht auf dem Boden aufliegt, legt es auf die Stäbchen, ſtreut ein wenig Mehl darauf, legt eine mit Nelken geſpickte Zwiebel, gelbe Rüben, Sellerie und Peterſiliewurzeln, Zitronenrädchen, aus denen aber die Kerne ſorgfältig herausgethan werden müſſen, dazu, über dies Alles eine ſchwarze Brodrinde, dann einen Schoppen Wein, eben ſo viel Waſſer und ein halbes Trinkglas voll Eſſig. Man richtet ſich hiebei natürlich nach der Größe des Bratens, aber immer in dieſem Verhältniß. Iſt Alles bei einander, ſo wird das Geſchirr mit einem ganz paſſenden Deckel zugedeckt und der Braten mehrere Stunden lang auf ſchwachen Kohlen fortgekocht. Iſt er weich, ſo wird er herausgenommen, die Sauce durch einen Seiher getrieben und über ihn gegoſſen.

Künſtlerbraten.

Ein Stück Ochſenfleiſch vom Hinterſtück von 6—7 Pfund wird ſtark geklopft und mit Salz, Pfeffer und Nelken eingerieben. Am andern Tag werden mit einem ſpitzigen Meſſer längliche Schnitte in das Fleiſch gemacht und in jeden Schnitt ein Stückchen Speck, ein Stückchen Zimmt und ein klein wenig

Knoblauch ſo geſteckt, daß man nichts davon ſieht. Dann werden in eine Kachel 8 Loth Butter, ein Glas Wein und ein halbes Glas Eſſig gethan und oben auf das Fleiſch wieder 8 Loth Butter. So ſtellt man es auf Kohlen, deckt es mit einem paſſenden Deckel feſt zu und läßt es 3—4 Stunden kochen, wendet es in dieſer Zeit aber auch einmal um. Beim Anrichten wird von dem Fett an der Sauce weggenommen.

Beefſteak.

Ungefähr 2 Pfund vom Schlachtbraten werden zu fingerdicken Scheiben geſchnitten, geklopft und gehäkelt, aber nicht zu ſtark, ſonſt wird das Fleiſch zäh. Dann werden die Stücke mit Pfeffer und Salz eingerieben und auf einander gelegt, jedoch zwiſchen jedes Stück ganz fein gewiegte Zwiebeln und Peterſilie, und dann beſchwert. So läßt man es 2—3 Stunden liegen und bratet es dann ganz ſchnell mit ſtarker Glut in 8 Loth Butter. In wenigen Minuten, etwa acht, muß das Beefſteak fertig ſein.

Geſottenes Ochſenfleiſch als Nachtſpeiſe.

Hat man zuweilen von Mittag einige Stücke übrig, ſo werden dieſe mit Pfeffer und Salz eingerieben und Abends in heißer Butter, in welche man viel Zwiebeln wirft, ſchnell auf beiden Seiten geröſtet, doch dürfen ſie nicht hart werden, ſondern müſſen ſaftig bleiben.

Eine andere Art. Das geſottene Ochſenfleiſch wird in Scheiben geſchnitten. In ein Geſchirr wird auf Kohlen Butter und fein geſchnittene Zwiebel, dann das Fleiſch mit etwas Salz und Mehl, hierauf wieder Butter und Zwiebeln gethan, und das Geſchirr feſt zugedeckt. Sind die Zwiebeln weich, nicht gelb, ſo gießt man einen Löffel voll Fleiſchbrühe zu und läßt es ſo fortkochen, doch darf es nur eine kurze Sauce bekommen.

Ochſenzunge.

Die Zunge wird in Salzwaſſer geſotten, bis ſie weich iſt, und dann die äußere Haut abgezogen. Nach 7 Uhr ſchneidet

man ſie entzwei, doch ſo, daß ſie unten noch zuſammenhängt und beim Anrichten faſt herzförmig auf die Platte gelegt werden kann; dann reibt man ſie mit Pfeffer und Salz ein, macht 6 Loth Butter heiß und läßt die Zunge auf beiden Seiten gelb, aber nicht hart darin werden. Dann nimmt man ſie heraus, brennt in der Butter 2 Eßlöffel voll Mehl ſchön gelb, verdämpft darin das Mark einer halben Zitrone, ſo wie die breitgeſchnittene Schale und für 4 kr. Kapern, gießt dann Fleiſchbrühe dazu und läßt die Zunge noch eine Viertelſtunde darin kochen. Will man es einfacher haben, ſo läßt man Kapern und Zitrone weg und verdämpft ſtatt deren Zwiebel und Peterſilie in der Butter, aber dann muß man mit etwas Eſſig der Sauce einen ſäuerlichen Geſchmack geben.

Schweinsbraten.

Um 6 Uhr werden 3 Pfund von den Rippen mit Salz und Pfeffer eingerieben und in einer Kachel, in welcher ſo viel guter Weineſſig iſt, daß er nicht ganz über den Braten geht, nebſt einer Zwiebel, einem Lorbeerblättchen und einigen zerdrückten Wachholderbeeren gebraten. Sollte es nöthig ſein, ſo gießt man während des Bratens hie und da ein klein wenig Waſſer nach. Auf dieſelbe Art wird auch ein Stück vom Schlegel gebraten, auch wenn es zu Gemüſen gegeben wird.

Roulade von Schweinefleiſch.

Das Fleiſch muß recht jung und fett ſein, dann werden dünne lange Stücke geſchnitten und mit Salz und Pfeffer eingerieben; dieſe werden aufgerollt und in große Salbeiblätter mit Faden eingebunden. Hierauf wird in eine Kachel ein wenig Waſſer gethan, das Fleiſch hineingelegt und ſchön gelb und weich gebraten. Zuletzt wird von Zeit zu Zeit etwas Zitronenſaft daran gedrückt, auch Zitrone auf den Tiſch gegeben. Iſt das Fleiſch recht gut, ſo ſchmeckt es wie Aal.

Saure Nieren.

Schweinene Nieren werden in Scheiben geſchnitten, Mehl wird gebräunt und Zwiebeln und Speck darin verdämpft. Dann läßt man die Nieren darin dämpfen und endlich wird das Ganze mit Eſſig und Fleiſchbrühe abgelöſcht, Pfeffer und Salz daran gethan und noch einige Zeit gekocht.

Hammelsbraten.

Nachdem der Hammelsbraten eingewürzt iſt, bohrt man auf die obere Seite Löcher und ſteckt Salbei und ein wenig Knoblauch hinein. Um halb ſechs Uhr ſtellt man ihn mit Waſſer und einer Zwiebel in einer Kachel auf Kohlen. Sollte er um halb acht Uhr noch nicht ſchön gelb ſein, ſo gießt man die Brühe ab, läßt ihn gelb werden und ſchüttet ſie dann wieder daran. Das Hammelfleiſch muß, ehe man es zuſetzt, ſtark geklopft werden, weil es zäh iſt; auch muß man immer ein halbes Pfund mehr als bei andern Braten kaufen, weil es gewöhnlich ſtark einſchrumpft.

Gansleber.

Die Leber wird gewaſchen und zu fingerdicken Scheiben geſchnitten. Jedes dieſer Stücke wird mit Salz und Muskatnuß eingerieben, dann ein breites Geſchirr ſtark mit unzerlaſſener Butter ausgeſtrichen, die Stückchen darein gelegt, und ſchnell, aber mit großer Vorſicht, daß ſie nicht hart werden, auf beiden Seiten gebraten; in zehn Minuten ſind ſie fertig. Noch delikater werden ſie, wenn man ſie in einer Kapſel von Papier, mit Butter ausgeſtrichen, auf dem Roſt bratet; aber ökonomiſch iſt es nicht, weil man das Fett faſt ganz verliert. Die Kapſel wird von doppeltem Papier, gerade wie zu Biscuit, gemacht, nur größer. Man legt 2 Bogen auf einander und formt ſie daraus.

Fleiſchkuchen.

Dazu wird der nämliche Teig wie zu Fleiſchklößen gemacht. Um 7 Uhr läßt man ein ſtarkes Stück Schmalz in einem Aufzugblech heiß werden, füllt den Teig ein, ſetzt einen Deckel mit

Kohlen darauf und zieht ihn auf. Beim Anrichten ſtürzt man den Kuchen auf eine Platte und giebt entweder eine Butterſauce dazu oder tiſcht ihn trocken zu Salat auf.

Apfelkunzen.

8 — 10 Loth Butter werden leicht und dann nach und nach 9 Eier daran gerührt. 2 — 3 eingeweichte Wecken werden feſt ausgedrückt und nebſt einer kleinen Schüſſel voll zu ganz dünnen und kleinen Scheibchen zerſchnittenen Aepfeln mit dem Butter vermiſcht. Hierauf thut man ſo viel Zucker an den Teig, bis er recht ſüß iſt, beſtreicht ein Aufzugblech mit Butter und zieht ihn auf. Ehe er auf den Tiſch kommt, beſtreut man ihn dick mit Zucker und Zimmt.

Ganz gewöhnliche Fiſche zu braten.

2 Pfund Barben werden geſchuppt, ausgenommen und rein gewaſchen. Dann ſchneidet man ſie in Stücke und reibt dieſe mit Pfeffer und Salz ein. Um halb acht Uhr läßt man in einem breiten flachen Geſchirr 8 Loth Butter vergehen, legt die Stücke nebſt ein Paar Blätter Salbei darein und läßt ſie ſchmoren. Sollten ſie nach einer Weile nicht ſaftig genug ſein, ſo gießt man ein klein wenig Fleiſchbrühe dazu. Zehn Minuten, ehe ſie auf den Tiſch kommen, drückt man etwas Zitronenſaft daran, in Ermanglung deſſen auch ein wenig guten Eſſig.

Man muß immer fleißig und vorſichtig ſein, daß ſie nicht anhangen, und am Ende ein ganz kurzes angenehmes Söschen haben.

Da ich Dir, liebe Maria, nun ſo viel von Speiſen geſprochen habe, ſo will ich Dir auch noch ein Recept zu einem ſehr angenehmen Getränke mittheilen. Es iſt dies der ſogenannte in den Rheinlanden ſehr beliebte Maitrank. Du kannſt die nöthigen Kräuter dazu gar leicht in Deinem Garten ſelbſt pflanzen, und wenn Du je Gelegenheit haſt, eine Geſellſchaft mit dieſem nektarartigen Getränke zu bewirthen, ſo wirſt Du ohne Zweifel große Ehre mit demſelben einlegen. Die Zubereitung iſt folgende:

Maitrank.

Zu 2 Maß Ueberrheiner oder Moſelwein wird gerechnet: 1 Pfund Zucker, 1 Quint feiner Zimmt, von einer halben Zitrone die Schale, ſodann:

50 Blätter Meliſſen, Melissa officinalis.
20 „ Pfeffermünz, Mentha piperithes.
8 „ Pimpernell, Polerium sanguisorba.
8 „ Gartengeranium, Geranium Macrochizum, dieſe ſammt den Blumen.
8 „ Schafgarbe, Achillea millefolium.
8 „ Esdragon, Artemisia darguneutus.
2 „ Balſamkraut, Panautum Balsamita.
4 „ Baſilikum.
2 „ Wurmkraut.
2 „ ſchwarze Johannisbeer.
2 Stängel Zitronenkraut.
2 „ Wermuth.
2 „ Thymian.
6 Blätter Krauſemünze.
6 „ Lungenkraut mit den Blumen.

Dieſe Blätter und Blumen werden gewaſchen und rein abgetrocknet, ſodann mit dem Wein und Gewürz in eine Porzellanſchüſſel gethan, zugedeckt und an einen kühlen Ort geſtellt. So muß es 6 — 8 Stunden ſtehen und in dieſer Zeit einige Mal umgerührt werden.

Es wird nicht abgegoſſen, ſondern mit den Blättern auf den Tiſch gegeben und oben mit Mairöschen und Penſées verziert.

Ein Mittel, den Obſtmoſt ſehr zu verbeſſern, will man darin gefunden haben, indem man zu einem Eimer Moſt 12 Pfund Weinkirſchen und 3 Pfund ſüße ſchwarze Kirſchen mit den Steinen zerſtoßt, eine halbe Maß guten Zwetſchgenbranntwein daran gießt und ſolches in einem wohlverſchloſſenen Glaskolben aufbe=

wahrt. Iſt dann im Spätjahr der Obſtmoſt fertig, ſo werden zuerſt die Kirſchen mit dem Branntwein und dann der Moſt in das Faß gebracht, wodurch der Moſt nicht nur einen ſehr angenehmen Geſchmack, ſondern auch ein weinähnliches Ausſehen gewinnt.

Einige andere häusliche Verrichtungen.

Butter auszulaſſen.

Um des Winters, in welcher Zeit die Butter gewöhnlich ſchlechter und theurer als des Sommers iſt, weniger kaufen zu müſſen, ſorgt man dafür, einen gehörigen Vorrath von Schmalz zu bekommen.

Für eine Haushaltung von 5 — 6 Perſonen werden 60 — 70 Pfund hinreichend ſein, wenn nicht gar zu viel Schmalzgebackenes gegeſſen wird.

Die Maienbutter, wenn die Kühe friſchen, zarten Klee zur Fütterung bekommen, hält man für die beſte, auch iſt ſie gewöhnlich um dieſe Zeit, ehe das Heugeſchäft ſeinen Anfang nimmt, am billigſten einzukaufen. Hat man es da verſäumt, ſo muß man zuweilen bis nach der Ernte warten, in welchem Zeitpunkt gewöhnlich auch wieder wohlfeilere Preiſe eintreten.

Hat man eine eiſerne Pfanne oder einen kleinen Keſſel oder auch einen großen Hafen im Kunſtherd, ſo kann man vielleicht 12 Pfund auf einmal ausſieden. Es ſchadet Nichts, wenn die Butter, ehe man ſie ausläßt, einige Tage im Haus ſteht — die wäſſerigen Theile derſelben trocknen dadurch etwas ein, aber beim Auslaſſen nehmen dann deßwegen Manche zu 12 Pfund Butter ein halbes Trinkglas voll Waſſer. Anfänglich kann man ein ziemlich lebhaftes Feuer unter dem Keſſel haben, aber wenn die Butter anfängt zu ſieden, ſo muß man außerordentlich vorſichtig ſein und das Feuer ſehr verkleinern, weil die Butter beſtändig ſteigt und leicht in's Feuer laufen und dann großes Unglück an=

ſtellen kann. Daß man ſich keinen Augenblick davon entfernen darf, verſteht ſich ohnehin von ſelbſt. Die Butter muß fortgekocht werden, bis ſie endlich ganz hell und durchſichtig wird, dann gießt man ſie behutſam, daß alles Unreine auf dem Boden zurückbleibt, in einen ſteinernen Schmalzhafen, ſcharrt, was unten ſitzt, zuſammen, thut es in ein anderes Gefäß und füllt die Pfanne wieder mit einer Portion Butter, bis Alles ausgeſotten iſt. Ehe das Schmalz ſich verhärtet, wird es mit einem ganz reinen Rührlöffel eine Stunde lang gerührt, wodurch es viel glätter und haltbarer wird, dann die Häfen wohl zugebunden und an einem trockenen, kühlen Ort aufbewahrt. Von dem Bodenſatz, den man zuſammen noch einmal auf einer Glut aufkochen läßt, nimmt man oben noch mit einem Löffel das helle Schmalz weg, vermiſcht dies aber nicht mit dem Schmalz zum Aufbewahren, ſondern verwendet es ſogleich in der Küche.

Geſalzene Butter.

In manchen Gegenden ſalzt man die Butter auch ein und verfährt damit alſo. Man waſcht etwa 4 Pfund auf einmal in reinem Waſſer aus, d. h. man knetet die Butter ſo lange, bis das Waſſer trübe wird, dann gießt man es ab und nimmt ein friſches Waſſer und fährt damit ſo lange fort, bis alle Rührmilch aus der Butter geſchafft iſt; das letzte Waſſer muß ganz hell bleiben. Hierauf knetet man zerſtoßenes Salz unter die Butter, zu einem Pfund eine Hand voll, und drückt Alles zuſammen in einen ſteinernen Hafen. Sie hält ſich auf dieſe Art auch länger, doch nicht wie das Schmalz, auch kann in keinem Fall die eingeſalzene Butter friſche erſetzen.

Gerührte Butter mit Käs.

Um auf das Brod zu ſtreichen, ſchmeckt es recht gut, beſonders zu Bier, wenn man friſche Butter zwei Theile und einen Theil ganz weichen Backſteinkäs mit einander zerdrückt und dann eine halbe Stunde rührt, daß es ganz leicht und ſchaumig wird.

Wenn es gut gerührt und die Witterung nicht allzu heiß iſt, kann man es wohl zugedeckt 8 — 14 Tage aufbewahren.

Gänſeſchmalz.

Das Fett ſowohl, welches man beſonders bei gemäſteten Gänſen beim Ausnehmen derſelben pünktlich abſcheidet, als auch dasjenige, welches ſich bei fetten Gänſen herausbratet, wird zum Gebrauch für die Küche ausgeſotten. Das erſtere zerſchneidet man in kleine Würfel, thut es nebſt dem Ausgebratenen und einer geſchälten Zwiebel, welche man kreuzweiſe durchſchneidet, in einer Pfanne über's Feuer und läßt es kochen.

Ungefähr in einer halben Stunde wird das Schmalz hell und gelblich ſein, helle Blaſen aufwerfen, laut krachen und einen angenehmen Gernch haben, dann iſt es fertig. Man gießt es nun wie das Rindſchmalz vorſichtig ab und preßt den Saft der Zwiebel, deren äußere Theile dunkel ausſehen werden, durch den Schaumlöffel vollends daran. Gerührt wird dieſes Schmalz nicht. Wer will, kann auch 1 Pfund Butter mit verkochen laſſen; er vergrößert dadurch ſeinen Vorrath, hat aber dann freilich kein ganz reines Schmalz mehr.

Das Schweineſchmalz wird auf gleiche Weiſe behandelt.

Schinken einzuſalzen und zu räuchern.

Die gewöhnlichſte Art iſt folgende: Zu einem Schinken von 9 — 10 Pfund rechnet man 12 Loth Koch- und 2 Loth Salpeterſalz. Hat man mehrere Schinken, ſo reibt man ſie recht tüchtig nach dieſem Verhältniß ein und legt ſie dann in eine Stande oder in einen Zuber, der einen Zapfen hat. Was man von Salz nicht hineinreiben konnte, wird jetzt voll darauf geſchüttet, dann ein Brett darauf gelegt, welches oben durch einen Stein beſchwert wird. Der Ort, wohin die Schinken geſtellt werden, darf weder warm ſein, noch ſo kalt, daß ſie einfrieren. Ohne Zweifel wird ſich das Salz in den erſten Tagen auflöſen und einen Lack bilden, den man täglich ſorgſam abläßt

und wieder oben aufgießt. Sollte es aber je an gehörigem Salzwaſſer fehlen, ſo ſiedet man in 2 Schoppen Waſſer eine Hand voll Salz, läßt es erkalten und ſchüttet es über die Schinken. Nach 4 Wochen werden ſie in den Rauch gehängt. Wie lange man ſie da zu laſſen hat, iſt ſchwer zu beſtimmen, weil der Rauch ſtärker oder ſchwächer ſein kann. 3 bis 4 Wochen iſt das Gewöhnliche.

Kleinere Stücke Schweinefleiſch, die man zu Gemüſen räuchert, werden am beſten, wenn man ſie unbeſchwert nur 5 bis 6 Tage einſalzt und etwa 8 Tage in Rauch hängt.

Eine andere Art, Schinken einzuſalzen.

Zu einem Schinken von 10 — 12 Pfund nimmt man ½ Pfund Koch- und 2 Loth Salpeterſalz, reibt ihn damit ein und ſtellt ihn ganz in die Nähe des Ofens, damit das Salz ſich auflöst und in den Schinken eindringt. Man wird das Salz nicht auf einmal hineinbringen, deßwegen reibt man es nach und nach ein; ſo oft das zuletzt Eingeriebene wieder verſchmolzen iſt, fährt man den ganzen Tag fort, bis alles Salz angebracht iſt, läßt den Schinken noch über Nacht im warmen Zimmer und hängt ihn den andern Tag in den Rauch. Dieſe Art ſoll ſehr mild und wohlſchmeckend ſein. Wird aber der Schinken lange nicht gegeſſen, ſo iſt es nöthig, daß er gut geräuchert werde, doch nicht über 4 Wochen.

Beim Sieden aller Schinken muß man ſich beſonders merken, dies nur recht langſam zu thun. Nie darf das Waſſer eigentlich kochen, ſondern nur kleine Bläschen haben; der beſte Schinken wird durch ſchnelles Sieden verdorben.

Ochſenzunge gut einzuſalzen.

Die Zunge wird mit Koch- und etwas Salpeterſalz eingerieben. Einen Tag läßt man ſie in dem Salz liegen; dann verreibt man Baſilikum, Majoran, Thymian, Lorbeerlaub, hackt Knoblauch ganz zart, miſcht dies Alles unter einander und reibt die Zunge wohl damit ein. Zuletzt ſiedet man Salz im Waſſer

und gießt dies, nachdem es erkaltet iſt, über die Zunge. In dieſem Lack bleibt ſie 14 Tage bis 3 Wochen, dann wird ſie geſotten. Will man ſie aber länger aufbewahren, ſo kann man ſie auch 10 — 14 Tage räuchern.

Weiß= oder Filderkraut einzumachen.

Hat man weiße, feſte Häupter von mittlerer Größe, ſo ſind dies die beſten. Die ganz großen haben zu ſtarke Rippen und ſind deßwegen weniger gut. Zuerſt nimmt man die äußeren, oft unreinen oder grünen Blätter ab und bohrt mit dem ſogenannten Krautbohrer die Dorſchige aus; doch kann dies in Ermanglung eines Bohrers auch mittelſt eines guten Meſſers geſchehen. Dann wird das Kraut durch den Krautſchneider möglichſt fein eingeſchnitten. Es iſt reinlich und bequem, wenn man in einen leeren Zuber ein reines Tiſchtuch ausbreitet und das Schneideiſen quer über den Zuber legt, daß das Kraut auf das Tiſchtuch fällt. Im Keller muß indeß die Krautſtande in gutem Zuſtand ſich befinden, das heißt, es darf kein Reif fehlen, auch muß ſie einige Tage vorher mit ſiedendem Waſſer ausgebrüht worden ſein, damit ſie ja keinen unangenehmen Beigeſchmack verurſachen kann. Der Boden der Stande wird mit Krautblättern ausgelegt, dann wird unter jede Gölte voll geſchnittenes Kraut eine Hand voll Salz, etwas Kümmel und einige Wachholderbeere gemiſcht. Im Keller muß eine Perſon ſein, die das geſchnittene Kraut in Empfang nimmt, es in die Stande ausleert und mit einem hölzernen Stämpfel ſo lange ſtampft, bis wieder eine neue Gölte voll kommt. Zuerſt ſtampft man am Rand herum, daß es da beſonders bald Salzwaſſer erzeugt, dann in der Mitte; ſo macht man fort, bis Alles eingeſtampft iſt. Alsdann wird es wieder wie auf dem Boden mit großen Krautblättern überlegt, auf dieſe kommen ganz paſſende Brettchen, dann zwei ſtärkere querüber, und auf dieſe endlich ein gut zugehauener Stein zum Beſchweren. Es wird ſich nach einigen Tagen ſchon Salzwaſſer zeigen, das über die Brettchen geht; ſollte dies aber nicht der Fall ſein, ſo

muß man in einem Hafen mit Waſſer eine Hand voll Salz auflöſen und ſolches nachgießen. In drei Wochen iſt das Kraut zum Verſpeiſen recht. Man waſcht nun Alles ſauber ab, nimmt die Krautblätter weg und legt ſtatt ihnen ein reines Tuch zwiſchen das Kraut und die Brettſtücke, das aber groß genug ſein muß, daß man es überall an dem Rand der Stande hinein ſtopfen kann. Dieſes Krauttuch, ſo wie überhaupt Alles: Bretter, Stande und Stein, müſſen den ganzen Winter über alle acht Tage pünktlich mit warmem Waſſer abgewaſchen werden.

Bohnen einzumachen.

Von den Bohnen werden auf beiden Seiten die Fäden pünktlich abgeſchnitten, was immer beſſer iſt, als wenn man ſie bloß abzieht. Dann werden die Bohnen, nach Belieben, größer oder kleiner geſchnitzelt und mit Salz vermiſcht. Zu 5 Pfund Bohnen wird 1 Pfund Kochſalz gerechnet. Die Stande muß, wie die Krautſtande, vorher wohl ausgebrüht und hergerichtet ſein, dann kommen die Bohnen darein, oben darauf Traubenblätter, auf dieſe die wohlpaſſenden Brettchen, und zuletzt der Stein zum Beſchweren. Wenn davon zum erſten Mal geholt wird, was in 3 bis 4 Wochen der Fall ſein kann, ſo nimmt man die Traubenblätter und alles Unreine ſorgfältig weg und legt ein reines Tuch ſtatt der Blätter auf die Bohnen. Wo möglich müſſen ſie alle 8 Tage abgewaſchen werden. Es iſt gar nicht nöthig, alle zugleich einzumachen. Hat man ſelbſt einen Garten, ſo kann man nach und nach davon ſammeln, bis man ſeinen Bedarf hat, jedesmal 5—10 Pfund, wie man ſie gerade pflückt, aber beſchwert natürlich müſſen ſie immer wieder werden. Auf dieſe Art eingemacht bleiben die Bohnen ſehr ſchön friſch und grün und kommen faſt wie Sommerbohnen auf den Tiſch. Die Unreinigkeit, die ſich oben anſetzt, darf einen nicht abſchrecken; ſie muß nur immer wieder genau abgewaſchen werden.

Eine andere Art, die Bohnen einzumachen, iſt die, daß man ſie entweder ganz oder zerſchnitten ein wenig abſiedet, aber

nur ein einziger Sud darf über ſie gehen; dann thut man ſie aus der Pfanne in lange Waſchkörbe, flößt ſie in dieſen auf dem Waſſerſtein mit kaltem Waſſer ab, und macht ſo fort, bis alle geſotten und abgeflößt ſind. Hierauf kommen ſie in die Stande, werden beſchwert, und ein Salzwaſſer, welches man den Tag zuvor zubereitet hat, wird darüber gegoſſen. Das Waſſer muß ſo viel Salz enthalten, daß, nachdem dieſes aufgelöst iſt, es ein Ei trägt, ohne daß ſolches unterſinkt.

Die Bohnen ſollen ſich auf dieſe Art noch beſſer halten; es iſt aber umſtändlicher, und durch das Sieden verlieren ſie ihre ſchöne grüne Farbe.

Auch dörren und räuchern kann man die Bohnen. Bei letzterem müſſen ſie aber auch verwällt und vorher an lange Fäden gefaßt werden, um ſie in den Rauchfang hängen zu können. Sind ſie gut geräuchert, ſo können ſie mehrere Jahre aufbewahrt werden, aber es iſt gut, ſie vor dem Kochen über Nacht in weiches Waſſer einzuweichen, damit ſich der Rauchgeſchmack verliert, und übrigens ſie wie die eingemachten mehrmals abzugießen. Manche Perſonen ziehen die geräucherten Bohnen den eingemachten vor, doch bleibt die Farbe nicht ſo ſchön grün. In dieſer Rückſicht verdient die Behandlung der zuerſt angegebenen Art doch den Vorzug vor allen andern.

Eſſiggurken einzumachen.

Die kleinen Gurken werden rein gewaſchen und jede einzeln mit einem Tuch abgetrocknet. Dann nimmt man ſie in eine Schüſſel nebſt ein Paar Hand voll Salz und etwas Pfeffer, deckt die Schüſſel zu und ſchwingt ſie ſtark in derſelben. Man läßt ſie 24 Stunden ſo ſtehen, und wiederholt in dieſer Zeit das Schwenken und Schütteln öfters.

Nach dieſer Zeit kommen ſie in einen ſteinernen Hafen lagenweiſe mit Dill, Fenchel und ein wenig Lorbeerlaub, und endlich ſchüttet man guten Weineſſig daran, der vorher ſiedend gemacht

worden ſein kann oder nicht, legt oben darauf ein Senfſäckchen und ſchüttelt ſie auch jetzt noch von Zeit zu Zeit.

Salzgurken.

Zu dieſen muß man ein eigenes Fäßchen von Eichenholz haben, deſſen Boden oder wenigſtens einen Theil deſſelben man herausnehmen kann. Will man jedoch nur eine kleine Portion einmachen, ſo kann dies auch in einem ſteinernen großen Hafen geſchehen. Sie werden auf folgende Art behandelt:

Halb große Gurken legt man ein oder zwei Tage in kaltes Waſſer, dann reibt man ſie ab und läßt ſie ausgebreitet auf dem Backbrett oder einem großen Tiſch einige Stunden liegen. In dieſer Zeit nimmt man Waſſer, Eſſig und Salz in einen Hafen, und klopft dieſes mit einem kleinen Reiſigbeſen eine Stunde lang. Das Verhältniß hiebei iſt ſo: auf eine Maß Waſſer wird eine Hand voll Salz und ein Viertelsſchoppen Eſſig gerechnet. Wie viel man ſolchen Lack braucht, das richtet ſich natürlich nach den Gurken, es muß aber ſo viel ſein, daß er am Ende im Fäßchen über die Gurken geht. Dann legt man die Gurken hinein, zwiſchen welche immer wieder eine Lage von Traubenlaub, Fenchel, Weinkirſchenlaub und Lorbeerblätter kommt. Zuletzt wird dieſer Lack darüber gegoſſen. Einige Tage bleibt das Fäßchen offen, dann wird es feſt zugeſchlagen und muß täglich umgedreht werden. In 14 Tagen bis 3 Wochen ſind ſie zu gebrauchen.

Teufelsgurken.

Zu einem mittelmäßigen Gefäß nimmt man 30 — 40 Stück grüne halbgroße Gurken, ſchält ſie und ſchneidet ſie in lange Streifen. Nachdem man die Kernen und das Mark mit einem ſilbernen Löffel herausgenommen hat, werden ſie mit Salz eingerieben, über Nacht ſtehen gelaſſen, dann wohl abgetrocknet, und Folgendes unter einander gemacht: brauner und weißer (oder auch ſpaniſcher) Pfeffer, ganzer Knoblauch, ganzer Zwiebel,

Rokonbol, ganzer Senf, gewürfelt geſchnittener Meerrettig, Lorbeerlaub, Esdragon, Fenchel, Baſilikum und reife Kapuzinerkappen. Dieſes wird unter die Gurken gemiſcht und endlich vom beſten Weineſſig ſo viel daran gegoſſen, daß er über die Gurken geht.

Vorſchriften zum Waſchen.

Ehe man eine Waſch beginnt, unterſuche man alles Kübelgeſchirr oder laſſe es durch den Kübler unterſuchen, damit, wenn Reiſe oder ſonſt Etwas fehlt, es ſogleich ausgebeſſert oder, wo dies nicht der Fall iſt, daſſelbe doch gehörig angetrieben und verſchwellt wird. Hat man Regenwaſſer geſammelt, ſo iſt dies freilich ſehr gut, erlaubte es aber eine anhaltend trockene Witterung nicht, ſo laſſe man jetzt einen hinlänglichen Vorrath Waſſer tragen.

Die ſchwarze Wäſche wird hierauf pünktlich verleſen, gezählt und aufgeſchrieben, wie viel Stücke von jeder Gattung ſich dabei befinden. Dann wird ſie in Bündel zuſammen gebunden, das Tiſchzeug, das Bettzeug, die Hemden u. ſ. w. ſortirt. Beſonders muß die leinene und die baumwollene Wäſche ſtreng von einander geſchieden werden, weil an die letztere keine Lauge kommen ſoll, da man glaubt, die baumwollenen Zeuge werden gelb davon. Dieſe Bündel werden nun in die Waſchküche gebracht, mit Ausnahme der gefarbten und wollenen Wäſche, welche nicht eingeſeift und erſt zuletzt gewaſchen wird.

Wenn man am Montag zu waſchen anfangen will, ſo müſſen dieſe Vorbereitungen ſchon Freitag Abend oder Samſtag früh beginnen. Eben ſo wird auch in dieſer Zeit die Lauge und der Seifenbrei zubereitet.

Die kalte Lauge wird für die beſſere gehalten. Man legt zu dieſem Zweck auf eine leere Stande zwei Stangen querüber, auf welche entweder ein eigens dazu verfertigtes hölzernes Sieb

oder auch nur ein gewöhnlicher runder brauner Weidenkorb (Holzzaine) geſetzt wird. Ueber dieſen Korb breitet man ein grobes Tuch, das Aſchentuch, welches aber größer als der Korb ſein muß, und dann ſchüttet man etwa eine halbe Waſchgölte voll Aſche darauf; die Aſche muß aber von buchenem Holz und vorher geſiebt ſein. Aſche von eichenem Holz macht gelbe Wäſche, und wenn Kohlen oder andere Gegenſtände darunter ſind, verderben ſie die Lauge auch. Auf dieſe Aſche ſchüttet man eine halbe Gölte voll Regenwaſſer, das durch den Korb hindurch langſam ablauft und das man ſtets durch Zugießen, aber nur in kleinen Portionen, wieder erſetzt. Man kann dies neben dem Einſeifen verſehen, und nur, ſo oft das Waſſer abgelaufen iſt, wieder einen Schöpfkübel voll aufgießen, bis endlich die Stande voll iſt.

Der Seifenbrei wird auf folgende Art zubereitet: Friſche Seife wird, je nachdem man viele Wäſche hat, ungefähr zu einer mittelgroßen Wäſche 2—3 Pfund, in feine Scheibchen zerſchnitten und dieſe in einem großen Hafen oder einem kleinen Keſſel voll Regenwaſſer ganz verkocht. Manche Frauen rühren die geſchnittene Seife auch nur langſam und glatt mit ſiedendem Regenwaſſer an und kochen ſie gar nicht. Nach dem Kochen ſchüttet man die Seifenbrühe, die jetzt noch ganz dünn iſt, in eine Waſchgölte und läßt ſie kalt und feſt werden.

Nachdem dieſe Einleitungen am Samſtag Morgen getroffen worden ſind, nimmt man Samſtag Nachmittag das Einſeifen vor. Man kann hiebei verſchiedene Behandlungsarten anwenden. Entweder man nimmt ein Stück um das andere auf einen Tiſch in der Waſchküche, taucht es in laues Regenwaſſer und reibt es mit einem Theil des durch heißes Regenwaſſer verdünnten Seifenbreis mittelſt einem Knaul von Roßhaar ein und wickelt es zuſammen. Oder, wem dieſes Verfahren zu langdauernd iſt, der füllt den Waſchkeſſel halb mit Regenwaſſer und halb mit Lauge an; iſt er jedoch ſehr groß, ſo füllt man ihn natürlich nicht ganz. Iſt dieſe Miſchung warm, aber ja nicht zu heiß, ſo

nimmt man davon, taucht jedes Stück darein und windet oder ringt es feſt aus; hierauf nimmt man in eine andere Gölte einen Theil des Seifenbreis, verdünnt ſolchen mit Waſſer aus dem Keſſel, das jetzt ſo heiß ſein darf, als man es an den Händen leiden kann, und zieht die vorher ausgerungene Wäſche Stück vor Stück daraus und drückt ſie nur leicht aus. Sobald die Brühe nicht mehr ſtark ſchaumt, wird wieder Seifenbrei beigemiſcht, oder iſt ſie zu kalt, ſo wärmt man ſie vom Keſſel auf, wird ſie aber nach und nach gar zu unrein, ſo ſchüttet man ſie ganz weg und macht eine neue Miſchung. Natürlich nimmt man ohnehin zuerſt die beſſere Wäſche und dann die geringere, bis ſie ſämmtlich auf dieſe Art eingebeizt und nach den Gattungen in Züber gebracht iſt. Nur das baumwollene Zeug beizt man ohne Lauge ein, wie dies überhaupt ſo viel möglich getrennt behandelt wird.

Hat man keine ſehr große Waſch, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß man in einen Zuber mehrerlei Arten von Weißzeug zuſammennimmt, aber doch kann man einige Ordnung halten und nicht Alles durcheinander legen. Die feinere und weniger ſchmutzige Wäſche legt man zuletzt in den Zuber und die gröbere unten hin, damit die beſſere Wäſche gleich zuerſt aus dem ſchönſten Waſſer gewaſchen wird. Die Hemden, beſonders Herrenhemden, werden jedenfalls in einen beſondern Zuber gethan, und daß man Küchenzeug und dergleichen geringere Sachen auch wieder abſondert, verſteht ſich von ſelbſt, aber behandelt wird Alles auf die angegebene Weiſe.

Iſt nun dies Alles am Samſtag zugerichtet worden, ſo wird noch das nöthige Holz in die Waſchküche geſchafft, wozu man auch kleine Klötze nimmt, die es immer beim Spalten des Holzes giebt und die man ſchon zu dieſem Zweck beſonders legt, weil ſie unter dem Keſſel das viele Nachſchüren erſparen und eine große Hitze entwickeln, wodurch das Waſſer bald ſiedend wird.

Hat man 2 — 3 Waſchfrauen, ſo kommen dieſe gewöhnlich am Montag früh um 1 Uhr. Man muß alſo Sorge tragen, daß

nichts in der Waſchküche fehlt, was ihnen nöthig iſt. Die Züber, aus denen gewaſchen wird, müſſen auf feſten und dauerhaften ſogenannten Kreuzen, am beſten aus Eichenholz gemacht, ſtehen, und mit kleinen Becken zur Seife verſehen ſein. Man nimmt hiezu gern hölzerne, weil die blechernen vom Waſſer roſten und dadurch auch Roſtflecken an die Wäſche kommen können. Vorſicht iſt auch nöthig, daß die Zapfen oder Stöpſel unten in den Zübern feſt ſind, daß kein Waſſer herausrinnen kann. Der Seifenbrei, der nur zur Hälfte zum Einſeifen gebraucht werden darf, bleibt in der Waſchküche, aber außer demſelben legt man noch einige Pfund wohl ausgetrocknete Seife auf den Tiſch. Wo es gebräuchlich iſt, daß die Wäſcherinnen des Nachts Kaffe bekommen, muß dazu auch Alles pünktlich gerichtet oder der Magd, die dabei hilft, übergeben werden. Eben ſo wenig darf es an Lichtern oder Materialien zum Feueranzünden fehlen. Der Keſſel wird jetzt wieder mit Regenwaſſer und Lauge gefüllt, und macht man Sonntag Nachts um 10 oder 11 Uhr ein Feuer darunter, ſo hat das Waſſer, bis die Waſcherinnen um 1 Uhr kommen, gerade die rechte Wärme, daß ſie ſogleich die Arbeit beginnen können.

Die eingebeizte Wäſche wird nun nach einander herausgewaſchen, und daß dieſes pünktlich, ganz rein, mit hinreichendem, weder allzu heißen, noch allzu kalten Waſſer und vernünftigem Reiben der Hände, beileibe nicht mit der Bürſte, geſchieht, ſind Hauptſachen, auf die man ſehr aufmerkſam ſein muß. Wenn die Wäſche nach dem erſten Auswaſchen nicht rein iſt, ſo wird ſie es nicht mehr; weißer kann ſie noch werden, aber reiner niemals. Zu dieſem Geſchäft wird dann natürlich auch noch Seife gebraucht, aber die Seife macht es nicht allein: mit Geſchick und Vortheil muß gerieben werden — daran erkennt man die fleißige und geſchickte Waſcherin. Iſt ein Theil der Wäſche ganz pünktlich herausgewaſchen, ſo wirft man ihn in den Keſſel, wozu dann immer wieder Seifenbrei kommt, und läßt ihn 8, höchſtens 10

Minuten kochen, rührt ihn mit einem großen hölzernen Löffel um, zieht ihn dann wieder heraus und fährt ſo fort, bis alle Wäſche gekocht iſt. Nicht genug kann man empfehlen, die Wäſche nicht lange kochen zu laſſen, da durch das Kochen die Leinwand mürbe und ſchlecht wird, auch darf der Keſſel nie ſo voll gepfropft mit Wäſche werden, weil ſie erſtens dann nicht gehörig vom Waſſer durchgeſpült werden kann und zweitens leicht etwas angebrannt wird.

Beſſer als das Kochen überhaupt iſt, wenn die Wäſche zweimal mit ſiedendem Waſſer angebrüht wird und zwar in der Art, daß man, nachdem ſie aus dem erſten Waſſer ganz rein ausgewaſchen worden, jedes Stück beſonders noch einmal einſeift und dann zuſammen anbrüht, und, iſt dieſes Brühwaſſer von ſelbſt verkühlt, ſie herauswaſcht und noch einmal anbrüht. Weil aber dieſes Verfahren mehr Zeit erfordert, zieht man das Kochen allgemein vor. Nach dem Kochen läßt man die Wäſche ſtehen, bis ſie ſo weit erkaltet iſt, daß man ſie behandeln kann. Unter dieſer Zeit kann man die baumwollene Wäſche, insbeſondere baumwollene Strümpfe, die ſchon beim Einzählen der Wäſche alle umgedreht und mit beſonderer Rückſicht behandelt werden müſſen, vornehmen. Auch dieſe werden gekocht, jedoch ohne Lauge; im Uebrigen wird das Gleiche beobachtet. Iſt das Kochwaſſer hinlänglich abgekühlt, aber von ſelber — es darf kein kaltes Waſſer dazu gegoſſen werden —, ſo waſcht man die Wäſche heraus und brüht ſie noch einmal an. Man legt aber, ehe man das Brühwaſſer aufgießt, über jeden Zuber ein Tuch, damit alles Unreine darauf zurückbleibt. Nun braucht man gewöhnlich keine Seife mehr. Aus dieſem Brühwaſſer kommt die Wäſche dann in kaltes Waſſer; hiezu wird kein Regenwaſſer genommen, aber ein wenig gute Bläue darunter gemiſcht, nur nicht zu viel. Das kalte Waſſer wird jedoch auch etwas erwärmt, damit es die Seife beſſer auszieht, und nur hier ſoll man es nicht an Waſſer fehlen laſſen. Kann man die Wäſche am Ende noch durch ein ganz kal-

tes Waſſer ziehen, ſo iſt es deſto beſſer; je mehr Waſſer, je reiner und weißer wird die Wäſche. Aus dem kalten Waſſer wird nun jedes Stück feſt ausgewunden, auseinander geſchüttelt und ordentlich zuſammengelegt in den Waſchkorb gethan. Die Körbe müſſen aber ganz rein und auf dem Boden mit Tüchern ausgelegt ſein, weil die Weiden ſonſt Striche in die naſſe Wäſche machen. Von hier aus kommt die Wäſche an das Seil, wo möglich in Sonnenſchein.

Die gefarbte, ſo wie die wollene Wäſche wird, jeder Theil beſonders, aus dem Brühwaſſer gewaſchen, aber nur nicht zu heiß. Alles Gefarbte, wenn es keine ganz dauerhafte Farbe iſt, wird ſo wenig als möglich geſeift. Gallenſeife, zu welcher das Recept folgt, iſt beſſer als gewöhnliche. Es iſt am beſten, das Gefarbte ſo ſchnell wie möglich aus einigen warmen und zuletzt aus einem kalten Waſſer herauszuwaſchen und es dann ſogleich im Schatten aufzuhängen. Ueber Nacht es naß liegen zu laſſen, iſt nicht räthlich. Kleider von Kattun oder von Wollmouſſelin werden recht hell und ſchön, wenn man ſie mit Waſſer, worin man Kleie abgebrüht hat, waſcht, oder noch beſſer iſt Kartoffelwaſſer. Man reibt dazu einige rohe Kartoffeln auf dem Reibeiſen, brüht das Geriebene mit ſiedendem Waſſer an, ſeiht dieſes durch ein Tuch und waſcht in dieſem Waſſer Kleider, Schürzen u. ſ. w., die dadurch zugleich auch eine Appretur bekommen. Wollene Röcke, Strümpfe u. ſ. w. müſſen mit großer Vorſicht gewaſchen werden, daß das Waſſer ganz rein und ja nicht zu warm iſt; ſonſt läuft das Wollene ſehr zuſammen und wird gelb. Seife und Waſſer darf man nicht daran ſparen, aber vor dem Aufhängen muß die Seife wieder ſauber ausgewaſchen ſein. Kann man die wollenen Zeuge nach der Waſch ſchwefeln, was Manche mittelſt eines umgeſtürzten Faſſes und brennender Schwefelſchnitten thun, ſo erhalten ſie ſich dadurch freilich viel weißer, allein es iſt etwas gefährlich und umſtändlich und daher nicht allgemein anzurathen.

Bei der weißen Wäſche ſondert man diejenige, die geſtärkt (geſteift) werden ſoll, ſchon beim Auswinden aus dem letzten Waſſer von der übrigen ab und legt ſie in einen beſondern Korb, aber nur daß er ganz rein und mit einem Tuch wohl verſehen iſt.

Um Stärke zu kochen, macht man in einer meſſingenen Pfanne Waſſer ſiedend, gießt dieſes in einen Hafen und rührt, mehr oder weniger, je nachdem man eben viel Wäſche zum Stärken hat, ſchöne, feine Stärke mit dieſem ſiedenden Waſſer ganz glatt an. Man muß aber behutſam zu Werke gehen, daß es keine Knöllchen giebt. Zu 1/4 Pfund Stärke kann man 1/2 Maß Waſſer rechnen. Nachdem die Stärke glatt und dünn verrührt iſt, wird ſie über das Feuer geſetzt und unter beſtändigem Umrühren ſo lange gekocht, bis ſie helle Blaſen aufwirft, dann preßt man ſie durch ein reines, grobes, nicht allzu dickes Tuch in eine reine Schüſſel. Man kann nicht vorſichtig genug ſein, daß kein Stäubchen in die Stärke kommt, deßwegen iſt es gut, wenn man ſich einen eigenen neuen Rührlöffel, der ſonſt zu gar nichts gebraucht wird, dazu hält. Da nicht alle Stücke gleich ſteif ſein dürfen, ſo kann man die gekochte Stärke nach Belieben verdünnen. Man taucht dann die zum Stärken beſtimmten Stücke eines um das andere ein, ſpült ſie in einem kalten, mit ein klein wenig Blauwaſſer vermiſchten Waſſer wieder aus, klopft es mit den Händen und hängt es auf. Läßt man die Wäſche vorher trocken werden und ſtärkt ſie dann erſt, ſo braucht man weniger Stärke, allein es iſt unbequem, auf dieſe Art zwei Mal damit umzugehen, auch meint man, es werde klarer naß geſtärkt. Dies gilt aber nur von kleineren Stücken. Kleider, Röcke, Vorhänge u. ſ. w. kommen in kein zweites Waſſer, ſondern man verdünnt die Stärke und miſcht unter dieſe die nöthige Bläue.

Ganz feine Sachen, als Hauben, Chemiſetten u. ſ. w., beſonders wenn ſie von Spitzengrund oder einem derartigen Zeug ſind, waſcht man oft gern ganz kalt durch mehrere Waſſer und ſtellt ſie im Waſſer in die Sonne, was ſehr gut bleicht. Abge-

trennte Spitzen oder Spitzengrundſtriche werden auf ein in Leinwand eingenähtes Brettchen aufgewickelt oder auch nur über ein Buch geſchlagen, weitläufig zuſammengenäht und ſo gewaſchen und geſtärkt; erſt beim Bügeln trennt man ſie auseinander.

Auch das Aufhängen der Wäſche hat ſeine Regeln. Es ſieht unordentlich und nachläſſig aus, wenn Alles untereinander hängt, deßwegen ſucht man beſtmöglichſt Alles von einer Gattung zuſammenzubringen. Mangel an Platz und Zeit verhindern dies freilich manchmal. Die geſtärkte Wäſche, namentlich Herrenhemden und Chemiſetten, ſo wie die baumwollenen Strümpfe, ſucht man wo möglich in die Sonne zu bringen. Die Strümpfe, welche umgekehrt in die Wäſche kommen, werden zuerſt auf der innern Seite und dann auf der äußern gewaſchen, aber nachher wird wieder die innere Seite herausgerichtet. Ehe man ſie aufhängt, wird jedes Paar aufgelockert, damit ſie ſchneller trocknen, weil, wenn ſie lange naß bleiben, ſie gern gelb werden. Ueber die Art des Aufhängens ſind die Meinungen getheilt; man kann hierüber auch um ſo weniger eine feſte Regel geben, als gar Vieles vom Raum abhängig iſt. Daß die Wäſche ſchneller und beſſer trocknet, wenn ſie nicht ſo dicht aufeinander hängt, iſt natürlich; hauptſächlich hat man auch darauf, zu ſehen, daß die Waſchſeiler rein und ohne Staub und Rauch ſind. Deßwegen, beſonders auf Böden, wo die Seiler immer aufgemacht bleiben, muß man ſie jedes Mal, ehe man aufhängt, mit einem feuchten Tuch überfahren. Ferner ſehe man, wenn die Wäſche auf die Bühne kommt, um ſo mehr darauf, daß ſie feſt ausgewunden ſei. Im Freien muß ſie gut angeklammert und gehörig geſtützt werden. Iſt die Wäſche trocken, ſo wird ſie behutſam abgenommen, daß nichts zerreißt, und ordentlich in Körbe gelegt, hierauf ausgeſtreckt, mit etwas Waſſer eingeſprenzt und pünktlich zuſammengelegt. Dies iſt hauptſächlich bei der Mangwäſche zu empfehlen. Geſchieht es bei Tiſch- und Bettzeug recht ſorgfältig, werden auch die Enden wohl ausgeſtrichen und wird die Wäſche feſt auf die

Mangrollen gewickelt, überhaupt gut gemangt, ſo iſt es gar nicht nöthig, ſie nachher noch zu bügeln; aber freilich muß ſie dann nach dem Mangen mit der größten Pünktlichkeit zuſammengelegt werden. Da im Weißzeugſchrank immer viele Stücke von einer Gattung auf einander liegen, ſo werden ſie dadurch gepreßt und erhalten einen ſchönern Glanz, als ihnen der Bügelſtahl geben kann.

Wer gewöhnt iſt, auch Hemden zu mangen, der wird freilich durch Ausbügeln nachhelfen müſſen, allein man hält überhaupt das Mangen der Hemden nicht für gut, weil durch das Eindrücken der Nathen und Säume die Leinwand leidet. Daß kleinere Stücke, wie Servietten, Häupfel und Kiſſenziechen u. ſ. w., nicht einzeln, ſondern 2 — 3 zuſammen aufgerollt werden, verſteht ſich von ſelbſt. Alles Gemodelte wird auf die rechte Seite zuſammengelegt, damit es einen ſchönen Glanz erhält.

Für das Bügeln kann man nicht viel ſchriftliche Regeln geben. Pünktlichkeit iſt eben überall die Hauptſache. Die Wäſche muß ſo fadengerade wie möglich zuſammengelegt und darauf geſehen werden, daß z. B. bei Hals- und Sacktüchern nicht verſchiedene Ecken und Enden vorſehen; den Namen legt man gern obenhin. Wie aber ſonſt die einzelnen Stücke gebrochen werden ſollen, kann man nicht beſtimmen, da ſich jedes hiebei nach ſeinem eigenen Geſchmack, oft auch nach dem Platz im Schrank richten wird.

Kann man die Wäſche nach dem Mangen und Bügeln noch in der Sonne oder ſonſt an einem guten luftigen Ort aufhängen, um ſie auszutrocknen, ſo iſt das ſehr gut. Feucht darf ſie unter keinen Umſtänden in den Kaſten kommen. Das Schadhafte, und wenn der Schaden auch noch ſo unbedeutend wäre, wird ſogleich ausgeſchieden und baldmöglichſt ausgebeſſert; auch wird eine ſorgſame Haushälterin darin Ordnung halten, daß ſie nicht nur die Stücke, die ſich in der letzten Waſch befanden, nach ihrem Waſchzettel nachzählt, ſondern ſie wird nach jeder großen Waſch einen förmlichen Sturz in ihrem Weißzeugſchrank halten, um ſich zu

überzeugen, daß Nichts fehle, und immer die zuletzt gewaſchenen Stücke wieder zu unterſt hinbeugen, es ſei denn, daß eine Waſch, was beſonders des Winters zuweilen geſchehen kann, nicht ganz nach Wunſch ausgefallen, ſo legt man dieſes Weißzeug obenhin, damit es bald wieder und beſſer gewaſchen werde.

Will man einen Wohlgeruch im Weißzeugſchrank, namentlich beim Leibweißzeug haben, ſo bediene man ſich dazu nur der einfachſten Mittel, etwa blühende Lavendel, die man, in Sträuße gebunden, zwiſchen das Weißzeug ſteckt, oder Veilchen, oder Reſeden, welche aber beide wohl von den Stielen abgepflückt ſein müſſen, weil die Stiele ſonſt bald einen widerlichen Geruch geben. Künſtliche Wohlgerüche ſind namentlich bei Bettweißzeug nicht zu rathen, weil ſie, etwas zu ſtark, Kopfſchmerzen machen können, überhaupt nicht von Jedermann geliebt werden.

Eine andere Art des Waſchens, die man in neuerer Zeit zuweilen anwendet, geſchieht mit Soda. Man findet es vortheilhaft, weil Zeit und Seife erſpart wird.

Man ſeift nämlich nicht Stück vor Stück ein, ſondern nur die allerſchmutzigſten Stellen werden mit Seifenbrei eingerieben. Dann wird eine Auflöſung von Soda gemacht. Zu 100 Pfund Wäſche rechnet man 1 Pfund Soda. Man bringt die Soda in einen Kübel und gießt heißes Waſſer darüber; hat ſie ſich in dieſem vollſtändig aufgelöst, ſo ſchüttet man noch ſo viel Waſſer dazu, bis es ſich wie eine gute Lauge anfühlt, dann wird die Wäſche nach und nach darein eingeweicht. Gewöhnlich hat man aber doch auch noch etwas Lauge dabei. Die Wäſche ſoll bei weniger Verbrauch von Seife durch die Soda noch reiner und weißer werden, als bei der gewöhnlichen Art des Waſchens, auch iſt die Unſchädlichkeit der Soda für alle Art von Weißzeug erprobt. Die übrige Behandlungsart der Sodawäſche iſt wie die andere. Freilich iſt das wahre Verfahren mit Dampf, allein das kann nicht leicht in Privathaushaltungen eingerichtet werden.

Die **Gallenſeife**, der man ſich bedient, um gefarbte Stoffe zu waſchen, wird auf folgende Weiſe verfertigt:

1 Pfund gewöhnliche Seife wird zu kleinen Scheibchen zerſchnitten und in zwei Schoppen Ochſengalle eingeweicht. Dann nimmt man dazu: 3 Loth feinen Zucker, 1½ Loth klaren Honig, 1½ Loth venetianiſchen Terpentin und läßt dies Alles wohl zuſammen kochen auf einem gelinden Feuer, rührt es aber oft um, damit die Maſſe nicht anhängt. Alsdann läßt man die Seife in einer flachen Schüſſel erkalten und ſchneidet ſie darauf in Stückchen. Mit dieſer Seife und lauem Regenwaſſer kann man alle beliebige gefarbte Zeuge waſchen.

Zu ſeidenen Bändern aber iſt noch ganz beſonders folgendes Verfahren anzurühmen:

Zu 1 Schoppen (¼ Maß) Weinbranntwein werden 8 Loth venetianiſche Seife klein geſchnitten und ſo lange darin ſtehen gelaſſen, bis die Seife ſich ganz aufgelöst hat. Hierauf werden 8 Loth Honig etwas warm gemacht und dazu gerührt.

Nun werden die Bänder mit dieſer Miſchung mittelſt einer weichen Bürſte dem Faden nach überfahren, bis ſie rein ſind, nach dieſem aus zwei Regenwaſſer geflößt, aber nur immer der Länge nach durch die Hand geſtreift, dann zwiſchen ein Tuch gelegt und nachdem ſie ein wenig abgetrocknet ſind, mit einem recht glühenden Stahl gebügelt.

Betten wieder herzuſtellen.

Nach langem Gebrauch der Betten oder auch nach längeren oder gar anſteckenden Krankheiten kann es zuweilen nöthig werden, daß man nicht nur die Bettſchläuche, ſondern auch die Federn reinigen muß. Dieſes geſchieht ganz einfach durch das Waſchen derſelben. Man nimmt ſie aus den Schläuchen und ſchüttet ſie in große Waſchzüber mit warmem Seifenwaſſer. Kann man es gerade zu einer Waſch richten, ſo läßt ſich das Brühwaſſer dazu

benützen, wenn nicht, ſo macht man eben ein eigenes Seifenwaſſer, in welchem man dann die Federn recht durcharbeitet und mit den Händen wohl verreibt. Gut iſt es, wenn man ſie noch in ein zweites Seifenwaſſer, dann in ein laues Waſſer ohne Seife und endlich in ein kaltes bringt. Man bringt aber die Federn nicht unmittelbar von einem Waſſer zum andern, ſondern aus dem erſten, ſo wie aus allen übrigen werden ſie mit den Händen aufgefangen und auf ein großes Tuch geworfen. Das Waſſer ſchüttet man ebenfalls durch ein Tuch aus, damit, was noch von Federn zurück iſt, nicht verloren geht. Sind ſie auf dem Tuch abgelaufen, dann kommen ſie in das zweite Waſſer u. ſ. f. Zuletzt läßt man ſie auf einem ausgebreiteten Tuch in einem wohlverſchloſſenen warmen Zimmer, wo durchaus kein Wind oder Durchzug ſtattfindet, abtrocknen. Entweder kann man ſie dann in Ziechen faſſen und dieſe ſo lange in die Sonne legen, bis die Federn vollkommen trocken ſind — natürlich müſſen die Ziechen dazu groß ſein, weil die Federn jetzt ſehr aufgehen — oder auch kann man ſie parthieenweiſe in einem eiſernen Keſſel auf ſehr ſchwacher Glut, etwa von Lohkäs, Steinkohlen u. dergl., austrocknen. In beiden Fällen, aber ganz beſonders im letzten, müſſen ſie immerwährend bewegt und, wo ſie zuſammengeballt erſcheinen, wieder ſorgfältig von einander gezupft werden. Auf dieſe Art werden die Federn wieder ſchneeweiß und wie neu. Hat man dies erreicht, ſo werden ſie in die, inzwiſchen auch zugerichteten Schläuche, im Fall dieſe noch gut ſind, wieder eingefüllt.

Auch die Schläuche werden mit warmem Seifenwaſſer ganz ſauber und rein gewaſchen, glatt gemangt und dann vor dem Einfüllen der Federn beſtrichen.

Zum Beſtreichen der Betten bedient man ſich zweierlei Arten, die beide ſehr gerühmt werden.

Die eine iſt ganz ohne Mehl und paßt, weil ſie nicht ſehr ſteif macht, beſonders gut zu Kindsbetten oder überhaupt zu

leichteren Bettſtücken. Das Verhältniß derſelben iſt zu 2 einſchläfrigen Deckbetten, 4 Häupfel und 2 Kiſſen folgendes:

Zu 1 Pfund weißem Wachs $^3/_4$ Pfund gute Seife. Beide Theile werden zart geſchnitten. Dann macht man in einer meſſingenen Pfanne $^1/_2$ Maß Waſſer ſiedend und läßt die Seife eine Weile darin kochen. Dann macht man abermals $^1/_2$ Maß Waſſer ſiedend und läßt das zerſchnittene Wachs darin vergehen, ſchüttelt es dann zu der gekochten Seife und rührt es mit dieſer ſo lange, bis es ganz dick und ſchaumig wird.

Sobald dies der Fall iſt, beſtreicht man die Betten im Schatten. Wenn ſie etwas abgetrocknet ſind, füllt man ſie gleich ganz ein und legt ſie in die Sonne.

Läßt ſich das Wachs nicht klein genug zertheilen, ſo kann man es auch ein wenig im Waſſer kochen laſſen.

Die andere Bettbeſtreiche, die von vorzüglich dauerhafter Art ſein ſoll, wird alſo gemacht:

Es werden 8 Loth Seife fein geſchnitten und in 1 Maß Waſſer ganz verkocht, alsdann $^1/_2$ Pfund weißes Wachs ganz fein zertheilt und mit Obigem ſo lange gekocht, bis das Wachs geſchmolzen iſt. In dieſer Zeit werden 22 Loth feines Mehl mit Waſſer zu einem dünnen Teig (wie Flädlensteig) angerührt, unter die Maſſe gemiſcht und mit $^1/_8$ Schoppen ($^1/_{32}$ Maß) Terpentin noch eine Zeit lang damit gekocht.

Dieſe Beſtreiche kann ſogleich, aber auch ganz gut kalt gebraucht werden.

Noch einige andere Vorſchriften zu häuslichen Arbeiten.

Recept zum Möbelreinigen.

Man nimmt für 9 Kreuzer Spicköl, gießt es in einen kleinen Porzellantopf, dazu für 3 Kreuzer klein gebröckeltes weißes Wachs, deckt es wohl zu und ſtellt es ſo viel zur Wärme, daß das Wachs

ſich auflöſt. Dann nimmt man einen wollenen Fleck und beſtreicht dieſen, nicht die Möbel, damit. Dieſe werden vorher rein abgewaſchen, ſorgfältig abgetrocknet und dann leicht mit dem Fleck eingerieben. Hierauf reibt man ſie mit einem andern reinen wollenen Fleck und zuletzt mit einem leinenen.

Einfaches Mittel zum Anölen der Rippen auf dem Stubenboden.

Nachdem dieſelben ganz rein abgewaſchen ſind, läßt man ein Stückchen Kolophonium in der Größe einer Haſelnuß mit einer Nußſchale voll Terpentinöl auf heißer Aſche vergehen und reibt ſolches, wenn es ganz flüſſig iſt, mit einem leinenen Fleckchen auf den Rippen ein. Sollten ſie auch nach dem erſten Verſuch nicht vollkommen ſchön werden, ſo iſt dies gewiß bei fortgeſetztem Gebrauch der Fall.

Engliſche Stiefelwichſe.

Hiezu wird ein Viertelpfund gebranntes Elfenbein, ein Viertelpfund Sirup und 2 Eßlöffel voll Baumöl eine Zeit lang ſtark unter einander gerührt. Alsdann 1 Schoppen Eſſig, 2 Unzen Vitriolöl und zuletzt ein Schoppen Bier darunter gemiſcht.

Wer Hühner im Hof hat und gern viele Eier bekommen möchte, kann ſich als treffliches Fütterungsmittel Folgendes merken:

Man nehme Oelkuchen oder ausgepreßten Leinſamen, eben ſo viel Weizenkleie und Eichelmehl, rühre es mit kochendem Waſſer an und knete einen Teig davon.

Gartengeſchäfte.

Die Arbeiten eines gewöhnlichen Küchengartens werden in folgender Art und Zeit vorgenommen:

März und April.

Nachdem der Boden ſchon im Spätjahr grob umgelegt und gedüngt worden iſt, wird er jetzt noch einmal umgearbeitet, daß

er fein und glatt daliegt. Dann werden die Länder pünktlich nach der Schnur abgetheilt. Gewöhnlich rechnet man 4 Fuß Breite zu einem Land und die Furche zwiſchen den Ländern einen Fuß breit. Die Länge kann nicht angegeben werden, weil ſich dieſe nach der Größe des Platzes richtet, ſie iſt alſo willkührlich. Sind die Länder abgetheilt, ſo werden ſie mit Folgendem angepflanzt.

Geſäet wird:

Salat zum Sogleichverſpeiſen, Lattich genannt, oder auch um Häupter daraus zu ziehen (bei letzterem muß auf eine ſehr gute Gattung geſehen werden, auch wird er etwas dünner eingeſäet), Kreſſe, Monatrettige, gelbe Rüben (Carotten), Peterſilie, Kerbel, Sommerſpinat, Schnittkohl, Schwarzwurzeln. Läßt man dieſe zwei Jahre im Boden, ſo erhält man ſchönere Wurzeln; hat man etwa vier Länder dazu beſtimmt, ſo kann man abwechſeln: immer zwei ausleeren und zwei auf's künftige Jahr ſtehen laſſen. Aber freilich muß hier, wie bei den meiſten Pflanzen, nach mehreren Jahren der Platz auch wieder verändert werden, ſonſt arten ſie aus, doch geſchieht das nicht ſo ſchnell. Ferner wird geſäet: Kohl und Kohlrabi, Lauch, Sellerie.

Gelegt oder geſteckt werden:

Frühbohnen iſt noch etwas gewagt und kommt natürlich auf die Witterung an, Schäfen und Brockelerbſen. Ferner: Samen-Koch-Chalotten und immerwährende (grüne) Zwiebel, auch Knoblauch und Gurken; dieſe nicht vor April oder erſt im Mai. Sie müſſen ſchon vor dem Aufgehen ſtark begoſſen werden und lieben überhaupt naß. Schweizer-Mangold wird in Reihen geſäet; Sommerrettige etwa 3 Zoll aus einander. Rothe Rüben können auch, ſtatt daß man ſie ſäet und verſetzt, gleich einzeln geſteckt werden, aber enger als ſie bleiben ſollen, weil nicht alle Kerne aufgehen. Werden ſie dann zu dick, ſo zieht man davon aus.

Geſetzt wird:

Zwiſchen den Lattich hinein frühe Kohlrabi. Beſonders in Gärten, wo es viele Erdflöhe giebt, iſt dies ſehr gut, auch iſt gegen dieſes Ungeziefer das Beſtreuen mit Aſche anzurathen. Hat man kein eigenes Frühbeet, ſo bekommt man die erſten Setzlinge vom Gärtner. Dann Sommer- und Winterkopfſalat. Dieſer wird, ſo wie die Kohlrabipflanzen, einen Fuß weit aus einander und über's Kreuz geſetzt. Gut iſt aber, die Kohlſetzlinge 1½ Fuß aus einander zu pflanzen.

Ferner wird in dieſer Zeit Schnittlauch geſetzt, oder ſind ſolche, mehrere Jahr dauernde Pflanzen ſchon da, ſo müſſen ſie im April herausgenommen, die allzu großen Stücke vertheilt, die Wurzeln beſchnitten und wieder eingeſetzt werden. Dahin gehören alle Arten von Kräuter, als: Majoran, Thymian, Lavendel, Esdragon, Monarde, Baſilikum u. ſ. w. Doch kann dies auch noch im Mai geſchehen. Dagegen iſt es ſchon im März Zeit, wenn man Spargelbeete anlegen will. Es iſt gut, die jungen Pflanzen aller Art: Salat, Kohl, auch ſpätere Blumenpflanzen, wenigſtens bis ſie angewachſen ſind, durch Töpfe (Störzer) den Tag über vor der Sonne zu ſchützen, Abends werden ſie dann aufgedeckt und begoſſen. Ueberhaupt, iſt die Witterung trocken, muß alles Eingeſäete und alle Setzlinge ein- oder zweimal begoſſen werden, verſteht ſich aber nie in der Mittagshitze, ſondern immer Morgens, ſo lange die Nächte noch kalt ſind; iſt dies nicht der Fall, dann iſt es auch eben ſo gut Abends. Auch wird ſich bald das Unkraut zeigen, welches fortwährend auf's Pünktlichſte ausgejätet werden muß.

Hat man Erdbeer- und Spargelbeete, ſo behackt (felgt) man dieſe ſchon im März vorſichtig. Sind Ende April die Frühbohnen, Zuckererbſen u. ſ. w. aus dem Boden, ſo werden ſie auch behackt, ſo wie der Kopfſalat. Ueberhaupt muß der Boden immer locker erhalten werden, damit er alle Einflüſſe von außen willig in ſich aufnehmen kann.

Sind die Erdbeerpflanzen im Spätjahr nicht gut gedüngt worden, ſo wird dies im April nachgeholt. Entweder legt man zwiſchen die Reihen der Stöcke friſchen Dünger, oder noch beſſer beſchüttet man ſie einige Mal mit nicht allzu ſtarker Miſtjauche. Die Ausläufer an Erdbeer- und Breſtlingſtöcken müſſen, wenn die Stöcke nicht vermehrt werden ſollen, immer ſorgfältig abgenommen werden.

Im Anfang des Monats April, wenn's ſein kann am hundertſten Tag des Jahres, muß das Welſchkorn (Mais) geſteckt werden. Als eine beſonders gute Art der Bepflanzung wird Folgendes gerühmt:

Es werden längliche Stufen ungefähr 2½ Fuß lang gegraben und zwar immer gegen die Mittagsſonne. In dieſe Gräben bringt man etwas Compoſt und dann die Welſchkornkörner, die geſund und vollkommen ſein müſſen. Sie werden einzeln hineingelegt, immer in einer Entfernung von 2—3 Zoll. Von einer Stufe zur andern läßt man 3 Fuß Zwiſchenraum, und hat man auf dieſe Art eine Reihe geſteckt, ſo verſetzt man die zweite Reihe, daß die Stufe hinkommt, wo bei der erſten Reihe der Zwiſchenraum war u. ſ. f. Das Welſchkorn wird zweimal behackt und beſchüttet; iſt es groß genug, ſo wird es behäufelt und nochmals beſchüttet.

Um dieſe Zeit werden auch die Kartoffeln geſteckt. Vorzüglich nach Ergiebigkeit und Geſchmack ſollen ſie, auf folgende Art behandelt, werden:

Man ſucht zum Ausſtecken die ſchönſten Kartoffeln aus und ſchneidet den obern Theil der Frucht, die Kappen, ab. Die untere Hälfte kann zur Viehfütterung verbraucht oder verkauft werden. Dann werden Stufen gemacht, etwa 2½ Fuß weit aus einander. In dieſe Stufen bringt man Compoſt und ſetzt auf dieſen die abgeſchnittenen Kappen, in jede Stufe 2—4, je nachdem die Kartoffeln groß ſind; ſie müſſen ſo weit aus einander ſein, daß ſie ſich nicht berühren. Die angeſchnittene Seite kommt auf den Compoſt.

Hat man das Zerſchneiden der Kartoffeln ſchon etwa 14 Tage vor dem Einpflanzen vornehmen können, ſo iſt es um ſo beſſer, weil die Kartoffeln überhaupt wohl abgetrocknet in den Boden kommen ſollen, um Krankheit und Fäulniß zu verhüten. Sobald die Kartoffeln aus dem Boden ſind, werden ſie behackt und mit ſehr verdünnter Miſtjauche beſchüttet. Sind ſie etwa einen Fuß hoch, ſo behäufelt man ſie.

Mai.

In dieſem Monat wird nachgeholt, was vielleicht ungünſtige Witterung in den vorigen Monaten zu thun verhinderte. Dann wird geſetzt: Mittelkohl, Roſenkohl und Kohlrabi, Sellerie und Lauch, dieſe wo möglich an einen feuchten Platz, auch rothe Rüben, wenn ſie nicht geſteckt worden ſind. Sommerkopfſalat wird alle 4 Wochen wieder geſetzt, damit er nie ausgeht. Hat man Spargelländer, ſo kann man, beſonders ſo lang die Spargelpflanzen noch jung ſind, in die Mitte jedes Landes eine Reihe Kopfſalat ſetzen. Dieſer wird ſehr ſchön und gut.

Will man Melonen im Freien erziehen, ſo müſſen die Kerne jetzt auch gelegt werden; man nehme dazu aber von einer frühreifen Gattung und wähle einen ſonnigen, am liebſten abhängigen Platz aus, eben ſo für Kürbiſſe. Sind die Melonen ſtark fingerlang gewachſen, ſo ſchneide man ſie bis auf 3 Augen ab, damit ſolche Fruchtranken treiben. Dieſe werden dann, nachdem ſie die Länge von 1 — 1½ Fuß erreicht haben, noch einmal abgezwickt. Haben die Melonen Früchte angeſetzt, ſo wird die Ranke 3 Augen Länge über der Frucht abgeſchnitten.

Die Ranken der Melonen laſſe man nicht willkührlich wachſen, ſondern lege ſie ſchön fächerförmig aus einander.

In der zweiten Hälfte des Monats Mai werden Speckbohnen geſteckt und Winterrettige.

Juni.

Zu Anfang dieſes Monats wird geſäet: Thymian, Majoran u. ſ. w., und noch einmal Kerbel und Peterſilie, um dieſe beiden immer jung und zart zu haben. Dann verſchiedene Kohlarten: Blumenkohl, Brocoli, gewöhnlicher Kohl u. ſ. w. Dieſe alle ſäet man in einen feuchten Boden und begießt ſie ſehr fleißig. Eben ſo Sommer- und Winterendivien. Bohnen können noch in der Mitte des Juni geſteckt werden, aber ſpäter nicht mehr. Zu Ende des Monats wird geſetzt: Spätkohl, Kohlrabi und Winterkohl. In die Länder, in welchen Lattich war, kann jetzt Blumenkohl (Carviol) geſetzt werden, ſo wie auch zwiſchen das Welſchkorn; hier giebt er die ſchönſten Blumen, weil er Wärme und auch Schatten haben will. Am Begießen, ſo wie am Behacken (Felgen) darf man es aller dieſer Setzwaare nicht fehlen laſſen. Bohnen, Erbſen, Schäfen u. dergl. müſſen jetzt mit Pfählen verſehen werden, auch für die Gurken iſt es gut, wenn ſie ſich an kleinen Geländern, von geſchnitzten Pfählen verfertigt, aufranken können, damit ſie mehr Sonne und Luft erhalten. Mit Waſſer muß man ſie ohnehin reichlich verſehen. Auch Erdbeer- und Breſtlingſtöcke werden jeder einzeln aufgebunden, damit ſie beſſer zeitigen und ihre Früchte weniger den Ameiſen ausgeſetzt ſind. Die Ausläufer derſelben werden immer wieder abgenommen, falls man ſie nicht durch dieſelben vermehren will, aber man muß ſich hüten, dieſe Schnüre gewaltſam abzureißen, daß die Stöcke nicht locker werden.

Hat man frühen Endivien geſetzt, ſo bindet man ihn jetzt mit Baſt zuſammen, daß er gelb wird.

Wenn die Steckenbohnen von den Schnecken leiden ſollten, ſo iſt Gerſtenſpreu und die Hülſen von Leinſamen, womit man das Land beſtreut, ein gutes Mittel dagegen. Die Bohnen, ſo wie auch Kerne anderer Pflanzen einige Stunden vor dem Stecken mit Salzwaſſer zu beſprengen, befördert das Keimen derſelben ſehr.

In Jahrgängen, in welchen es ſehr viel Ungeziefer giebt, ſoll es auch gut ſein, von Bohnen, Gurken u. ſ. w. die Kerne über Nacht in Oel einzuweichen. Die Bohnenländer mit Gyps zu beſtreuen wird als ein vortreffliches Dungmittel angegeben, auch Kohlenſtaub iſt ſehr gut.

Juli.

Die Länder, in welchen ſich Frühbohnen befanden, werden jetzt umgegraben und mit Spinat und Sonnenwirbelſalat (Ackerſalat) angeſäet, um beides noch im Herbſt zu benützen; ſpäter eingeſäet, bleibt es dann über den Winter. Auch die Zwiebel kommen jetzt heraus, und die leer gewordenen Länder pflanzt man mit Endivienſetzlingen, deren lange Blätter man vor dem Verſetzen beſchneidet, ein. Noch einmal Bohnen zu ſtecken, iſt gewagt; giebt es aber einen guten Nachſommer, ſo können ſie noch zeitigen. Hingegen kann man jetzt Winterkopfſalat ſetzen und iſt der Winter nicht allzu hart, ſo bekommt man dann im Frühjahr bald ſchöne Häupter.

In dieſem Monat iſt es auch Zeit, die verſchiedenen Kräuter zum Dörren zu ſammeln. Jedenfalls muß dies geſchehen, ehe ſie blühen. Man ſchneidet ſie ab, bindet ſie in Bündel und hängt ſie an einem luftigen Ort auf, damit ſie trocknen.

Auguſt.

Wer will, kann noch Endivien ſäen, aber nur ganz weitläufig, daß man ihn nicht zu verſetzen braucht, ſondern nur, wo er zu dick ſteht, auszieht; zum Verpflanzen wäre es zu ſpät. Dagegen ſäet man jetzt Spinat, der überwintert; auch Kreſſe, Peterſilie und Kerbel kann man noch einmal ſäen, aber nur dünn. Sehr gut iſt es auch, jetzt oder ſchon Ende Juli, Schwarzwurzeln zu ſäen; dieſe bleiben dann bis künftiges Spätjahr im Boden und werden zum Gebrauch gerade recht.

In den erſten Tagen des Monats können noch alle Arten von Kohl geſetzt werden, doch iſt es ſchon etwas unſicher,

Wenn aber perennirende Pflanzen im März nicht geſetzt worden ſind, ſo kann dies jetzt geſchehen.

Mit Begießen, Behacken und Behäufeln wird in dieſem Monat fortgefahren. Hat man Kürbiſſe gepflanzt, ſo legt man ihnen platte Steine unter und wendet ſie auf verſchiedene Seiten, damit ſie die Sonne überall beſcheinen kann.

September.

Geſäet wird: Schnittkohl und Winterkohl, die man dann im Frühling gleich als Gemüſe brauchen kann.

Gepflanzt können auch noch werden: Chalottenzwiebel und Knoblauch. Der Endivien wird nach und nach gebunden.

Oktober.

Jetzt hat man eigentlich nichts mehr zu ſäen und zu ſtecken, als etwa Spargelkörner, wenn man ſolche aus dem Samen ziehen will. Auch zu ſetzen hat man nichts mehr, als Salat-Setzlinge, wo dieſe fehlen. Mit dem Zubinden des Endiviens wird fortgefahren, und wer Spargeln hat, muß die Stengel einige Hände hoch über der Erde abſchneiden, auch die Länder mit gutem fetten Dünger verſehen. Taubenkutter iſt beſonders gut. Es iſt beſſer, denſelben gleich unterzugraben, als ihn nur darüber herzuſtreuen.

Dann fängt man an, den Garten zu leeren und die Pflanzen theils in den Keller, theils in Gruben zu bringen. Zu dieſem Zweck ſchaffe man in den Keller groben Flußſand und pflanze Kohl, Blumenkohl, Kohlrabi, Lauch, Sellerie, gelbe Rüben, Endivien u. ſ. w. ſchön reihenweiſe darein. Um Platz zu erſparen, kann man auch das Wurzelwerk und gelbe Rüben lagenweiſe auf einander pflanzen. Aber hauptſächlich muß man darauf ſehen, daß die Pflanzen möglichſt trocken in den Keller kommen, ſonſt faulen ſie. Iſt die Witterung im Oktober noch gut, ſo eile man nicht mit dem Kellergeſchäft, dann iſt's auch im November noch Zeit, oder bringe man die Gewächſe vorerſt in einen luftigen Stall

oder Kammer. Manches kann man auch ganz im Freien laſſen, wenn es ein vor ſtrenger Kälte beſchützter Ort iſt. Winter- und Roſenkohl bleiben am beſten im Garten; der erſtere gewinnt durch das Gefrieren im Geſchmack an Milde. Was man erſt im Frühling braucht, hält ſich recht gut in Gruben. Dieſe grabe man an einem trockenen Ort einige Ellen tief, belege ſie unten mit grobem Sand, lege die Pflanzen darauf, dann wieder Sand und endlich Erde. Kohlhäupter halten ſich auch ganz gut, wenn man ſie verkehrt in die Erde gräbt, ſo daß die Wurzeln oben hin kommen.*

Iſt der Garten auf dieſe Weiſe ſo ziemlich geleert, ſo beginnt man das Umgraben (Schoren) und Düngen. Letzteres richtet man danach, ob ein Land fett oder mager iſt; es kommt auch darauf an, welche Pflanzen darauf waren, die es mehr oder weniger ausgeſogen haben. Kuhdünger, der weder ganz ſtrohig, noch ganz verfault, aber auf jeden Fall fett iſt, nimmt man am liebſten hiezu.

November.

Das eigentliche Pflanzen iſt jetzt vorüber. Aber die Kohlpflanzen, welche über den Winter im Freien bleiben, werden gut angeſcharrt und behäufelt, was ſie auch gegen die Kälte ſchützt. Ferner das Unkraut, welches man den ganzen Sommer über auf Haufen geſammelt hat und das jetzt anfängt, in Fäulniß überzugehen, muß tüchtig umgearbeitet werden; die Stangen von den Bohnen werden in Ordnung gebracht; die Wege im Garten von allem Unkraut und ſonſtiger Unordnung gereinigt, und hat man viele Werren u. dergl. Ungeziefer im Garten, ſo mache man an verſchiedenen Orten kleine Graben, einige Fuß tief und breit, und füttere dieſelben mit Pferdemiſt aus. Dieſe Thiere ziehen

* Gegen das Frühjahr hin müſſen die Kellerpflanzen zuweilen ein wenig begoſſen werden, doch nicht viel; wichtiger iſt, ihnen, ſo viel man kann, freie Luft zukommen zu laſſen und ſie von faulen Blättern u. dergl. zu reinigen.

ſich der Wärme nach, und im Frühling, ehe der Froſt ganz weicht, kann man unzählige in dieſen Graben finden.

December.

Iſt das Umgraben ſchon im vorigen Monat geſchehen, ſo hat man in dieſem Monat eigentlich nichts mehr zu thun. Denn könnte man auch bei ſehr günſtiger Witterung gelbe Rüben, Peterſilie, Salat, Spinat, Sellerie u. ſ. w. einſäen, ſo iſt es beſſer, man thut dieſes, wenn man es ja recht früh haben will, am Ende des Februars und läßt bis dahin den Boden ruhen und die wohlthätigen Einflüſſe des Winters in ſich aufnehmen.

Gute Erde pflanzt man ſich, indem man in einem abgelegenen Winkel des Gartens einen oder mehrere Haufen guten Dünger und Erde ſchichtenweis auf einander wirft, doch wenigſtens zweimal ſo viel Dünger als Erde.

Auf dieſen Haufen bringt man dann auch Straßenkutter, Schlamm, Sägeſpäne, alles vorher verfaulte Unkraut u. dergl. und läßt Alles unter einander verfaulen und wenigſtens ein, auch mehrere Jahre liegen. Am beſten iſt's, alle Jahre wieder einen neuen Haufen anzulegen, ſo hat man dann immer wieder alten Dünger. Eine auf dieſe Art zubereitete Erde heißt Compoſt.

Will man Frühbeete anlegen, ſo muß dies im Februar oder Anfangs März geſchehen. Die Erde dazu darf noch nie zu Frühbeeten gebraucht worden ſein.

Am beſten dazu iſt eine Miſchung von verfaulter Pflanzenerde aus Unkrauthaufen, Schlamm- und Teicherde, auch Gaſſenkoth, faules Holz, Laub u. ſ. w. Der Dünger dazu darf nicht fett, nicht naß, nicht in Klumpen zuſammenhängend ſein, aber friſch von Pferden oder Eſeln, weil dieſer die meiſte Wärme giebt. Noch beſſer iſt friſche Gerberlohe, die aber einige Tage auf Haufen gelegt wird, damit ſich die Näſſe, die der Wärme

hinderlich iſt, herauszieht. Die einfachſte Art, Frühbeete zu machen, iſt die, wenn man den Dünger in Gruben bringt, darauf Erde ſchüttet, dieſe mit Brettern einfaßt und Fenſter darauf legt. Auf jeden Fall muß die Miſchung des Frühbeetes ſo tief ſein, als die Wurzeln der Pflanzen gehen.

Iſt das Frühbeet im Februar zubereitet worden, ſo wird es im März eingeſäet mit Salat, Kreſſe, Monatrettigen, Kohlſetzlingen, Bohnen, Gurken, Blumenſamen u. ſ. w. Iſt es noch kalt, ſo müſſen die Fenſter mit Matten zugedeckt werden. Bei wärmerem Wetter aber werden dieſe abgenommen, auch giebt man ihm ſo viel wie möglich Luft. Bei einem warmen Regen nimmt man die Fenſter, die ſpäter bei Kohl, Salat u. dergl. gar nicht mehr nöthig ſind, ab. Im Juni werden Fenſter und Matten ganz aufgeräumt.

Wer ſeinen Samen ſelbſt ziehen will, muß ſich hiebei folgende allgemeine Regeln merken:

Erſtens: Dürfen nie zwei Pflanzen neben einander ſtehen, welche zu gleicher Zeit blühen und ſich in der Art und daher auch in der Blüthe und dem Samen ſehr ähnlich ſind, z. B. nicht verſchiedene Arten von Kohl, Salat u. ſ. w., man bekommt ſonſt keinen reinen Samen. Die Entfernung muß wenigſtens 60 Schritte betragen.

Zweitens: Soll der Boden zu Samengewächſen gut, aber nicht allzu fett ſein.

Drittens: Muß der Ort, wo Samengewächſe ſtehen, Luft und Sonne genug haben, aber wo möglich vor ſtarkem Wind geſchützt ſein.

Viertens: Müſſen ſie Raum genug haben; Zwiebel, Salat, Rüben, die meiſten Wurzelgewächſe, auch Sommerrettige und Schnittkohl einen ſtarken Fuß von einander; alle andern Kohlarten, Kohlraben, Endivien, Winterrettige, 2 Fuß aus einander.

Fünftens: Viele Gewächſe können über den Winter zum

Samentragen bleiben, z. B. Sellerie, Zwiebel, Schnittkohl, aber Raum muß man um ſie her machen durch Ausziehen anderer Pflanzen.

Gegen den Mai ſind Samenpflanzen, deren Stengel in die Höhe gehen, wie Kohl, Zwiebel, gelbe Rüben u. ſ. w., vor dem Wind zu ſchützen und man faßt deßwegen das Land, in welchem ſie ſtehen, mit Stangen ein. Auch zeichnet man in dieſem Monat die ſchönſten Köpfe von Winterſalat und Winterendivien zu Samen aus und giebt ihnen gleich 3 Fuß hohe Pfähle, weil ſie ſehr hoch werden. Auch die Blumenkohle werden am Ende des Monats bezeichnet. Dazu wählt man ſolche, die am längſten geſchloſſen bleiben; dieſe geben den ſchönſten Samen. Schnittkohl hebt man einige Pflanzen aus oder ſchafft denen, die man auf ihrer Stelle zu Samen ſtehen läßt, durch das Ausziehen ihrer Nachbarn Platz. Baſilikum zieht man am beſten in Töpfen.

Auch im Juni kann noch Sommer- und Winterkopfſalat zu Samen ausgezeichnet werden, aber derjenige, der von der erſten Pflanzung im Frühling iſt, giebt den ſchönſten Samen.

Von Bohnen und Erbſen läßt man die unterſten und ſchönſten Schoten gleich von Anfang an zu Samen ſtehen. Auch die ſchönſten Monatrettige werden zu Samen verpflanzt; bis ſie angewachſen ſind, muß man ſie fleißig begießen. Die Samenpflanzen durch Stangen und Stöcke zu ſchützen, daß ſie nicht umknicken, darf man nicht verſäumen.

Man thut wohl, den Samen auf dem Stock ſo reif als möglich werden zu laſſen, wenn auch etwas davon verloren geht; der Samen wird viel beſſer als bei dem Nachreifen. Am Ende des Julius aber kann doch geſammelt werden: Winter- und Schnittkohl, Kerbel, Mairüben u. ſ. w. Im Juli zeichnet man auch die früheſten, ſchönſten und glatteſten Gurken zum Samen aus. Will man Peterſilienſamen, ſo läßt man auf einem Beet nur alle 4 — 5 Zoll eine Pflanze ſtehen; das giebt im künftigen Jahr ſehr guten Samen.

Sammeln kann man das Nämliche, wie im vorigen Monat. Erbſen muß man abnehmen, ehe ſie aufſpringen. Die unterſten Schoten ſind die beſten, wenigſtens die früheſten; ſie in den Schoten aufzubewahren, iſt am beſten. Im Auguſt werden die meiſten Samen vollends reif. Wird man nicht durch gar zu viel Regen gezwungen, ſo laſſe man Alles an den Stöcken reifen; auf jeden Fall muß aller Samen an einem luftigen, ſonnigen Orte austrocknen, ehe er ausgemacht wird. Was im Juli und Auguſt nicht reif geworden iſt, kann es im September noch werden. In dieſem Monat werden dann auch ſchon wieder die Samenpflanzen für's künftige Jahr von allen Wurzelarten, Kohl, Rüben, Peterſilie u. ſ. w., geſetzt. Man ſchneidet das Kraut bis auf einige Finger breit weg und pflanzt ſie faſt 2 Zoll tief unter die Erde.

Nun bleibt mir nur noch übrig, einige Worte über die Behandlung der Blumen zu ſagen.

Die beſte Erde für Blumen iſt eine gute Gartenerde, deren Zuſammenſetzung aus Holzerde, Viehdünger, Gaſſenkoth, Teichſchlamm u. ſ. w. ſchon beim Küchengarten angegeben wurde. Unter dieſe Erde iſt etwa ein Fünftel feiner Flußſand zu miſchen. Die Hauptſache bleibt immer, daß die Erde nicht friſch, ſondern ſchon mehrere Jahre verlegen ſei.

Im Januar und Februar iſt noch nicht viel einzupflanzen. Doch kann man in kleinen hölzernen Käſten Aurikel und Primeln ſäen. Werden dieſe auf ein wenig Schnee geſäet, ſo iſt dies ganz gut, wo nicht, ſo überdeckt man den Samen einen Meſſerrücken dick mit Erde und befeuchtet dieſe ſorgfältig, läßt dann in einem mäßig warmen Zimmer die Erde wieder abtrocknen, überdeckt die Käſten mit fein zerhacktem Moos und ſetzt ſie dann in's Freie. Der Samen muß bis zum Aufgehen feucht erhalten werden.

In dieſen Monaten kann man, wenn es nicht ſchon früher geſchehen iſt, Blumenſtöcke, die zum Treiben eingeſetzt worden

ſind, in's Zimmer nehmen, aber es darf nicht allzu heiß im Zimmer ſein, z. B. Hyacinthen, Tazetten, Jonquillen, Iris, Krokus u. ſ. w., ferner Veilchen, Vergißmeinnicht, Maiblumen, Roſen.

Dieſe Blumen alle brauchen kein warmes Zimmer, etwa 5—8 Grad. Die eigentliche Gartenroſe (rosa centifolia) aber muß, wenn ſie blühen ſoll, durchaus Sonne haben; ſie kann ſchon ein wärmeres Zimmer leiden und darf nicht viel verſtellt werden. Man muß die Seite bezeichnen, die man zuerſt gegen das Licht geſtellt hat und ſo muß ſie denn immer ſtehen bleiben. Zeigt ſich mit dem vierten Blatt keine Knoſpe, dann gebe man nur die Hoffnung auf, eine Roſe zu ſehen.

Dieſe, ſo wie andere Blumen, die man im Zimmer hat, beſonders wenn ſie blühen, müſſen zuweilen, aber nicht oft und nicht ſtark und immer mit Waſſer, das ſchon längere Zeit im Zimmer geſtanden hat, begoſſen werden. Ueberhaupt thut man wohl, vom Monat November bis zum März alle Scherbenpflanzen mehr am Rand des Scherbens als ganz nahe an der Pflanze zu begießen, weil die Wurzel ſonſt leicht fault. Von Staub und Ungeziefer ſie möglichſt rein zu erhalten iſt eine Hauptſache, deßwegen iſt es gut, ſich einen beſtimmten Tag in der Woche zu dieſer Reinigung zu halten, die am beſten mittelſt eines kleinen weichen Pinſels oder bei größern Blättern mit einem Schwämmchen geſchieht, aber auch hiezu nehme man im Winter nie eiskaltes Waſſer. Die welken Blätter müſſen ebenſo ſorgfältig weggeſchafft werden, ebenſo Schimmel, wenn ſich ſolcher irgendwo angeſetzt haben ſollte. Iſt die Witterung ſchön und mild, ſo darf auch ſchon in dieſen frühen Monaten den meiſten Pflanzen etwas Luft gegeben werden, doch darf man ſie nicht in die Sonne ſtellen, ehe ſie ſchon vorher mehrmals in die Luft gekommen ſind.

Im März können ſchon ſehr viele Blumen in's Freie geſäet und geſteckt werden: Lupinen, Wicken, Convolvolus, Rit-

terſporn u. ſ. w. gleich an die Stelle, auf der ſie blühen ſollen. Man bezeichnet ſie mit kleinen Stäbchen, auf welchen die Namen ſtehen. Andere, als Aſtern, Jacobaea, Oculus Christi u. ſ. w., um ſie wieder zu verſetzen. Will man aus Aſtern Samen ziehen, ſo ſäe man von den ſchönſten Gattungen in Töpfe, laſſe aber nur in jedem Topf eine Pflanze ſtehen.

Auch Sommer- und Winterlevkoien, ſo wie Sineſernelken ſind jetzt in Töpfe zu ſäen. Wenn die Sommerlevkoien ganz klein ſind, eigentlich erſt zwei Blättchen haben, kann man ſie in Scherben verſetzen (pikiren), 5 — 6 in einen Scherben, oder auch im freien Land 2 — 3 Zoll auseinander; ſpäter verſetzt man ſie erſt, wo ſie hingehören: ſo werden die Stöcke kräftiger und unterſetzter. Iſt es im März nicht mehr kalt, ſo können jetzt auch Anemonen und Ranunkeln gelegt werden, doch iſt es ſicherer im April, weil ſie leicht erfrieren. Hingegen Hyacinthen, Tazetten u. ſ. w., die noch nie getrieben wurden, legt man jetzt, wenn es gut und trocken Wetter iſt. Die Ranunkeln kommen einen Zoll tief in die Erde und 6 Zoll auseinander; man thut wohl, die Erde oben mit feinem Flußſand zu vermiſchen. Bis ſie herauskommen, müſſen ſie feucht gehalten werden.

Perennirende Pflanzen im Freien, die im Spätjahr nicht vertheilt und umgepflanzt worden ſind, müſſen es jetzt werden. Iſt das Wetter gut, ſo können zu Ende des Monats mehrere Blumen, die man im Zimmer hatte, als Aurikel, Nelken u. ſ. w., in's Freie an einen beſchützten Ort gebracht und oben mit friſcher Erde einige Zoll tief verſehen werden. Natürlich erfordert die freie Luft auch öfteres Begießen.

Bei den perennirenden Pflanzen im Garten muß die Erde aufgelockert und die etwa entblößten Wurzeln zugedeckt werden. Dies darf aber nur bei trockenem Wetter geſchehen.

Im April wird geſäet, was vielleicht die Witterung im März nicht geſtattete, aller Art Sommerpflanzen, auch Reſeden. Reſeden ſäet man mehrmals den Sommer über, daß man immer

auch wieder ſolche in Scherben zum Wohlgeruch in's Zimmer verſetzen kann. Man muß die Stöcke aber zuweilen auch wieder in die freie Luft bringen; immer in der Stubenluft verlieren ſie den Wohlgeruch. Will man Reſeden immerwährend erhalten, ſo muß man fortwährend alle Nebenzweige wegbrechen und nur den Hauptſtamm ſtehen laſſen. Blühen in dieſem Monat Hyacinthen, Jonquillen u. ſ. w., ſo iſt es gut, ſie gegen Regen und Sonnenhitze durch Matten zu ſchützen.

In dieſem Monat können ſehr viele Zimmerblumen mit Vorſicht in's Freie gebracht werden und alle durchwinterte Pflanzen müſſen oben friſche Erde erhalten.

Von Goldlack, Rosmarin, Pelargonien (Geranien) u. ſ. w. können jetzt oder im Anfang Auguſt Ableger gemacht werden. Alle Blumen von Staub und Inſekten zu reinigen wird immer fortgefahren. Man kann die Zimmerblumen jetzt auch zuweilen in einen warmen milden Regen bringen.

Im Mai werden, wenn es nicht ſchon am Ende des vorigen Monats geſchehen iſt, die Knollen der Daleen (Georginen), der Tigritia u. ſ. w. gelegt. Auch kann in's freie Land oder in Töpfe geſäet werden: Nelken, Balſaminen, Nachtviolen, Goldlack u. ſ. w. Das Land muß nicht gar zu leicht ſein und der Samen $^1/_4$ — $^1/_2$ Zoll unter die Erde kommen.

Gepflanzt können werden: Maienblumen, etwas tief und auf einen feuchten ſchattigen Platz, dann Goldlack, Nelken, Levkoien. Sind die geſäeten Pflanzen jetzt groß genug, ſo verſetzt man ſie auch. Abends und Morgens muß Alles, was es bedarf, begoſſen werden.

Kann man die blühenden Tulpen und Nelken durch Bedeckung ſchützen, ſo iſt dies ſehr gut, auch müſſen höhere Pflanzen, namentlich Nelken, mit Stäben verſehen, ſo wie die vielen Nebenknoſpen ausgebrochen werden, damit die Hauptſtange deſto ſchöner wird. Hat die Nelke eine ſehr große Blüthe, ſo hilft man ihr durch einen Papierring, daß ſie nicht verflattert.

Im Juni verpflanzt man die geſäeten Aurikel, für welche Abendſonne beſſer als Morgenſonne iſt, Primeln und alle im März und April geſäeten Sommerblumen, ebenſo Winterlevkoien, Nelken, Goldlack u. ſ. w. Die Zwiebeln der jetzt abgeblühten Hyacinthen, Tulpen, Krokus u. ſ. w. werden, wenn Kraut und Stengel faſt vertrocknet ſind, herausgenommen, doch muß die Erde recht trocken ſein. Die Zwiebeln werden an einem trockenen luftigen Orte aufbewahrt, bis man ſie im Spätjahr wieder einlegt. Ebenſo die Zwiebeln von Ranunkeln und Anemonen, die man den Winter über in Schachteln in einem mäßig warmen Zimmer verwahrt.

Ob Sommerlevkoien gefüllt werden, erkennt man daran, wenn die Knoſpe rund iſt und, wenn man ſie mit einer Nadel öffnet, einen kleinen runden Knopf hat und keine Fäden. Von den ungefüllten, die ſich in der Nähe der gefüllten befinden, läßt man einige zu Samen ſtehen, ſammelt dieſen aber nie von der Haupt-, ſondern immer von den Nebenſtangen, weil der Samen der Hauptſtange am gewiſſeſten wieder einfache Levkoien giebt.

In dieſem Monat macht man auch Abſenker von Nelken, von Goldlack, Violen u. ſ. w., die letztern durch abgeſchnittene Zweige, in die man unten ein Haferkörnchen ſteckt. Goldlack zögern lange, bis ſie Wurzeln bekommen, deßwegen iſt es gut, wenn man ſie in Scherben pflanzen will, ſie nach dem Abſchneiden vorher einige Tage in ein Glas Waſſer zu ſtellen, was auch den Pelargonien nichts ſchadet.

Im Juni wird auch für neue Erdhaufen geſorgt und die alten umgearbeitet.

Im Juli kommen zum Theil noch die gleichen Arbeiten wie im vorigen Monat vor, aber man muß jetzt ſchon auch an das Samenſammeln denken. Dies iſt etwas mühſam, weil es ſich nur nach und nach thun läßt.

Wo man eine gereifte Samenkapſel ſieht, nimmt man ſie

ab. Man muß ſich verſchiedene kleine Schachteln oder Säckchen halten, worauf der Name jedes Samens, welchen man ſammeln will, bemerkt iſt, und mit dieſen Behältniſſen täglich umherſpaziren, um, wo etwas reif iſt, es einzuſammeln.

Im Auguſt werden gleich zu Anfang Winterlevkoien geſäet. Auch werden in dieſem Monat viele perennirende Pflanzen, die lange an einer Stelle geſtanden, verſetzt, auch Ableger gemacht von Aurikeln, Nelken, Goldlack u. ſ. w. Für letztere iſt es beſſer, wenn ſie auf eine Stelle kommen, wo ſie der Sonne nicht den ganzen Tag ausgeſetzt ſind.

Mit dem Samenſammeln fährt man fort.

Es iſt irrig, wenn man keine Blumen abſchneiden will, um den Garten ſeiner Zierde nicht zu berauben, im Gegentheil, wenn man die ſchon länger blühenden abſchneidet, treiben ſich immer wieder neue und der Schmuck des Gartens bleibt deſto länger.

Im September richtet man die Beete für Ranunkeln, Anemonen, Hyacinthen, Jonquillen u. ſ. w. zu. Auch iſt es am Ende dieſes Monats Zeit, die Zwiebeln der Hyacinthen, Tulpen u. ſ. w., die man im Winter im Zimmer treiben will, in Töpfe einzuſetzen. Man gräbt ſie mit den Scherben in die Erde, überdeckt ſie, wenn es kälter wird, mit Laub, ſtellt ſie noch ſpäter in den Keller, der aber nicht naß ſein darf, und zuletzt bringt man ſie in's Zimmer, ebenſo Veilchen, Vergißmeinnicht, Goldlack, Winterlevkoien, die ſich gefüllt zeigen, und Verbinen. Dieſe dürfen ſehr wenig begoſſen werden. Alle dieſe Blumen bedürfen kein warmes Zimmer, 5 — 8 Grade iſt das Angemeſſenſte für ſie, ebenſo für perſiſche und chineſiſche Siringen, auch für Kahla; dieſe aber werden ſtets ſehr naß gehalten, weil es Sumpfpflanzen ſind. Man thut wohl, ſie auf einen Unterſetzer zu ſtellen, in welchem man ſtets Waſſer erhält. Auch gut bewurzelte Roſen-Ausläufer bringt man jetzt in Töpfe, läßt ſie aber in den Scherben auf Brettern liegend im Freien, bis ſie leicht

einfrieren, dann nimmt man ſie erſt nach und nach in's Zimmer.

Auf den Nelkenſamen muß man jetzt fleißig Achtung geben und die Kapſeln, wie ſie reif werden und ſich zu öffnen anfangen, abſchneiden. Man bringt ihn in den Kapſeln in ein luftiges, kühles Zimmer und läßt ihn vollends nachreifen. Mit dem Begießen der Blumen darf man jetzt ſchon ein wenig ſparſamer ſein, als vorigen Monat. Die Blumenſtöcke werden nun unter Dach gebracht; ſollten ſie ſchon durch einen frühen Nachtfroſt gelitten haben, ſo iſt es gut, ſie gleich Morgens von oben herab zu begießen oder ſie gar einige Stunden in friſches Flußwaſſer zu ſtecken.

Oleander, Lorbeerbäume, Myrthen, Hortenſia, Granaten u. ſ. w. können in einem trockenen Keller überwintern, aber Orangen, Pelargonien (Geranien), alle Arten Kaktus, Heliotrop, Asklepia u. ſ. w. gehören in's Zimmer. Dieſe alle, außer der Asklepia, die kühl gehalten werden kann, erfordern eine Wärme von 12 — 15 Graden. Kaktus und Heliotrop dürfen ſehr wenig begoſſen werden. Erſtere nehmen mit jeder Stelle im Zimmer vorlieb (unter die Erde miſcht man noch etwas mehr Flußſand als bei andern Blumen), deſto mehr hat man bei den Geranien darauf zu ſehen, daß ſie im Licht und zuweilen in der Sonne ſtehen, wenn ſie Blüthen treiben ſollen.

Im Oktober iſt es gut, in's Freie zu ſäen: Ritterſporen, Reſeden, ſpaniſche Wicken u. ſ. w. und zwar auf die Plätze, wo ſie ſtehen bleiben, damit man ſie im Frühling recht bald blühend hat.

Auch werden jetzt die Zwiebeln der Hyacinthen, Tulpen u. ſ. w. gelegt. Die perennirenden Pflanzen werden zu Anfang dieſes Monats eine Hand hoch über der Erde abgeſchnitten; ſie kommen auf dieſe Art leichter durch, auch gehört es zur Ordnung. Diejenigen Blumenſtöcke, die man in Töpfen im Zimmer überwintern laſſen will, müſſen, ehe ſie hereingebracht werden, vollkommen abtrocknen, um ſie vor Fäulniß zu bewahren. Die

gelben und faulen Blätter werden mit einer Scheere abgenommen. Hat man den Platz dazu, ſo iſt es für alle beſſer, ſie ſtatt in den Keller in ein Zimmer zu ſtellen, das weder ſo kalt iſt, daß ſie erfrieren, noch ſo warm, daß ſie ſich treiben. Am tauglichſten iſt ein Zimmer, das an ein anderes, welches geheizt wird, ſtoßt, und das hinlänglich Licht und einige Sonne hat. Werden ſie in dieſes Zimmer gebracht, ſo müſſen ſie noch ein Paar Tage ganz an der freien Luft ſtehen, damit ja keine Näſſe daran bleibe.

Spätblühende Gewächſe werden jetzt noch vertheilt und verſetzt, dann alle Käſten, Töpfe u. ſ. w. in Ordnung gebracht. Begoſſen werden die Blumen jetzt nur noch ſelten.

Im November und December hat man nicht mehr viel zu thun. Die Blumen, die im Zimmer ſind, muß man, ſo oft es die Witterung erlaubt, an die freie Luft bringen und ſie möglichſt vor Staub ſichern. Wenn man will, kann man auch jetzt, ſo fern der Boden nicht eingefroren iſt, Hyacinthen u. dergl. legen; ſie können 1 Zoll hoch mit gemahlener Gerberlohe überlegt werden. Auch Roſen-Ausläufer kann man noch in Scherben einſetzen.

Hat man Camelien im Zimmer, ſo müſſen dieſe ganz beſonders vor Staub, der ihr Tod iſt, geſchützt werden, übrigens brauchen ſie keine beſondere Pflege, und ein Zimmer, das nicht allzu heiß iſt, etwa 10 Grad, iſt hinreichend für ſie. Auch noch kälter ſchadet nicht.

Und nun, liebe Maria, befolgſt Du alle dieſe Vorſchriften genau, ſo zweifle ich nicht, Dein Hausweſen ſo wie Deinen Garten im nächſten Sommer in blühendem Zuſtande anzutreffen.

Regiſter

über den techniſchen Theil des Werkes.

(Die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.)

Abzug einer Haushaltung 94
Apfelkunzen 505
Arbeitsleute zu behandeln . 99
Aufhängen der Wäſche . 522
Aufſtehen, frühes . . . 376
Bänder, ſeidene, zu waſchen 525
Beefſteak 502
Beilagen zu Gemüſen . . 483
Beſtreiche, kalte 526
— warme 527
Betten zu verpacken . . 96
Betten, alte herzuſtellen 107 525
— zu beſtreichen . . 108
Bettfedern zu verzupfen . 107
— zu waſchen . . . 525
Blumengärtnerei:
Januar und Februar . 540
März 541
April 542
Mai 543
Juni 544
Juli 544
Auguſt 545
September 545
Oktober 546
November u. December . 547
Blumenkohl 480
Blutwürſte 488
Bock, polniſcher 498
Boeuf à la mode . . . 501
Bohnen zu kochen, friſche . 477
— eingemachte . . . 467
— ausgehülste . . . 471
— einzumachen . . . 512
— zu räuchern . . . 513
Bouillon, trockene . . . 463
Bratwürſte 487
Bratwurſtklöße 470
Brockelerbſen 478
Brodſuppe mit Wurzeln . 465
Bügeln der Wäſche . . . 523
Butter auszulaſſen . . . 507
— geſalzene 508
— gerührte mit Käſe . 508
— brühe 474
Butterteig 496
Compoſt 537
Cotelettes 483
Damenkleider einzupacken . 96
Dampfnudeln 494
— eine feinere Art . 494
— noch eine Art . . 495
Dünger 536 537
Eier, gebackene 473
Eierhaber 493
Eierſpeiſen 489

Eingelaufene Suppe . . . 466
Erbſen 471
Erbſenſuppe 467
Erde, gute, zu pflanzen . 537
Erdflöhe, Mittel dagegen . 530
Erſparniſſe in der Haushal-
tung 381
Erziehung d. Kinder 105 169 267
Eſſiggurken 513
Familienfeſte 264
Fiſche, gewöhnliche . . 505
Flädlen 492
— gefüllte 492
Fleiſchklöße 470
— kuchen 504
— paſtetchen . . . 486
— ſtruckeln 490
— ſuppe 466
— vögel 498
— werk 496
— würſtchen . . . 487
Frühbeete 537
Gallenſeife 525
Gansleber 504
Gänſeſchmalz 509
Garten einzupflanzen . . 122
Gartengeſchäfte 528
März und April . 528 532
Mai 532 533
Juni 533 534
Juli 534
Auguſt 534
September 535
Oktober 535
November 536
December 537
Gemüſe 467
Geriebene Suppe . . . 466
Gerſte zu kochen . . . 464
Gips als Dünger . . . 534
Glaswerk einzupacken . . 95
Gurken einzumachen . . 513
Eſſiggurken 513
Salzgurken 514
Teufelsgurken . . . 514
Hahnen, junge, gebackene 485
— eingemachte . . . 485
Hammelsbraten 504
— rippchen 483
Hirnwürſte 487
Hühnerfutter 528
Jus 463
Kalbsbraten 496
— bruſt, gefüllte . . 499
— kopf 499
— fleiſch, gepreßtes . 497
— fleiſch, eingemachtes 499
— füße, gebackene . . 484
— herz 500
— leber, geröſtete . . 500
— rippchen, gebackene . 483
— — gebratene . . 483
— — mit Chalotten-
zwiebeln 500
— ſchale, geſpickte . . 497
Kartoffelgemüſe 469
— geröſtete 485
— ſuppe 465
— würſtchen . . . 486
Karviol 480
Klöße, gebratene . . . 491
Bratwurſtklöße . . . 470
Fleiſchklöße 470
Kartoffelklöße . . . 469

Leberklöße 473
Schwedenklöße . . . 472
Kohl 475
Blumenkohl 480
Roſenkohl 475
Schnittkohl 476
Winterkohl 479
Kohlenſtaub als Dungmittel 534
Kohlrabi zu kochen . . . 469
Kraut 480
— bayeriſches . . . 480
— ſaures 480
— ſüßes 481
— gefülltes 482
— weißes einzukaufen. 123
— einzumachen . . . 511
— würſtchen 481
— dorſchen 482
Küchengeſchirr einzupacken. 95
Küchlein, gebrühte . . . 484
Künſtlerbraten 501
Laubfröſche 475
Lauge, kalte 515
Leberklöße 473
Leberwurſt 487
Linſen 471
Lunge und Leber . . . 500
Maitrank 506
Mangen der Wäſche . . 523
Mangold 479
Matratzen, neue, zu machen 108
— alte, umzuarbeiten 108
Maultaſchen 475
Mehlſpeiſen 489
Milchbrodſuppe 465
— auf andere Art . 475
Milchſpätzchen 491
Möbel gut zu erhalten . 268
— zu reinigen . . . 527
— zu verpacken . . 97
Nieren, ſaure 504
Nierenſchnitten 472
Nudeln 489
— aufgezogene . . . 489
— gefüllte 475
Obſtmoſt verbeſſern . . 506
Ochſenfleiſch, geſottenes . 502
— auf andere Art . 502
Ochſenzunge 502
— einzuſalzen . . . 510
Omelettes 493
Perennirende Pflanzen 535 542
545 546
Pfannkuchen 493
Pflanzen in den Keller einzuſetzen 535
Polniſcher Bock 498
Portraits einzupacken . . 96
Porzellan, gewöhnliches, feines einzupacken . . 95
Prießlen, gebackene . . . 485
Rahmſtruckeln 490
Regenwaſſer ſammeln . . 123
Reinlichkeit in der Küche . 52
Reis 464
Reisbrei 491
Rippen auf dem Stubenboden anzuölen . . . 528
Roulade von Schweinefleiſch 503
Roſenkohl 475
Rüben, gelbe 478
— weiße 478
Salzgurken 514
Samen zu ziehen . . . 538

Schäfen 477
Schinkengemüſe 490
Schinken zu räuchern . . 509
— auf andere Art . . 510
Schirting zu Knabenhemden 108
Schlachtbraten 500
Schnecken, Mittel gegen die 533
Schnitten, gebackene . . 484
Schnittkohl 476
Schwarzwurzeln zu kochen 468
Schwedenklöße 472
Schweinsbraten 503
Schweinsrippchen . . . 484
Seifenbrei 516
Socken 108
Soda 524
Spätzlen, gebratene . . 491
Spiegel zu verpacken . . 96
Spinatknopf 474
Spinat zu kochen . . . 473
Spitzen zu waſchen . . . 521
Stärke 521
Stiefelwichſe, engliſche . 528
Strohſäcke zu machen . . 108
Suppe v. geriebenen Milchbroden 465
— von Milchbrod auf andere Art 465
— von Brod mit Wurzeln 465
— Kartoffelſuppe . . 465
— Zwiebelſuppe . . 466
— eingelaufene . . . 466
— geriebene 466
— Fleiſchſuppe . . . 466
— Erbſenſuppe . . . 467
— Spargelſuppe . . 467
Teufelsgurken 514
Trichternudeln 493
Umarbeiten des Gartens 122 536
Unterricht der Kinder . . 207
Vereine, wohlthät. 366 380 386
Verrichtungen, häusliche . 507
Vorbereitungen z. Wäſche 123 515
— zu dem Umzug einer Haushaltung 94
Vorſchriften zum Waſchen 515
Waſchen 515
— auf andere Art . . 524
Wärmegrad für Zimmerpflanzen . 541 545 546 547
Weiß- oder Filderkraut einzumachen 511
Weiße Rüben 478
Welſchkornblätter, dürre, zum Füllen der Strohſäcke 108
Werren, Mittel gegen die 536
Winterkohl 479
Wohlgeruch beim Weißzeug 524
Wurſt, eine gute . . . 488
Würſte 487
Blutwürſte 488
Bratwürſte 487
Fleiſchwürſtchen . . . 487
Hirnwürſte 487
Kartoffelwürſtchen . . 486
Leberwürſte 487
Zeiteintheilung 376
Zitronenmilch 495
Zwetſchgen, dürre . . . 471
Zwiebelſuppe 466

In demſelben Verlag ſind erſchienen und können durch alle Buchhandlungen Deutſchlands und der angrenzenden Länder bezogen werden:

Hebel's

ausgewählte Erzählungen des rheinländiſchen Hausfreundes.

Für die reifere Jugend

insbeſondere für

Volks- und Schulbibliotheken

bearbeitet von

Karl Stöber.

20 Bogen in Oktav. Preis 10 Ngr. oder 30 kr.

Der Herausgeber, welcher bei Hebel in die Lehre gegangen iſt, hat ſich an die Werke ſeines lieben Meiſters gemacht, und Das, was beim Vorleſen in Familien oder beim Gebrauch für Volks- und Schulbibliotheken nur das geringſte Bedenken erregen könnte, ausgeſchieden, das Andere aber in einem Bande zuſammengeſtellt und mit einer einleitenden Erzählung verſehen, die das Weitere beſagt.

Pſyche.

Zur Entwicklungsgeſchichte der Seele.

Von Dr. C. G. Carus,

Geheimen Medicinalrath, Leibarzt Sr. Majeſtät des Königs von Sachſen u. ſ. w.

Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers.

Groß Oktav. Velinpapier. Preis 3 Thlr. 8 Ngr. oder 5 fl.

1. Aus den Berliner literar. Blättern, 1847, Nr. 5:

— — „Und dennoch iſt unſere Zeit eine bedeutſame Zeit! — In dieſer „Pſyche" des trefflichen Carus liegt uns ein Werk

vor, das, wenn es recht verſtanden und innig begriffen wird, in vielen Kreiſen des Wiſſens und Kennens theils die begonnenen Revolutionen befeſtigen, theils neue vorbereiten kann. Das Werk umfaßt Phyſiologie und Pſychologie; denn Beides iſt nur Eines, wie der Verfaſſer mit Klarheit darlegt u. ſ. w. — Wir beſitzen Anthropologien und Pſychologien genug von Philoſophen und Theologen mit überwiegender Tendenz auf das ſpekulativ Ethiſche oder ſpekulativ Religiöſe. Keiner von Allen hat ſo entſchieden die veralteten Anſchauungen von der in zwei Hälften zerlegten Seele aus dem Tempel der Wiſſenſchaft gefegt, wie Carus, und dies konnte auch nur einem Manne gelingen, der eben ſo Arzt und tiefblickender Naturforſcher iſt, wie geiſtvoller Philoſoph. Sein Werk iſt die Schöpfungsthat eines reichen, tiefen und klaren Geiſtes, der auf dem Grund umfaſſender, ihrer Wahrheit und innerſten Bedeutung nach erkannten Erfahrungen mit ſelbſtbewußter Freiheit des Denkens und ſchaffenden Geſtaltens ſich bewegt; es wird belebende, verjüngende Früchte tragen für Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben."

2. Aus dem Allgemeinen Anzeiger der Deutſchen, 1847, Nr. 52:

„Wer ſich über Seelenleben auf anziehende und belehrende Weiſe unterrichten will, dem ſei obiges Werk empfohlen. Der tiefe, neuſchaffende Verfaſſer betritt in dieſem Buch eine neue Bahn und weiß mit ſolcher Klarheit und Einfachheit in das Geheimniß des Seelenlebens einzudringen, daß er auch Den, welchem „Seele und Seelenleben" tägliche Aufgabe des Forſchens war, durch Neuheit, Gediegenheit und Wahrheit überraſcht. So iſt es! ruft man vielmals aus, und nur ſo kann es ſein, wie Carus es darſtellt. Der Referent, der die Seelenlehre als einen vorzüglichen Zweig des pädagogiſchen und theologiſchen Wiſſens anſieht, der in einer Umgebung groß gezogen wurde, wo jede ſeeliſche Erſcheinung beſprochen wurde, der viele Lehrbücher der Pſychologie kennt, meint ein Urtheil zu haben über die vorliegende von Carus. Die älteren Bücher erbauten philoſophiſch, Carus natürlich, gleich den Griechen, von denen er nachweist, daß ſie viel verſtändigere Anſichten von der Seele haben als die chriſtlichen Philoſophen, die, von theologiſchen Anſichten ge-

blendet, Menſchenſeelen ſchufen, über die der tiefer Blickende lächelt. Carus geht aus vom unbewußten Leben der Seele und dann über zu dem bewußten. Jeden aufmerkſamen Leſer wird befriedigen, was über das Heranbilden der Seele in den Thieren geſagt wird. Und wo findet man dieſe würdige, erhabene Anſicht von der Seele des Menſchen, wie ſie Carus giebt? Ruhig und klar, wie ein Grieche oder Römer — ſein Geſicht zeigt auch einen ſolchen — ſchreitet der Verfaſſer einher und weiß den Leſer mehr und mehr in ſeinen Bereich zu ziehen, weiß ihn zu feſſeln, daß er ſtets zu ihm zurück muß. Glaube an Fortdauer der Seele, das Streben nach Wahrheit, nach Sittlichkeit, die feſte Ueberzeugung von Gottes Daſein, Wirken und Walten erhält einen neuen Aufſchwung. Ehrenmänner werden es dem Referenten gewiß Dank wiſſen, auf ein ſolches Buch, welches, da es von einem Arzte iſt, doppelt merkwürdig und belehrend iſt, aufmerkſam gemacht zu haben."

Mnemoſyne.

Blätter aus Gedenk- und Tagebüchern.

Von

Dr. C. G. Carus.

(I. Gedanken über Philoſophie, Leben und Kunſt. II. Reiſe nach Florenz. III. Selbſtbiographie.)

Groß Oktav. Velinpapier. Preis Thlr. 3. 8 Ngr. oder fl. 5.

Allgemeine Aeſthetik.

Von

Dr. Karl Hinkel,

Profeſſor in Marburg.

20 Bogen in Oktav. Preis Thlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 30 kr.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

[illegible] … namentlich gemacht zu haben."

Mnemoſyne.

Blätter aus Gedenk- und Tagebüchern

Von

Dr. C. G. Carus.

(I. Gedanken über Philoſophie, Leben und Kunſt. II. Reiſe nach Florenz. III. [illegible].)

Groß Octav. Velinpapier. Preis 1 Thlr. [illegible] Ngr. oder fl. [illegible]

Allgemeine Aeſthetik.

Von

Dr. Karl Fiſchel,

[illegible]

[illegible] Bogen in Octav. Preis Thlr. 1. 16 Ngr. oder fl. 2. 36 kr.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Werner, Maria

Die mutterlose Jungfrau in ihrem Leben und ihrer Haushaltung Ein unterhaltendes und wirthschaftliches Bildungsbuch für Frauen und Töchter. Von der Verfasserin des armen Martins. Mit 2 Kupfern

Pforzheim 1847

Oecon. 2137 z
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10300274-2